

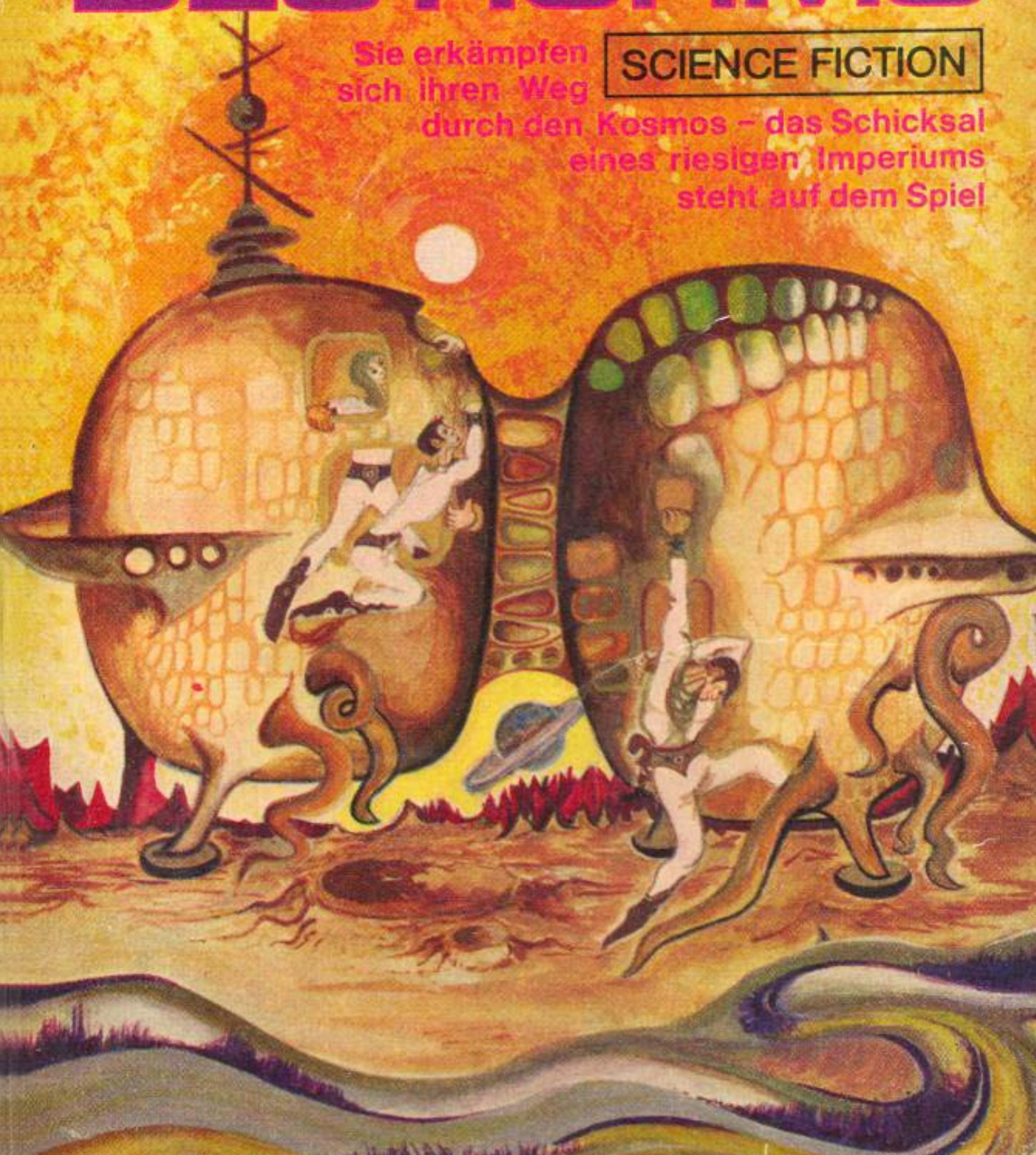
HEYNE
BÜCHER

Robert A. Heinlein
**STRASSE
DES RUHMS**

Sie erkämpfen
sich ihren Weg

SCIENCE FICTION

durch den Kosmos – das Schicksal
eines riesigen Imperiums
steht auf dem Spiel



SIND SIE EIN FEIGLING?

Dann ist dieses Angebot nichts für Sie. Wir brauchen dringend einen tapferen Mann. Er muß 23 bis 25 Jahre alt, völlig gesund, wenigstens 175 cm groß sein und sollte nicht unter 80 kg wiegen. Englische und französische Sprachkenntnisse Bedingung. Erwünscht sind ferner Fähigkeit im Umgang mit Waffen aller Art, mathematisch-technische Grundkenntnisse, Bereitschaft zu reisen, keine familiären oder emotionellen Bindungen. Wir bieten Dauerstellung, sehr gute Bezahlung, großartige Abenteuer, Gefahren aller Art. Persönliche Vorstellung unerläßlich. 17, rue Dante, Nice, 2^{me} etage, appt. D.

Für E. C. Gordon, einen ausgemusterten Vietnamkämpfer, begann das neue Leben als professioneller Held mit einer ungewöhnlichen Zeitungsanzeige.

Mr. Gordon antwortete aus Neugier auf das Inserat, und er wurde engagiert. Bald darauf fand er sich in einem fremden Universum wieder und erlebte Dinge, die alles in den Schatten stellten, was er sich jemals erträumt hatte.

Vom selben Autor erschienen in den
Heyne-Büchern die utopischen Romane

Weltraummollusken erobern die Erde • Band 3043

Ein Doppelleben im Kosmos • Band 3049

Bewohner der Milchstraße • Band 3054

Die Reise in die Zukunft • Band 30S7

Revolte auf Luna • Band 3132/3133

Ein Mann in einer fremden Welt • Band 3170/71/72

ROBERT A. HEINLEIN

DIE STRASSE DES RUHMS

Utopischer Roman

Deutsche Erstveröffentlichung



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE-Buch Nr. 3179/3180
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe
GLORY ROAD
Deutsche Übersetzung von Walter Brumm

Copyright © 1963 by Robert A. Heinlein
Printed in Germany 1970
Gesamtherstellung: H. Mühlberger, Augsburg
Scan by Brrazo 09/2004

Ich kenne einen Ort, wo es keine Industrieabgase und kein Parkplatzproblem und keine Bevölkerungsexplosion gibt... keinen kalten Krieg und keine Wasserstoffbomben und kein Werbefernsehen... keine Gipfelkonferenzen, keine Steuern und keine allgemeine Wehrpflicht. Das Klima ist von der Art, wie Florida und Kalifornien es zu besitzen behaupten (aber nicht haben), die Landschaft ist lieblich, die Leute sind freundlich und hilfsbereit zu Fremden, die Frauen sind schön und in erstaunlichem Maße bemüht, einem gefällig zu sein.

Ich könnte zurückgehen. Ich könnte ...

Es war ein Wahljahr mit den gewohnten Phrasen und leeren Versprechungen. Ich war einundzwanzig, wußte aber nicht, gegen welche Partei ich stimmen sollte; sie waren einander zu ähnlich.

Statt dessen rief ich das Rekrutierungsbüro an und forderte die Leute dort auf, mir den Einberufungsbefehl zu schicken.

Ich habe gegen zwangsweise Einberufung die gleichen Einwände, wie sie der Hummer gegen kochendes Wasser hat: Es mag seine schönste Stunde sein, aber es ist nicht seine Wahl. Nichtsdestoweniger liebe ich mein Land. Ja, das tue ich, trotz aller patriotischen Propaganda, mit der sie einen schon in der Grundschule zum Kanonenfutter konditionieren. Einer meiner Urgroßväter fiel bei Gettysburg, und mein Vater machte den Koreafeldzug mit, also wollte wenigstens ich mich nicht einwickeln lassen.

Ich kenne das Gerede von der »verlorenen Generation«. Ich habe diese Bücher aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg gelesen – Fitzgerald und Hemingway und so weiter –, und es kommt mir so vor, als wäre Methyllalkohol im geschmuggelten Schnaps so ungefähr das einzige gewesen, worüber sie sich Sorgen zu machen brauchten. Sie hatten die Welt beim Schwanz gepackt – warum also jammerten sie?

Gewiß, sie hatten die Wirtschaftskrise und Hitler vor sich. Aber das wußten sie nicht. Wir hatten die Wasserstoffbombe als Damoklesschwert über uns, und das wußten wir in jedem Augenblick.

Aber wir waren keine »verlorene Generation«. Wir waren schlimmer. Wir waren die opportunistische, die auf Sicherheit bedachte, die karrierebewußte Generation. Keine Beatniks und Gammler. Diese machten niemals mehr als ein paar Tausend unter Millionen aus – leider. Natürlich übernahmen wir ihren Jargon, ließen Cool Jazz aus unseren Stereolautsprechern heulen, lasen Salinger und Kerouac, kleideten uns (manchmal) nach Art der Gammler und gebrauchten Ausdrücke, die unsere Eltern schockierten. Aber in Wirklichkeit glaubten wir nicht, daß unstetes Leben und ein Bart einem Bankkonto vorzuziehen seien. Wir waren keine Rebellen. Wir waren Konformisten. »Sicherheit« war unser unausgesprochenes Losungswort.

Die meisten unserer Losungsworte waren unausgesprochen, aber wir folgten ihnen so zwanghaft wie eine eben ausgeschlüpfte Ente dem Drang ins Wasser folgt. »Auflehnung hat keinen Zweck.« »Sichere dir deinen Platz, solange die Chancen gut sind.« »Nur keine Experimente.« Alle hehren Ideale und hohen moralischen Werte im Dienst der Sicherheit. Sogar das »feste Verhältnis« (der Beitrag meiner Generation zum amerikanischen Traum) basierte auf dem Sicherheitsgedanken; damit war dafür gesorgt, daß der Samstagabend nie ein einsamer Abend sein konnte. Wenn man ein festes Verhältnis mit einem Mädchen hatte, war lästiger Wettbewerb ausgeschaltet.

Und wir hatten Ambitionen. Werde Collegestudent und laß dich vom Wehrdienst befreien. Heirate und schwängere deine Frau, während beide Familien zusammenhelfen, damit du Student und von der Einberufung verschont bleiben kannst. Oder besorge dir einen Job, den die Einberufungsbehörde für wichtig hält, sagen wir bei einem Werk für Raketen. Noch besser, du studierst weiter und steuerst den Dokortitel an, wenn deine Leute es sich leisten können, machst inzwischen zwei weitere Kinder und gelangst

sicher über die einberufungsfähige Altersgrenze hinaus. Und davon abgesehen ist ein Dokortitel eine Freikarte für beruflichen Aufstieg, gute Bezahlung und gesicherten Ruhestand.

Nach einer schwangeren Frau mit wohlhabenden Eltern lag die größte Sicherheit in der Wehrdienstuntauglichkeit. Beschädigte Trommelfelle waren gut, aber eine starke Allergie war am besten. Einer meiner Nachbarn hatte schreckliches Asthma, das bis zu seinem sechsundzwanzigsten Geburtstag anhielt. Keine Mache – er war allergisch gegen Einberufungsbehörden. Ein anderer Ausweg war, einen Militärpsychiater davon zu überzeugen, daß die eigenen Interessen mehr für den diplomatischen Dienst als für die Armee paßten. Mehr als die Hälfte meiner Generation war »für den Militärdienst untauglich«.

Ich finde das nicht überraschend. Da gibt es eine alte Geschichte von Leuten, die mit einem Schlitten durch tiefen Wald fahren – verfolgt von Wölfen. Dann und wann packen sie einen aus ihrer Mitte und werfen ihn den Wölfen vor. Genauso ist es mit der Wehrpflicht, selbst wenn man sie »selektiven Wehrdienst« nennt und mit ein paar Unterstützungsleistungen und »Veteranenbeihilfen« attraktiver zu gestalten sucht. Es ist nichts anderes, als eine Minderheit den Wölfen vorzuwerfen, während der Rest dem einfältigen Lebensziel der Doppelgarage, des Schwimmbeckens und der garantiert sicheren Altersversorgung nachjagt.

Ich will mich nicht als besonders weise oder besser als andere hinstellen; ich war selber hinter dieser Doppelgarage her.

Wie dem auch sei, meine Leute hatten nicht das Geld, mir eine Collegeausbildung zu finanzieren. Mein Stiefvater war Luftwaffenunteroffizier und hatte genug Mühe, für seine eigenen Kinder Schuhe zu kaufen. Als er kurz vor Beendigung meiner Schulzeit nach Deutschland versetzt wurde, und ich die Einladung bekam, zu meiner Tante und ihrem Mann überzusiedeln, waren wir beide erleichtert.

Finanziell war ich nicht besser daran als mein angeheirateter Onkel, der seine erste, geschiedene Frau unterstützen mußte, was ihm nach kalifornischem Gesetz nicht viel mehr übrigließ, als ein

Landarbeiter in Alabama vor dem Bürgerkrieg verdiente. Aber als »überlebender Abhängiger eines verstorbenen Armeeveteranen« hatte ich 35 Dollar im Monat. (Nicht »Kriegswaise«, was eine andere Sache ist, die mehr einbringt.) Meine Mutter war zwar sicher, daß Papas Tod von Verletzungen hergerührt hatte, die er in Korea davongetragen hatte, aber die Versorgungsbehörde dachte anders darüber, und so war ich bloß ein »überlebender Abhängiger«.

35 Dollar im Monat konnten das Loch nicht füllen, das ich in die Lebensmittelvorräte meiner Tante fraß, und es verstand sich von selbst, daß ich nach meinem Schulabgang allein für meinen Unterhalt aufkommen müßte. Durch Ableistung meiner Militärdienstzeit, ohne Zweifel... Aber ich hatte meinen eigenen Plan. Ich war ein guter Rugbyspieler, was mich in der Vergangenheit ein gebrochenes Nasenbein gekostet hatte, mir aber nun zu einem Studienplatz am örtlichen Staatscollege verhalf, wo ich als Gegenleistung für meine Unterhaltskosten und die Gebühren den Sportplatz instandhalten und die Turnhalle fegen mußte.

Wie es weitergehen sollte, konnte ich nicht absehen, aber mein Plan war klar: mit Zähnen und Klauen festhalten und einen Abschluß als Ingenieur erreichen. Einberufung und Ehe aus dem Weg gehen. Nach dem Abschluß einen Posten am College ergattern, als Assistent oder Sekretär, Geld sparen und auch noch Jura studieren – denn ein Lehrer hatte mir erzählt, daß Ingenieure zwar gutes Geld verdienen, die großen Gehälter und die führenden Posten aber an Juristen gingen. So wollte ich die Sache deichseln. Ich hätte gleich das Jurastudium angesteuert, wenn das College eine rechtswissenschaftliche Fakultät gehabt hätte.

Am Ende der Rugbysaison wurde die Collegemannschaft aufgelöst, und man verlor das Interesse an mir. Mein Spezialjob fiel an den Hausmeister und seine Gehilfen zurück.

Wir hatten eine schlechte Saison hinter uns – kein einziges gewonnenes Spiel. Ich bewarb mich bei der Basketballmannschaft, aber der Trainer wollte keinen Spieler, der nur einen Meter neunundsiebzig groß war. Ich kam noch mit knapper Not über das

Semester, dann mußte ich mich nach anderen Möglichkeiten umsehen. Ich war in dieser Zeit einundzwanzig geworden, und auch die 35 Dollar im Monat fielen weg. Ich kam auf eine früher ausgeknobelte Sache zurück, das heißt, ich machte diesen Anruf bei meinem Rekrutierungsbüro.

Ich hatte vor, ein Jahr in der Luftwaffe Dienst zu tun und mich dann um einen Platz an der Luftwaffenakademie zu bewerben. Wenn mir schon der Reichtum versagt blieb, wollte ich wenigstens Astronaut und berühmt werden.

Nun, wir können nicht alle Astronauten werden. Die Luftwaffe hatte ihr Kontingent voll und konnte keine Leute mehr brauchen. Ich war so schnell in der Armee, daß mir kaum genug Zeit zum Packen blieb.

Also beschloß ich, der beste Schreibstubensoldat der Armee zu werden; ich sorgte dafür, daß Maschineschreiben als eine meiner besonderen Fähigkeiten in den Personalbogen aufgenommen wurde. Wenn ich etwas darüber zu sagen hätte, würde ich meine Zeit in Fort Carson ableisten, sauber getippte Listen verfassen und nebenbei Abendkurse besuchen.

Ich hatte nichts darüber zu sagen.

Waren Sie schon mal in Südostasien? Die Büsche sind voll von Insekten und Einheimischen, die auf einen schießen. Es war noch kein Krieg, damals – nicht mal eine »Polizeiaktion«. Wir waren »Militärberater«. Aber ein Militärberater, der in dieser Hitze vier Tage lang tot herumliegt, riecht genauso wie eine Leiche in einem richtigen Krieg.

Ich wurde zum Gefreiten befördert. Ich wurde siebenmal befördert. Immer wieder zum Gefreiten.

Ich hatte nicht die richtige Einstellung. Das sagte mein Kompaniechef. Mein Vater war beim Marinekorps gewesen, und mein Stiefvater war bei der Luftwaffe; meine einzige Ambition bei der Armee war ein Schreibstubenposten in der Heimat gewesen; allenfalls wollte ich noch Bursche bei einem Armegeistlichen sein. Die Armee gefiel mir nicht. Mein Kompaniechef mochte die

Armee auch nicht; er war ein Oberleutnant, der es nicht bis zum Hauptmann gebracht hatte, und jedesmal, wenn er sich darüber ärgerte, verlor Gefreiter Gordon seine Ärmelstreifen.

Das letztmal verlor ich sie, als ich ihm sagte, daß ich meinem zuständigen Kongreßabgeordneten schreiben wolle, damit er herausfinde, warum ich der einzige Soldat in Südostasien sein müsse, der bis zum Rentenalter hier draußen Dienst tun dürfe, statt nach Hause zu gehen, wenn seine Zeit um sei. Das machte ihn so wütend, daß er mich nicht nur degradierte, sondern auch noch vom Stützpunkt in den Busch aufbrach, um den Helden zu spielen. Und dann war er tot, und ich hatte diese Narbe quer über mein Gesicht und die gebrochene Nase, weil ich auch den Helden hatte spielen müssen. Eigentlich hätte ich die Ehrenmedaille bekommen müssen, aber zu meinem Pech hatte niemand zugeschaut, als ich mich heldenhaft meiner Haut gewehrt hatte.

Während ich mich im Lazarett erholte, beschlossen sie, mich nach Hause zu schicken, und als ich wußte, daß man mich entlassen würde, sobald mein Gesicht geheilt war (der kleine braune Bruder hatte sein Buschmesser nicht sterilisiert gehabt), stellte ich den Antrag, in Wiesbaden ausgemustert zu werden, wo meine Familie war, und nicht in Kalifornien, wo ich meinen offiziellen Wohnsitz hatte. Und dann brachte mich der Lazarettchirurg auf eine großartige Idee, als er sagte: »Du wirst bald wieder auf den Beinen sein, mein Junge. Aber du wirst ein Narbengesicht behalten wie ein Heidelberger Korpsstudent.«

Was mir zu denken gab. Ohne akademischen Grad konnte man keinen anständigen Job kriegen. Aber es gibt Grade und Grade. Ein Professor an einem Kuhcollege wie meinem würde für jeden Trottel Flaschen putzen – wenn dieser einen akademischen Grad von einer europäischen Universität hätte.

Warum nicht Heidelberg? Ich war entschlossen, meine Vergünstigungen als demobilisierter Soldat auszumelken, und wie meine Mutter schrieb, war in Deutschland alles billiger. Vielleicht ließen sich diese Vergünstigungen bis zu einem Dokortitel strecken. Herr Doktor Gordon, mit Narben im Gesicht, noch dazu

aus Heidelberg – dafür würde jede Raketenfirma zusätzliche dreitausend Dollar im Jahr lockermachen.

Zum Teufel, ich könnte ein paar Messuren schlagen und meiner unschönen Narbe ein paar echte Fechnarben hinzufügen. Fechten war ein Sport, den ich schon immer bewundert hatte. Manche Leute können Messer, Säbel, Bajonette und andere scharfe Waffen nicht ertragen. Sie bringen es fertig, ihren Wagen mit hundertfünfzig Stundenkilometern über eine Straße zu jagen, die kaum für hundert gut ist, aber wenn sie eine nackte Klinge sehen, werden sie von Panik ergriffen.

Ich war da nie empfindlich, und das ist ein Grund, warum ich noch am Leben bin und immer wieder zum Gefreiten befördert wurde. Ein »Militärberater« kann sich nicht leisten, vor Messern, Bajonetten und ähnlichen Dingen Angst zu haben; er muß mit ihnen umgehen. Ich hatte nie Angst vor ihnen, weil ich immer überzeugt bin, daß ich einem anderen antun kann, was er mir antun will.

Mit dieser Einstellung bin ich immer zurechtgekommen, nur damals nicht, als ich den Fehler beging, ein Held zu sein und nicht rechtzeitig wegzulaufen, als es zum Nahkampf kam.

Ich war ziemlich begierig, in Heidelberg auf dem Paukboden zu stehen. Sie polstern einem den Oberkörper und den Fechtarm und stülpen einem eine Schutzmaske über Augen, Nase und Ohren – das ist was anderes, als mitten im Dschungel einem überzeugten Marxisten zu begegnen. Ich hatte mal einen Fechtdegen in der Hand gehabt; es war eine leichte, gerade Waffe mit scharfer Schneide – und einer abgerundeten Spitze! Ein Spielzeug, gerade geeignet, hübsche Narben zu machen, die die Mädchen bewundern können.

Ich besorgte mir eine Karte, und siehe da – Heidelberg ist gar nicht weit von Wiesbaden. So beantragte ich meine Entlassung nach Wiesbaden.

Der Lazarettchirurg sagte: »Du bist ein Optimist, mein Junge«, aber er setzte seinen Namen unter den Antrag. Der

Verwaltungsunteroffizier sagte: »Kommt nicht in Frage.« Ich will nicht sagen, daß Geld den Besitzer wechselte, aber der Antrag wurde mit der Empfehlung des Lazarets weitergeleitet, obwohl der Schreibstubenbulle murmelte, ich sei reif für den Psychiater; Onkel Sam gewährt gewöhnlichen Gefreiten keine kostenlosen Weltreisen.

Immerhin hatte ich den Erdball schon so weit umrundet, daß ich Wiesbaden näher war als San Francisco. Doch die Politik verlangte, daß Rückkehrer über den Pazifik verschifft wurden. Militärpolitik ist wie Krebs. Niemand weiß, woher er kommt, aber man kann ihn nicht ignorieren.

Die verrückte Laune irgendeines gelangweilten Transportoffiziers gab meinem Leben dennoch die ersehnte Wendung.

Ich war bereits im Begriff, an Bord eines Eimers mit dem Namen »General Jones« zu klettern, der über Manila, Taipeh, Jokohama und Hawaii nach Seattle gehen sollte, als ein Bescheid eintraf, der meinem Wunsch entsprach. Der Marschbefehl lautete auf das US-Armeehauptquartier in Heidelberg »mittels verfügbaren militärischen Transportraumes«.

Der Schreibstubenhengst rief mich herein und zeigte mir die Papiere, während sein Gesicht vor Freude leuchtete. »Bloß gibt es keinen verfügbaren militärischen Transportraum, Soldat – also setz deinen Arsch in Bewegung: Du fährst mit der ›General Jones‹ nach Seattle, wie ich sagte.«

Ich wußte, was er meinte. Der einzige Truppentransporter, der in langer Zeit nach Westen ging, war vor sechsunddreißig Stunden nach Singapur ausgelaufen. Ich starrte auf den Marschbefehl, dachte an kochendes Öl und fragte mich, ob er ihn gerade lange genug zurückgehalten habe, um mich an der Mitfahrt zu hindern.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich werde die ›General Smith‹ in Singapur abfangen. Sei ein netter Mensch und schreibe mir einen Satz Papiere dafür aus.«

»Deine Reisepapiere sind fertig. Für die ›General Jones‹. Bestimmungshafen Seattle.«

»Traurig«, sagte ich nachdenklich. »Dann muß ich wohl zum Feldkaplan gehen und mich bei ihm ausweinen.« Ich verzog mich hastig, aber ich ging nicht zum Kaplan; ich fuhr zum Flughafen. Es dauerte nur fünf Minuten, bis ich herausgebracht hatte, daß keine Zivil- oder Militärmaschinen in einer Zeit nach Singapur starten würden, die mir noch nützen konnte.

Aber es gab eine australische Transportmaschine, die am Nachmittag nach Singapur abgehen sollte. Die Australier waren zwar keine »militärischen Berater«, aber sie waren als »militärische Beobachter« oft in der Gegend. Ich fand den Piloten, einen Fliegerleutnant, und erklärte ihm meine Lage. Er grinste und sagte: »Für einen haben wir immer noch Platz, Kurz nach dem Tee geht es los, wahrscheinlich. Wenn das alte Mädchen fliegen will.«

Ich wußte, daß es fliegen würde; es war ein C-47 Transporter, vielfach geflickt und mit Gott weiß wievielen Millionen Flugkilometern. Wenn es sein mußte, würde das Ding mit einem Motor nach Singapur fliegen. Als ich die dickbäuchige alte Sammlung von Aluminiumflicken, Isolierband und Klebstoff auf dem Flugfeld hocken sah, wußte ich, daß meinem Glück nichts mehr im Wege stand.

Vier Stunden später war ich an Bord und in der Luft.

Am nächsten Morgen meldete ich mich beim Transportoffizier der »General Smith«. Ich war ziemlich naß – der »Stolz von Tasmanien« war in der Nacht durch mehrere Regenschauer geflogen, und die einzige Schwäche des C-47 Transporters ist, daß die meisten Nietstellen undicht sind. Aber wer macht sich nach Monaten im Dschungelschlamm etwas aus sauberem Regen? Der Dampfer sollte am gleichen Abend auslaufen, was eine großartige Nachricht war.

Singapur ist wie Hongkong, nur flach; ein Nachmittag war genug. Ich trank einen Whisky im alten Raffles-Hotel, wurde im Amüsierpark naßgeregnet, bummelte durch die Gasse der Geldwechsler, eine Hand auf meinem Geld, die andere auf meinen Reisepapieren – und kaufte ein Los für das irische Sweepstakes-Pferderennen.

Ich bin keine Spielernatur, aber dies war ein Tribut an die Glücksgöttin, die mir so lange hold gewesen war. Wenn sie sich herabließ, ihn mit 140 000 Dollar zu belohnen, würde ich ihr das Geld nicht ins Gesicht werfen. Ließ sie sich nicht herab – nun, das Los kostete nur drei Dollar; eine kleine Geste für einen Mann, der gerade eine Freifahrt um die Erde gewonnen hatte.

Ich floh aus der Geldwechslergasse, um zwei Dutzend anderen Bauchladenbankiers zu entgehen, die alle begierig waren, mir weitere Lose zu verkaufen, mein Geld in Singapur-Dollar umzutauschen oder mir meinen eigenen Hut zu verkaufen, hätte ich ihn losgelassen. Heil erreichte ich die Straße, rief ein Taxi und sagte dem Fahrer, er solle mich zum Hafenkai fahren. Das war ein Sieg des Geistes über das Fleisch, weil ich unschlüssig gewesen war, ob ich die Chance nutzen sollte, einen enormen biologischen Druck zu erleichtern. Das alte Narbengesicht Gordon hatte zu lange im unfreiwilligen Zölibat gelebt, und Singapur ist eine von jenen Städten, wo absolut alles zu haben ist.

Ich will nicht behaupten, daß ich einem Mädchen zu Hause treu geblieben wäre. Die junge Dame, die mich über die Welt, das Fleisch und den Teufel aufgeklärt hatte, war eine gute Lehrerin gewesen; ich empfand Dankbarkeit, aber keine Loyalität. Sie heiratete bald darauf und hat jetzt zwei Kinder, beide nicht von mir.

Die wahre Ursache meines biologischen Unbehagens war geographischer Natur. Jene kleinen braunen Brüder, mit denen und gegen die ich gekämpft hatte, hatten alle kleine braune Schwestern, von denen viele für einen Preis zu haben waren, oder sogar pour l'amour ou le sport.

Krankenschwestern? Krankenschwestern hatten Offiziersrang – und die seltenen Unterhaltungsgruppen der Truppenbetreuung wurden noch gründlicher abgeschirmt als die Krankenschwestern.

Ich hatte keine Einwände gegen kleine braune Schwestern, weil sie braun waren. Im Gesicht war ich so braun wie sie, abgesehen von der langen rosa Narbe. Ich traute mich nicht an sie heran, weil sie klein waren.

Ich wog hundertachtzig Pfund, alles Knochen und Muskeln, und ich konnte mich einfach nicht zu der Überzeugung durchringen, daß eine Frau, die hundertfünfzig Zentimeter groß ist und weniger als neunzig Pfund wiegt und wie eine Zwölfjährige aussieht, eine aus freiem Willen handelnde Erwachsene ist. Für mich hatte die Sache einen fatalen Beigeschmack von Unzucht mit Minderjährigen und erzeugte psychische Impotenz.

Singapur sah wie ein Ort aus, wo man ein großes Mädchen finden könnte. Aber nach meiner Flucht aus der Geldwechslergasse hatte ich plötzlich genug und nahm Kurs auf mein Schiff – was mir wahrscheinlich einen Kavaliersschnupfen ersparte. Die weiseste Entscheidung, die ich seit meinem vierzehnten Lebensjahr getroffen hatte; damals hatte ich mich geweigert, mit einem mittelgroßen Alligator zu ringen.

Ich sagte dem Fahrer auf englisch, zu welchem Kai ich wollte, wiederholte es in mangelhaftem Chinesisch aus meinem kleinen Buch mit geläufigen Redensarten und zeigte ihm den gewünschten Kai auf einem Stadtplan.

Jeder, der von Bord des Schiffes ging, bekam so einen kleinen Plan. In Südasiens spricht jeder Taxifahrer genug Englisch, um einen ins Bordellviertel und zu Geschäften zu fahren, wo man »Gelegenheitskäufe« tätigen kann. Aber er ist nie imstande, einen zum Hafenkai zurückzubringen.

Mein Chauffeur lauschte, blickte auf die Karte und sagte: »Okay, Mac. Wird gemacht.« Damit brauste er los, umrundete eine Ecke mit quietschenden Reifen, während er Fahrraddikschas, Fußgänger, Lastträger, Hunde und Kinder anschrie. Ich machte es mir bequem, froh, unter Tausenden diesen Taxifahrer gefunden zu haben.

Auf einmal fuhr ich von meinem Polster hoch und schrie, er solle anhalten. Ich habe einen guten Orientierungssinn und finde mich überall zurecht. Ich weiß immer, wo Norden ist, kenne die Richtung zu meinem Ausgangspunkt und kann sagen, wie weit entfernt er ist. Auch in der Nacht und im Dschungel habe ich mich nie verlaufen. Dies war ein weiterer Grund, warum ich immer

wieder zum Gefreiten befördert worden war. Patrouillen unter meiner Führung kamen immer zurück – die Überlebenden, meine ich. Das war tröstlich für Jungen aus der Großstadt, die sowieso nicht in diesem Dschungel sein wollten.

Ich schrie, weil der Taxifahrer nach rechts abgebogen war, wo er nach links hätte abbiegen sollen.

Er trat aufs Gaspedal.

Ich rief wieder und protestierte. Er verstand kein Englisch mehr.

Erst nach einer weiteren Meile und mehreren Kursänderungen hielt er an, weil eine Verkehrsstauung ihn dazu zwang. Ich stieg aus, und er sprang auch heraus und fing chinesisch zu schnattern an und zeigte auf seinen Taxameter. Im Nu waren wir von Chinesen umringt, die den Lärm noch vergrößerten und an meinen Kleidern zu zupfen begannen. Ich hielt eine Hand auf mein Geld und war wirklich froh, als ich einen Polizisten entdeckte. Ich schrie und winkte, und er wurde auf mich aufmerksam.

Einen langen Stock schwingend, bahnte er sich einen Weg durch die Menge. Er war ein Hindu. Ich sagte: »Sprechen Sie englisch?«

»Selbstverständlich. Und ich verstehe amerikanisch.«

Ich erklärte ihm meinen Ärger, zeigte ihm den Stadtplan und sagte, daß der Taxifahrer mich an der Geldwechslergasse aufgenommen und im Kreis herumgefahren hatte.

Der Polizist nickte und sprach in einer dritten Sprache mit dem Taxifahrer – malaiisch, nehme ich an. Schließlich sagte er: »Er versteht kein Englisch. Er dachte, Sie wollten nach Johore gefahren werden.«

Die Brücke nach Johore ist der vom Passagierhafen am weitesten entfernte Punkt auf der Insel Singapur. Ich sagte ärgerlich: »Der Kerl lügt! Er wußte genau, wohin ich will!«

Der Polizist zuckte die Achseln. »Sie haben ihn gemietet und müssen bezahlen, was am Taxameter steht. Dann werde ich ihm

erklären, wohin Sie wollen, und einen festen Fahrpreis ausmachen.«

»Eher will ich ihn in der Hölle sehen!«

»Das ist möglich. In dieser Nachbarschaft ist der Weg dorthin ziemlich kurz. Ich schlage vor, daß Sie bezahlen. Die Wartezeit erhöht den Preis.«

Es kommt für jeden eine Zeit, wo er für seine Rechte eintreten muß, oder er hält es nicht aus, sich selbst im Rasierspiegel ins Gesicht zu blicken. Ich hatte mich bereits rasiert, also zahlte ich 18.50 Singapur-Dollar für eine verschwendete Stunde und daß ich weiter vom Hafen entfernt war als zuvor. Der Fahrer wollte noch ein Trinkgeld, aber der Polizist brachte ihn zum Schweigen und ließ mich dann mit ihm gehen.

Ich hielt mit beiden Händen Geld und Reisepapiere, aber mein Kugelschreiber, die Zigaretten und ein Ronson-Gasfeuerzeug verschwanden. Als ich Geisterfinger an meinem Uhrarmband fühlte, stimmte ich dem Vorschlag des Polizisten zu. Er hatte einen Vetter, einen ehrlichen Mann, der mich zu einem bescheidenen und festen Preis zu meinem Kai fahren würde.

Der »Vetter« kam zufällig gerade die Straße heruntergefahren, und eine halbe Stunde später war ich an Bord des Schiffes. Ich werde Singapur niemals vergessen, eine höchst lehrreiche Stadt.

Zwei Monate später war ich an der französischen Riviera. Die »General Smith« dampfte über den Indischen Ozean, das Rote Meer hinauf und weiter bis Neapel. Ich hatte ein gesundes Leben an Bord, lag jeden Vormittag auf dem Deck in der Sonne und ließ mich bräunen, verschlief die Nachmittage und spielte nachts Poker. Es gibt viele Leute, die nichts vom Pokern verstehen, es aber gern lernen möchten. Als wir in Italien ankamen, hatte ich eine schöne Sonnenbräune und eine beachtlich dicke Brieftasche.

Frühzeitig auf der Reise war einer pleite gegangen und wollte ein Los für das Sweepstakes-Rennen einsetzen. Nach längerer Debatte wurden die Sweepstakes-Lose zu einem Rabatt als gültige Zahlungsmittel anerkannt. Ein Los wurde mit zwei US-Dollar berechnet. Am Ende der Reise hatte ich dreiundfünfzig Lose.

Einen Flug mit einer Militärmaschine von Neapel nach Frankfurt zu bekommen, war eine Sache von ein paar Stunden. Bevor ich nach Heidelberg zur Ausmusterung fuhr, machte ich schnell einen Abstecher nach Wiesbaden, um meine Mutter, meinen Stiefvater und die Kinder zu sehen ...

... und erfuhr, daß sie vor einer Woche in die Staaten abgereist waren, um von dort aus nach Alaska zu gehen; mein Stiefvater war zum dortigen Luftwaffenstützpunkt Elmendorf versetzt worden.

Also fuhr ich nach Heidelberg, und während der Fall meiner Entlassung seinen Weg durch die bürokratische Apparatur nahm, schaute ich mir die Stadt an.

Eine hübsche Stadt. Ein schönes Schloß, gutes Bier und große Mädchen mit rosigen Wangen und Formen wie Coca-Cola-Flaschen. Ja, es mußte eine Lust sein, hier einen akademischen Grad zu erwerben. Ich fing an, mich nach den Zimmerpreisen und so weiter zu erkundigen, und am zweiten Abend lernte ich einen jungen Deutschen mit einer Studentenmütze und einigen Gesichtsnarben kennen, die so häßlich waren wie meine – die Sache ließ sich gut an.

Ich besprach meine Pläne mit dem zuständigen Feldwebel des Durchgangslagers. Er schüttelte seinen Kopf. »Sie tun mir leid, mein Junge!«

Warum? Keine Unterstützungsleistungen für Gordon – ich war kein »Veteran«.

Die Narbe spielte keine Rolle. Es spielte auch keine Rolle, daß ich im Kampf gestanden und mehr als einmal mit knapper Not meine Haut gerettet hatte. Das Ding in Südostasien war damals noch kein »Krieg«, und der Kongreß hatte ein Gesetz verschleppt, das uns »Militärberatern« Umschulungs- und Ausbildungsbeihilfen verschaffen sollte.

Immer hatte es diese Beihilfen gegeben. In meiner Ingenieurklasse im College war ein junger Exsoldat gewesen, der mit dieser Beihilfe sein Studium finanziert hatte.

Der väterliche Feldwebel sagte: »Nehmen Sie es nicht schwer. Gehen Sie nach Hause – die Reise über den Teich kostet Sie nichts –, suchen Sie sich einen Job und warten Sie ein Jahr. Der Kongreß wird das Gesetz schon noch verabschieden. Sie werden es rückwirkend in Kraft treten lassen, das ist so gut wie sicher. Sie sind jung.«

Und nun war ich an der Riviera, ein Zivilist, und genoß ein wenig von Europa, bevor ich mich nach den Staaten zurücktransportieren ließ. Heidelberg kam nicht mehr in Frage. Meine Ersparnisse vom Sold, den ich im Dschungel nicht hatte ausgeben können, dazu der ausbezahlte Urlaub und meine Pokergewinne machten eine Summe aus, die mich in Heidelberg ein Jahr lang über Wasser gehalten hätte. Aber zu einem Studium würde sie niemals reichen. Ich hatte die Beihilfe für meinen Lebensunterhalt eingeplant – und das Bargeld als zusätzliches Polster.

Mein (abgeänderter) Plan war vorgezeichnet. Ich mußte den Militärtransport nehmen, bevor mein Anrecht darauf verfiel und bevor die Colleges wieder aufmachten. Mit meinem Bargeld konnte ich das Logis bei Onkel und Tante bezahlen und mein Ingenieurstudium wieder aufnehmen. Da die Drohung des

Militärdienstes nicht mehr über mir hing, würde ich schon irgendeinen Weg finden, um auch das dritte und letzte Collegejahr zu bestehen, selbst wenn ich nicht »Doktor Gordon« sein konnte.

Das College öffnete jedoch erst im Herbst, und es war Mai. Ich war entschlossen, mir ein wenig von Europa anzusehen, bevor ich mich der unvermeidlichen Mühsal auslieferte; eine solche Gelegenheit würde wahrscheinlich nicht ein zweitesmal offenstehen.

Es gab noch einen anderen Grund, in Europa zu bleiben: die Lose für das Sweepstakes-Rennen. Der Ziehungstermin für Pferde rückte näher.

Das irische Sweepstakes-Rennen beginnt als eine Lotterie. Zuerst verkaufen sie genug Lose, um damit den Mailänder Hauptbahnhof zu tapezieren. Von den Einnahmen bekommen die irischen Krankenhäuser 25 Prozent und sind damit die einzigen sicheren Gewinner. Kurze Zeit vor dem Rennen werden die Pferde ausgelost. Ungefähr zwanzig Pferde nehmen teil. Wenn man mit seinem Los keines dieser zwanzig Pferde zieht, ist es nur noch gut für den Papierkorb.

Selbst wenn man ein ausgelostes Pferd zieht, hat man noch nicht gewonnen. Einige Pferde gehen nicht an den Start. Von denen, die starten, laufen die meisten hinter den anderen Pferden her. Immerhin eröffnet sich hier ein Feld für die Spekulation. Jedes Los, das überhaupt ein Pferd zieht, und wenn es ein lahmer Klepper ist, der kaum zum Sattelplatz gehen kann, gewinnt zwischen der Ziehung und dem Rennen plötzlich einen Wert von Tausenden von Dollars. Wieviel genau, hängt von der Güte und den vermutlichen Gewinnchancen des Pferdes ab. Aber die Preise sind hoch, und es ist schon vorgekommen, daß das schlechteste Pferd im Feld gewonnen hat.

Ich hatte dreiundfünfzig Lose. Wenn eins von ihnen ein Pferd zog, könnte ich es mit etwas Glück für genug Geld verkaufen, um davon mein Studium in Heidelberg zu finanzieren. So blieb ich und wartete auf die Ziehung.

Europa muß nicht teuer sein. Eine Jugendherberge ist luxuriös für einen Mann, der aus dem Dschungelmorast Südostasiens kommt, und selbst die französische Riviera ist nicht teuer, wenn man sich ihr von unten nähert. Man muß nicht an der Promenade des Anglais wohnen. Es gibt wundervolle Nachtclubs in Nizza, aber man braucht sie nicht zu besuchen, denn die Schönheitenschau an den Stränden ist genauso gut – und kostenlos. Ich habe nie zu würdigen gewußt, was für eine hohe Kunst der Fächertanz sein kann, bis ich zum erstenmal ein französisches Mädchen beobachtete, wie sie vor aller Welt aus ihren Kleidern und in ihren Bikini stieg, ohne die lässigen französischen Vorschriften über »unanständige Entblößung« mehr als für Sekundenbruchteile zu verletzen.

Ja, es gibt an der französischen Riviera genug zu sehen und zu tun, ohne Geld auszugeben.

Die Strände sind schrecklich. Felsklippen und Geröllstreifen. Aber ich zog meine Badehose an, erfreute mich an der Schönheitenschau und vervollkommnete meine Sonnenbräune. Es war Mai, die Touristensaison hatte noch nicht begonnen, die Badestrände waren nicht überfüllt, und dabei war es warm, sommerlich und trocken. Ich lag in der Sonne und war glücklich, und mein einziger Luxus waren ein Schließfach beim American Express, die Pariser Ausgabe der New York Herald Tribune und die Stars & Stripes. Die letzteren überflog ich, um zu sehen, was die Großmächte der Welt antaten, dann las ich die Meldungen über den Krieg, dem ich gerade entronnen war und der offiziell nicht so genannt werden durfte (gewöhnlich blieb er unerwähnt; obwohl man uns erzählt hatte, daß wir die »Zivilisation retten« müßten), und schließlich wandte ich mich den wichtigen Dingen zu, das heißt Nachrichten über das irische Sweepstakes-Rennen und der Möglichkeit, daß die Stars & Stripes vielleicht verkündeten, ich hätte ein Anrecht auf Ausbildungsbeihilfe.

Dann kamen Kreuzworträtsel und die Kleinanzeigen. Ich lese immer die Kleinanzeigen. Sie gewähren einen unbezahlbaren Einblick in die privaten Probleme der Menschheit. Zum Beispiel:

»M .L. bitte R. S. anrufen. Geld.« Da fragt man sich, wer was wem getan hat und wer wofür bezahlt wurde?

Nach kurzer Zeit entdeckte ich eine noch billigere Möglichkeit zu leben, obendrein mit einer noch besseren Schönheitenschau. Haben Sie schon mal von der Ile du Levant gehört? Das ist eine der Riviera vorgelagerte Insel zwischen Marseille und Nizza. An einem Ende gibt es ein Dorf, und das andere Ende ist abgesperrt und dient der französischen Kriegsmarine für Raketenversuche; der Rest besteht aus Hügeln, Stränden und Felsgrotten. Es gibt keine Autos, nicht mal Fahrräder. Die Leute, die dort hingehen, wollen nicht an die Außenwelt erinnert werden.

Für zehn Dollar pro Tag kann man den gleichen Luxus genießen wie in Nizza für vierzig. Oder man kann zehn Cents pro Tag für Camping bezahlen und von einem Dollar leben – was ich tat. Außerdem gibt es gute, billige Restaurants, wenn man des Selberkochens einmal müde ist.

Es ist ein Ort, der keine Vorschriften irgendwelcher Art zu kennen scheint. Doch; eine gibt es. Außerhalb des Dorfes, das den Namen Heliopolis trägt, ist ein Schild mit der Aufschrift:

LE NU INTEGRAL EST FORMELLEMENT INTERDIT

(Völlige Nacktheit ist ausdrücklich untersagt).

Dies bedeutet, daß jeder, Mann oder Frau, ein kleines Stoffdreieck anlegen muß, bevor er ins Dorf geht.

Anderswo, am Strand, auf den Zeltplätzen und der übrigen Insel, braucht man keinen verdammten Faden am Leib zu tragen, und keiner tut es.

Bis auf die Abwesenheit von Automobilen und Kleidern ist die Ile du Levant wie irgendein anderes Stück Mittelmeerküste. Süßwasser ist knapp, aber die Franzosen trinken kein Wasser. Man badet im Mittelmeer, und für einen Franc kann man genug Süßwasser kaufen, um sich ein halbes Dutzend Male das angetrocknete Salz vom Körper zu waschen. Man fährt von Nizza oder Marseille mit dem Zug nach Toulon, nimmt einen Bus nach Lavandou, läßt sich von einem kleinen Schiff in einer Stunde und

ein paar Minuten zur Ile du Levant übersetzen und packt seine Sorgen einfach mit den Kleidern weg.

Ich entdeckte, daß ich die New York Herald Tribüne mit eintägiger Verspätung in dem gleichen Laden (»Au Minimum«, Mme. Alexandre) kaufen konnte, wo ich Zelt und Campingausrüstung gemietet hatte. Ich kaufte Lebensmittel in einem anderen Laden (La Brise Marine) und schlug mein Zelt über dem Strand »La Plage des Grottes« auf, nahe beim Dorf. Dort richtete ich mich ein, entspannte meine Nerven und überließ mich der Muße und der Betrachtung unverhüllter Weiblichkeit.

Manche Leute verunglimpfen die weiblichen Formen als göttlich und verdrängen so das sexuelle Moment; sie hätten Austern werden sollen. Alle Mädchen sind gut anzuschauen (einschließlich kleiner brauner Schwestern, obwohl sie mir Angst machten); der einzige Unterschied ist, daß einige besser aussehen als andere. Manche waren fett, manche waren mager, manche waren alt und manche waren jung. Manche sahen aus, als ob sie direkt aus Les Folies Bergeres gekommen wären. Ich machte mich mit einer von diesen bekannt und erfuhr, daß ich mit meiner Vermutung nicht weit danebengetippt hatte; sie war ein schwedisches Mädchen, das in einer anderen Pariser Revue gearbeitet hatte. Sie übte Englisch mit mir, und ich übte Französisch mit ihr, und sie versprach, mir ein schwedisches Essen zu kochen, wenn ich je nach Stockholm käme, und ich kochte ihr ein Essen auf dem Spirituskocher, und wir tranken vin ordinaire, bis wir angeheitert waren, und sie wollte wissen, wo ich mir meine Narbe geholt hatte, und ich erzählte ihr ein paar Lügen. Marjatte war gut für meine Nerven, und ich war traurig, als sie abreisen mußte. Aber die Schönheitenschau lief weiter. Drei Tage später saß ich am Grottenstrand und löste Kreuzworträtsel, als ich plötzlich nicht mehr wußte, wo ich hinstarren sollte, denn was da vorbeikam, war die sehenswerteste Frau, die mir je vor Augen gekommen war.

Frau, Mädchen – ich war nicht sicher. Auf den ersten Blick schien sie achtzehn zu sein, vielleicht zwanzig. Später, als ich ihr ins Gesicht sehen konnte, sah sie immer noch wie achtzehn aus,

hätte aber auch vierzig sein können. Sie hatte die Alterslosigkeit vollkommener Schönheit, wie die Helena Homers oder Kleopatra. Es schien möglich, daß sie die trojanische Helena war, aber ich wußte, daß sie nicht Kleopatra sein konnte, denn sie war von Natur aus blond. Sie war braun am ganzen Körper, und ohne eine Andeutung von Bikini-Markierung. Das helle Haar fiel in unkontrollierter Masse über Schultern und Rücken und schien noch nie geschnitten worden zu sein.

Sie war groß, nicht viel kleiner als ich, und kräftig. Nicht fett, wenn man von jenen anmutigen Polstern absah, die die weibliche Gestalt glätten und die Muskeln verdecken. Ich war sicher, daß Muskeln darunter waren; sie bewegte sich mit der entspannten Kraft einer Löwin.

Ihre Schultern waren breit für eine Frau, so breit wie ihre sehr weiblichen Hüften. Bei einer kleineren Frau wäre ihre Taille vielleicht ein wenig dick gewesen, aber bei ihrer Gestalt wirkte sie wunderbar schlank. Ihr Bauch war fest und hatte die Doppelwölbung perfekter Muskelbildung. Ihre Brüste – nur ein kräftig ausgebildeter Brustkorb wie der ihre konnte so große tragen, ohne daß der Eindruck entstand, dies sei zuviel des Guten. Sie standen prall und fest vor und bewegten sich nur wenig, wenn sie ging.

Ihr Nabel war jenes Juwel, das die persischen Dichter zu preisen pflegten.

Ihre Beine waren schlank und kräftig, ihre Hände und Füße nicht klein, aber schmal und anmutig. Sie war überhaupt die Anmut in Person. Es war unmöglich, sich diese Frau in einer ungraziösen Haltung vorzustellen.

Ihr Gesicht – aber wie soll man vollkommene Schönheit anders beschreiben als mit der Feststellung, daß sie unverkennbar ist, wenn man sie sieht? Sie hatte einen ziemlich breiten Mund mit vollen Lippen, ihre Nase war gerade und groß genug für ihr Gesicht, nicht bloß ein Knopf. Ihre Augen ...

Sie bemerkte mein Starren. Gewiß erwarten die Frauen, daß man sie anschaut, ob sie nun unbekleidet sind oder für einen Ball herausgeputzt. Aber es gilt als unpassend und gewöhnlich, sie offen und unverwandt anzustarren. Ich hatte den inneren Kampf in den ersten zehn Sekunden aufgegeben und war ganz damit beschäftigt, sie mir einzuprägen, jede Linie, jede Kurve.

Ihr Blick begegnete dem meinen und ließ ihn nicht los, und ich errötete, konnte aber nicht wegblicken. Ihre Augen waren von einem so dunklen Blau, daß sie mir dunkler vorkamen als meine eigenen braunen.

Ich räusperte mich und sagte stammelnd: »Pardonnez-moi, Mademoiselle«, und brachte es fertig, meinen Blick abzuwenden.

Sie deutete meinen barbarischen Akzent richtig, was nicht weiter schwierig war, und antwortete auf englisch: »Oh, das macht mir nichts aus. Schauen Sie, soviel Sie wollen.« Sie musterte mich unbefangen. Sie hatte eine warme, volle Altstimme.

Ich wollte aufstehen, aber sie bedeutete mir mit einer Geste, die etwas selbstverständlich Befehlendes hatte, sitzenzubleiben. Die Meeresbrise spielte mit ihrem Haar und trug ihren Körperduft zu mir, und ich bekam eine Gänsehaut. »Sie sind Amerikaner?«

»Ja.« Ich war sicher, daß sie keine Amerikanerin war, aber auch keine Französin; ich konnte ihren Akzent nicht identifizieren.

Ohne provozierend zu wirken, besaß sie jene seltene Gabe augenblicklicher Intimität, die einfach natürlich ist. Sie sprach zu mir, als ob wir schon seit langem miteinander bekannt wären, stellte mir Fragen, und ich beantwortete sie alle, aufrichtig und ohne Zögern, und es kam mir gar nicht in den Sinn, daß sie kein Recht hatte, mich auszufragen. Meinen Namen wollte sie allerdings nicht wissen, und ich war zu verwirrt, um nach dem ihren zu fragen – oder irgendeine andere Frage an sie zu richten.

Am Ende betrachtete sie mich wieder, nüchtern und sorgfältig, und dann sagte sie: »Sie sind sehr schön.« Nach einem Moment fügte sie hinzu: »Au 'voir«, drehte sich um und ging weiter den Strand entlang.

Ich war so verblüfft, daß ich wie versteinert dasaß. Niemand hatte mich jemals »hübsch« oder »stattlich« genannt, auch nicht, bevor ich mir die Nase gebrochen hatte. Von »Schön« war erst recht nicht die Rede gewesen.

Aber ich glaube nicht, daß es mir viel geholfen hätte, wenn ich ihr nachgelaufen wäre. Sie gehörte nicht zu dem Typ, der mit sich herumschäkern ließ.

Ich blieb bis Sonnenuntergang am Strand und wartete, daß sie zurückkäme. Dann verzehrte ich ein hastiges Abendessen aus Brot, Käse und Wein, zog mein Dreieck an und ging ins Dorf. Dort durchsuchte ich die Bars und Restaurants und spähte in die Fenster der Hütten, deren Fenster erleuchtet und nicht verhängt waren. Aber ich konnte sie nicht finden. Als die Bistros für den Abend zumachten, gab ich es auf, wanderte zurück zu meinem Zelt, verwünschte meine trottelhafte Einfältigkeit (warum hatte ich sie nicht fragen können: »Wie heißen Sie und wo wohnen Sie, und wo haben Sie hier Ihr Quartier?«), warf ich mich auf die Luftmatratze und schlief endlich ein.

Kurz nach Sonnenaufgang war ich auf den Beinen und patrouillierte am Strand entlang, frühstückte und wanderte wieder am Strand auf und ab, legte das Dreieck an und ging ins Dorf, suchte die Läden und das Postbüro ab und kaufte schließlich in aufkommender Resignation meine New York Herald Tribune.

Dann sah ich mich vor eine der schwersten Entscheidungen meines Lebens gestellt: Ich hatte ein Pferd gezogen.

Zuerst war ich nicht sicher, weil ich die dreiundfünfzig Seriennummern nicht auswendig wissen konnte. Ich mußte zu meinem Zelt zurückrennen, mein Notizbuch herauswühlen und nachsehen – und es stimmte! Es war eine Nummer, die mir wegen ihrer Augenfälligkeit im Gedächtnis haften geblieben war: XDY 34555. Ich hatte ein Pferd!

Das bedeutete mehrere tausend Dollar, wieviel genau, wußte ich nicht. Aber genug, um mich in Heidelberg über die Runden zu bringen... wenn ich das Los sofort zu Geld machte. Die Herald Tribune kam hier immer mit einem Tag Verspätung an, was bedeutete, daß die Ziehung mindestens zwei Tage vorher stattgefunden hatte – und in der Zwischenzeit konnte dieses Pferd ein Bein gebrochen oder eine Kolik bekommen haben. Mein Los

war nur so lange Geld wert, wie »Lucky Star« auf der Startliste stand.

Ich mußte schnell nach Nizza und herausbringen, wie und wo man den besten Preis für ein Glückslos bekam. Ich mußte das Los aus dem Schließfach holen und verkaufen, möglichst noch heute!

Aber was war mit »Helena von Troja?«

Shylock mit seinem herzerreißenden Ausruf: »Oh, meine Tochter! Oh, meine Dukaten!« war in einer größeren Gewissensnot als ich.

Ich schloß einen Kompromiß. Ich schrieb einen gequälten Brief, gab meine Gefühle zu erkennen, sagte ihr, daß ich plötzlich abberufen worden sei und bat sie, entweder zu warten, bis ich morgen oder übermorgen zurückkehrte, oder mir wenigstens eine Notiz mit ihrer nächsten Anschrift zu hinterlassen, damit ich sie finden könne. Den Brief trug ich zur Posthalterin, der ich eine Beschreibung – blond, soundso groß, Haar so lang, auffallend schöner Busen – und zwanzig Francs gab, dazu das Versprechen, ihr weitere vierzig Francs zu geben, wenn sie den Brief aushändigte und eine Antwort bekäme. Die Posthalterin meinte, daß sie das Mädchen noch nie gesehen habe, aber wenn cette grande blonde je einen Fuß in das Dorf setzte, würde der Brief ausgehändigt.

Danach hatte ich gerade noch Zeit, zum Zelt zurückzurennen, Kleider für das Festland anzuziehen, die geliehene Ausrüstung bei Mme. Alexandre abzuladen und den Dampfer zu erwischen. Anschließend hatte ich drei Stunden Reisezeit, in denen ich mir ausgiebig Sorgen machen konnte.

Das Dumme war, daß Lucky Star durchaus kein lahmer Karrengaul war. Mein Pferd stand in der Taxierung nicht weiter unten als an fünfter oder sechster Stelle, egal welcher Experte die Gewinnchancen beurteilte. Was tun? Solle ich das Los zu Geld machen, solange noch Zeit war? Oder sollte ich auf Gewinn spekulieren?

Es war nicht einfach. Angenommen, ich konnte das Los für 10000 Dollar verkaufen. Selbst wenn ich der Steuer kein Schnippchen schlüge, würde ich den größten Teil behalten und könnte mein Studium finanzieren.

Aber das mit dem Studium war sowieso eine ausgemachte Sache für mich – und wollte ich wirklich nach Heidelberg? Dieser Student mit den Mensurnarben war ein eingebildeter Snob gewesen, ein bornierter Karrierist, mit seinem hohlen Stolz auf Narben.

Angenommen, ich behielt mein Los und ging aufs Ganze, 50000 Pfund oder 140000 Dollar ...

Wissen Sie, wie viele Steuern ein Junggeselle in den USA zahlt, wenn er 140000 Dollar einnimmt?

103000 Dollar muß er ans Finanzamt abführen.

Somit bleiben ihm 37000 Dollar.

Sollte ich ungefähr 10000 Dollar gegen die Chance setzen, 37000 zu gewinnen – wobei die Gewinnaussichten wenigstens 15 :1 gegen mich standen?

Ich wäre verrückt.

Aber angenommen, ich könnte einen Weg finden, die Steuer zu umgehen, würde also 10000 setzen, um 140000 zu gewinnen? Damit war der mögliche Gewinn dem Risiko angepaßt – und 140000 Dollar waren nicht bloß gut für ein paar Jahre Studienzeit, sondern ein Vermögen, das jedes Jahr vier- oder fünftausend an Zinsen einbringen konnte.

Ich würde Onkel Sam nicht »betrügen«; die USA hatten auf dieses Geld so wenig Anrecht wie das Heilige Römische Reich. Und was hatte Onkel Sam für mich getan? Er hatte meinen Vater in Korea verheizt; und hatte es mir damit schwierig gemacht, eine ordentliche Ausbildung zu bekommen, ganz abgesehen von dem, was ein Vater in geistiger und erzieherischer Weise seinem Sohn wert ist (ich wußte es nicht, und ich würde es nie erfahren!). Dann hatte er mich für ein neues militärisches Abenteuer mißbraucht, in

dem ich mein jugenhaftes Lachen verloren hatte und um ein Haar getötet worden wäre.

Wieso also war Onkel Sam berechtigt, sich 103000 Dollar anzueignen und mir den kümmerlichen Rest zu lassen? Es gab einen Weg, alles zu behalten (falls ich gewönne), und ganz legal. Ich brauchte mich nur für ein Jahr im steuerfreien Monaco niederzulassen. Dann konnte ich damit gehen, wohin ich wollte.

Neuseeland, vielleicht. Die Herald Tribune hatte die üblichen Meldungen. Es sah aus, als ob der große Krieg mit Wasserstoffbomben und Raketen nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

Wenn man so weit südlich wie Neuseeland ginge, könnte man auf ein Überleben hoffen. Überdies soll Neuseeland sehr schön sein, und man sagt, daß die Angler dort eine zweipfündige Forelle als zu klein betrachten, um sie mit nach Hause zu nehmen.

Ich hatte einmal eine zweipfündige Forelle gefangen und war immer noch stolz darauf.

An diesem Punkt meiner Überlegungen machte ich eine fürchterliche Entdeckung. Ich wollte nicht mehr zur Universität oder wieder mit dem College anfangen. Doppelgaragen und Schwimmbecken interessierten mich nicht mehr, noch irgendwelche anderen Statussymbole oder »Sicherheiten«. Es gab keine Sicherheit in dieser Welt, und nur Idioten konnten glauben, daß es sie geben könnte.

Irgendwo im Dschungel hatte ich alle Ambitionen dieser Art eingebüßt. Ich hatte zu viele Kugeln pfeifen hören und wollte nichts mehr von Einkaufszentren und Stadtrandsiedlungen im Grünen und Versammlungen der Eltern-Lehrer-Vereinigung und Wohltätigkeitsbasaren und Hypothekenzinsen hören. Nicht, daß ich im Begriff gewesen wäre, mich in ein Kloster zu verkriechen. Ich wollte immer noch ...

Was wollte ich eigentlich?

Ich wollte das Ei des Vogels Roch. Ich wollte einen Harem voll lieblicher Odaliskinnen. Ich wollte in der Kühle des Morgens

dunkelblaues Wasser an der Bordwand meines Schoners schmatzen hören, und kein anderes Geräusch und keine Bewegung bis auf den Albatros, der mich die letzten tausend Seemeilen begleitet hatte. Ich wollte auf einem Floß den Mississippi abwärts treiben, ich wollte mit Odysseus segeln und den Lotos in einem Land essen, wo es immer Nachmittag war. Ich wollte die Romantik und das Gefühl für Geheimnisse, wie ich sie als Junge gekannt hatte. Ich wollte die Welt so, wie man sie mir versprochen hatte – statt des lausigen, verfahrenen Durcheinanders, das sie ist.

Gestern nachmittag hatte ich zehn Minuten lang eine Chance gehabt. Helena von Troja, wie immer dein wirklicher Name sein mag ... Ich hatte die Chance vergeben.

Vielleicht ist eine Chance alles, was du je bekommen wirst.

Der Zug lief in Nizza ein.

Ich ging zum Büro des American Express, öffnete mein Schließfach, fand das Los und verglich es mit der Nummer in der Herald Tribune: XDY 34555, jawohl! Um meine zitternden Hände unter Kontrolle zu bringen, verglich ich auch noch die Nummern der anderen Lose, und sie waren Nieten, wie ich gedacht hatte. Ich warf sie ins Schließfach zurück und bat um ein Gespräch mit dem Filialleiter.

Ich hatte ein Geldproblem, und American Express ist eine Bank, nicht bloß ein Reisebüro. Ich wurde ins Chefbüro geführt, und wir stellten uns einander vor. »Ich brauche einen Rat«, sagte ich. »Ich habe ein Gewinnlos für das irische Sweepstakes-Rennen gezogen, wissen Sie.«

Er lächelte. »Meinen Glückwunsch! Sie sind seit langer Zeit der erste, der mit einer guten Nachricht hier hereinkommt, statt mit einer Beschwerde.«

»Danke. Mein Problem ist dies: Ich weiß, daß ein Los, das ein Pferd zieht, bis zum Rennen eine hübsche Summe wert ist. Je nach der Qualität des Pferdes, versteht sich.«

»Natürlich«, sagte er. »Welches Pferd haben Sie gezogen?«

»Ein ziemlich gutes, Lucky Star – das ist es eben, was mir die Entscheidung erschwert. Hätte ich einen von den drei Favoriten gezogen, gäbe es nicht viel zu überlegen, aber so – Nun, Sie wissen, wie es ist. Ich bin unschlüssig, ob ich verkaufen oder festhalten soll. Wissen Sie, was für Lucky Star geboten wird?«

Er legte seine Fingerspitzen zusammen. »Mr. Gordon, American Express gibt keine Tips für Pferderennen und übernimmt auch nicht den Wiederverkauf von Sweepstakes-Losen. Andererseits – Haben Sie das Los bei sich?«

Ich reichte es ihm. Es hatte verschiedene Pokerspiele hinter sich und war fleckig und zerknittert. Aber die Glücksnummer war nicht zu übersehen.

Er betrachtete das Los, dann schaltete er die Sprechanlage ein und sagte: »Alice, wollen Sie Monsieur Renault bitten, daß er auf einen Moment hereinkommt?«

M. Renault sah aus wie ein müder Schullehrer. »Monsieur Renault ist unser Experte für solche Dinge«, erläuterte der Filialleiter. »Hier, sehen Sie sich doch bitte mal das Los an.«

Der Franzose schaute das Los an, dann leuchteten seine Augen auf, und er langte in die Tasche und zog eine starke Lupe heraus. »Ausgezeichnet!« sagte er beifällig. »Eine der besten. Hongkong, vielleicht?«

»Ich habe das Los in Singapur gekauft.«

Er nickte und lächelte. »Das glaube ich Ihnen gern.«

Der Filialleiter lächelte nicht. Er suchte in seinem Schreibtisch herum und förderte ein anderes Sweepstakes-Los zutage. Er reichte es mir. »Mr. Gordon, dieses habe ich in Monte Carlo gekauft. Wollen Sie es bitte mit Ihrem vergleichen?«

Bis auf die Seriennummer und die Tatsache, daß sein Los glatt und neu war, schienen sie gleich auszusehen. »Was soll ich vergleichen?« fragte ich.

»Vielleicht hilft Ihnen das«, sagte er und gab mir ein großes Leseglas.

Ein Sweepstakes-Los ist auf Spezialpapier gedruckt, zeigt ein graviertes Porträt und prunkt mit drei oder vier Farben. Die Qualität der Gravur und des Stahlstichdrucks ist besser als beim Papiergeld vieler Länder.

Ich wußte vom Pokern, daß man eine Sieben nicht in ein As verwandeln kann, indem man daraufstarrt. Ich gab ihm sein Los zurück. »Meins ist gefälscht.«

»Das habe ich nicht gesagt, Mr. Gordon. Ich schlage vor, Sie holen die Meinung einer anderen Stelle ein, sagen wir, der Bank von Frankreich.«

»Ich kann es sehen. Auf meinem Los sind die Linien der Gravur nicht scharf und gleichmäßig. Sie sind an einigen Stellen unterbrochen, und unter dem Vergrößerungsglas sieht der Druck verschmiert aus.« Ich wandte mich um. »Ist das richtig, Monsieur Renault?«

Der Experte zuckte mitfühlend die Achseln. »Es ist eine hübsche Arbeit, für sich betrachtet.«

Ich dankte ihnen und ging hinaus. Ich legte das Los bei der Bank von Frankreich vor, nicht weil ich das Verdikt anzweifelte, sondern weil sich niemand ein Bein abnehmen oder 140 000 Dollar entgehen läßt, ohne eine zweite Meinung anzuhören. Der Falschgeldexperte der Bank von Frankreich verzichtete auf eine Lupe. »Contrefait«, verkündete er. »Wertlos.«

Es war unmöglich, noch am selben Abend zur Ile du Levant zurückzukehren. Ich gönnte mir ein Abendessen in einem billigen Restaurant und wanderte dann in die Jugendherberge.

Ich war weniger deprimiert, als ich für diesen Fall erwartet hätte. Ich fühlte mich entspannt, beinahe erleichtert. Für eine Weile hatte ich das herrliche Gefühl gehabt, reich zu sein, und ich hatte auch die Sorgen des Reichtums kennengelernt. Beide Empfindungen waren interessant, aber ich war nicht begierig, die Erfahrung zu wiederholen, wenigstens nicht gleich.

Nun hatte ich keine Sorgen mehr. Die einzige offene Frage war der Zeitpunkt meiner Heimreise, und das Leben auf der Insel war

so billig, daß ich mich nicht zu beeilen brauchte. Ein wenig bekümmerte mich, daß die überstürzte Fahrt nach Nizza mich womöglich um ein Wiedersehen mit meiner Helena gebracht hatte. Cette grande blonde ... si belle ... Mit dem Gedanken an sie schlief ich ein.

Ich hatte den Frühzug nach Toulon nehmen wollen – und dann das erste Schiff. Aber am Vortag hatte ich mein Bargeld so ziemlich ausgegeben und vergessen, beim American Express neues zu holen. Außerdem war ich nicht auf der Post gewesen, um nach postlagernden Sendungen für mich zu fragen. Ich erwartete keine, abgesehen von einem Brief meiner Mutter, aber da ich schon in Nizza war, wollte ich die Gelegenheit wahrnehmen.

So verhalf ich mir zu einem luxuriösen Frühstück. Die Franzosen glauben, ein Mann könne den Tag mit Milchkaffee und einem Hörnchen beginnen, was wahrscheinlich die Ursache ihrer unstabilen Politik ist. Ich suchte ein Straßencafe in der Nähe eines großen Kiosks auf, wo man die jeweils neueste Herald Tribune mit minimaler Verzögerung bekam, bestellte zwei Portionen Kaffee, ein omelett aux fines herbes und eine halbe Melone, machte es mir bequem und genoß das Leben.

Als die Herald Tribune eintraf, lenkte sie mich von meinen sybaritischen Genüssen ab. Die Schlagzeilen waren düsterer denn je und erinnerten mich daran, daß ich mich irgendwie in dieser Welt durchschlagen mußte; ich konnte nicht für immer auf der Ile du Levant bleiben.

Aber warum nicht dort bleiben, solange es möglich war? Der entgangene Gewinn hatte mein Verlangen nach einer Collegeausbildung nicht wiederhergestellt, und die Ambitionen auf Einfamilienhaus, Doppelgarage und Schwimmbecken waren so tot wie das Sweepstakes-Los. Wenn der Dritte Weltkrieg früher oder später doch noch unvermeidlich war, hatte es keinen Sinn, für sechs- oder achttausend im Jahr in Santa Monica Ingenieur zu sein, um nachher im Feuersturm umzukommen.

Da wäre es besser, das Leben zu leben, carpe diem.

Ich blätterte zu den Kleinanzeigen weiter. Sie waren amüsant wie immer. Außer den üblichen verschleierte Botschaften, Angeboten erotischer Literatur und so weiter gab es mehrere, die neu waren. Wie zum Beispiel:

BELOHNUNG! Denken Sie an Selbstmord? Übertragen Sie das Mietrecht an Ihrer Wohnung auf mich, und ich werde Ihre letzten Tage zu einem Fest machen. – HT 323.

Oder:

Gebildeter Inder, Nicht-Vegetarier, sucht die Bekanntschaft einer kultivierten europäischen, asiatischen oder afrikanischen Dame mit Sportwagen. Zweck: Verbesserung internationaler Beziehungen – B 107.

Wie macht man das in einem Sportwagen?

Eine Anzeige war bedrohlich:

Hermaphroditen der Welt, steht auf! Ihr habt nichts zu verlieren als eure Ketten. Tel. Opera 59 09.

Die nächste trug die Überschrift: SIND SIE EIN FEIGLING?

Nun, ja, gewiß. Wenn möglich. Ich las weiter:

SIND SIE EIN FEIGLING? Dann ist dieses Angebot nichts für Sie. Wir brauchen dringend einen tapferen Mann. Er muß 23 bis 25 Jahre alt, völlig gesund, wenigstens 175 cm groß sein und sollte nicht unter 80 kg wiegen. Englische und französische Sprachkenntnisse Bedingung. Erwünscht sind ferner Fähigkeit im Umgang mit Waffen aller Art, mathematisch-technische Grundkenntnisse, Bereitschaft zu reisen, keine familiären oder emotionalen Bindungen. Wir bieten Dauerstellung, sehr gute Bezahlung, großartige Abenteuer, Gefahren aller Art. Persönliche Vorstellung unerlässlich. 17, rue Dante, Nice, 2^{me} etage, appt. D.

Ich schüttelte den Kopf. Einen Augenblick hatte ich den Eindruck, daß hier jemand mit einem sonderbaren Sinn für Humor einen Scherz direkt auf mich gezielt hatte. Jemand, der von meiner Gewohnheit, die Kleinanzeigen zu lesen, wußte oder gehört hatte.

Die angegebene Adresse war nur ein paar hundert Meter von der Stelle entfernt, wo ich vor dem Cafe saß. Ich las die Anzeige noch einmal.

Dann bezahlte ich die Rechnung, ging zum American Express, holte mir Geld und wanderte weiter zur Post und ließ mir ein paar Briefe aushändigen. Darauf bummelte ich zum Bahnhof. Der Zug nach Toulon ging erst in einer Stunde, also setzte ich mich ins Bahnhofsrestaurant, bestellte ein Bier und las meine Post.

Mutter war froh, daß meine Dienstzeit abgelaufen war, und bedauerte, daß ich sie in Wiesbaden nicht angetroffen hatte. Ihr Brief führte die Krankheiten der Kinder und die hohen Preise in Alaska auf und spiegelte ihre Unzufriedenheit, daß sie Deutschland hatten verlassen müssen.

Ich hatte noch drei andere Briefe bekommen. Einer lud mich zum Kauf eines Ferienhauses in Europa ein; der zweite bot mir für 48 Dollar im Jahr die Dienste eines Beraters für Vermögensanlage an; der dritte schließlich war ein weißer Umschlag ohne Briefmarke und Absender, der offenbar persönlich für mich bei der Post abgegeben worden war.

Er enthielt nur einen Zeitungsausschnitt mit der Anzeige: SIND SIE EIN FEIGLING?

Es war die gleiche Anzeige wie in der Herald Tribune, aber der Satz: »Persönliche Vorstellung unerläßlich« war unterstrichen.

Ich nahm ein Taxi zur Rue Dante. Wenn ich mich beeilte, konnte ich dieser merkwürdigen Angelegenheit auf den Grund gehen und immer noch den Zug nach Toulon erwischen. Das Haus Nr. 17 hatte keinen Aufzug; ich rannte die Treppe hinauf, und als ich die zweite Etage erreichte, kam mir ein junger Mann entgegen. Er war einen Meter achtzig groß, kräftig und stattlich und sah aus, als könnte er ein Hermaphrodit sein.

Die Aufschrift an der Tür lautete: DR. BALSAMO - SPRECHSTUNDEN NACH VEREINBARUNG. Der Name kam mir irgendwie erfunden vor, doch ich hielt mich nicht mit Überlegungen auf, sondern ging hinein.

Das Büro, in das ich eintrat, war ein unaufgeräumtes Durcheinander von der Art, wie man es nur bei alten französischen Rechtsanwälten antrifft. Hinter dem Schreibtisch saß ein gnomenhafter Mann mit einem lustigen Lächeln, harten Augen, der rosigsten Glatze, die ich je gesehen hatte, und einem Kranz unordentlichen weißen Haares darum. Er schaute mich an und kicherte. »Willkommen! Sie also sind ein Held?« Damit zog er einen Revolver, der halb so lang war wie er selber, und legte auf mich an.

»Ich bin kein Held«, sagte ich ärgerlich. »Ich bin ein Feigling. Ich bin bloß hergekommen, um herauszubringen, was das für ein dummer Scherz ist.« Zugleich bewegte ich mich seitwärts, schlug das monströse Schieß Eisen in die andere Richtung, packte sein Handgelenk und entwand ihm die Waffe. Dann gab ich sie ihm zurück. »Spielen Sie nicht mit dem Ding herum, oder ich schiebe es Ihnen in den Hintern. Ich habe es eilig. Sind Sie Doktor Balsamo? Haben Sie diese Anzeige aufgegeben?«

»Nur nicht aufregen«, sagte er, ganz und gar nicht beleidigt. »Diese ungestüme Jugend. Nein, Doktor Balsamo ist nebenan.« Er deutete mit dem Kopf zu einer Tür in der linken Wand, dann drückte er auf einen Klingelknopf auf seinem Schreibtisch – das einzige Ding im Raum, das aus diesem Jahrhundert stammte. »Gehen Sie hinein. Sie werden erwartet.«

»Hören Sie, ich will nur wissen, was dieser Blödsinn ...«

»Nun gehen Sie schon hinein! Allez-y! Vite, vite!«

Ich schnaufte zornig und riß die angegebene Tür auf.

Doktor Balsamo war eine Frau. Sie stand mit dem Rücken zu mir vor einem Apparat an der Wand gegenüber und trug einen hochgeschlossenen Arztkittel. Zu meiner Linken stand eine Art Operationstisch, zu meiner Rechten eine moderne Couch im skandinavischen Stil; da waren Schränke aus rostfreiem Stahl und Glas, medizinische Geräte und ein paar eingerahmte Urkunden; der ganze Raum war so neuzeitlich, wie der andere altmodisch war.

Als ich die Tür schloß, drehte sie sich um und schaute mich an und sagte: »Ich bin sehr froh, daß Sie gekommen sind.« Dann lächelte sie und sagte leise: »Du bist schön«, und kam in meine Arme.

Nach ungefähr einer Minute und vierzig Sekunden und mehreren Jahrhunderten löste Dr. Balsamo alias Helena von Troja ihre Lippen von meinem Mund und sagte: »Laß mich los, bitte, dann zieh dich aus und leg dich auf den Untersuchungstisch.«

Mir war zumute wie nach drei doppelten Aquavit auf nüchternen Magen. Alles was sie wollte, wollte ich auch. Aber die Situation schien nach einer geistreichen Antwort zu verlangen. »Häh?« sagte ich.

»Bitte. Du bist derjenige, aber nichtsdestoweniger muß ich dich untersuchen.«

»Nun ... also meinetwegen«, stimmte ich zu. »Du bist der Doktor.« Dann hielt ich mit dem Aufknöpfen meines Hemdes inne und fügte hinzu: »Stimmt das auch wirklich?«

»Ja. Unter anderem.«

Ich entledigte mich meiner Schuhe. »Aber warum willst du untersuchen?«

»Nach Hexenzeichen, vielleicht. Oh, ich werde natürlich keine finden, ich weiß. Aber ich muß auch nach anderen Dingen sehen. Um dich zu schützen.«

Der Tisch war kalt an meiner Haut. Warum werden solche Dinger nicht gepolstert? »Und dein Name ist Balsamo?«

»Das ist einer meiner Namen«, sagte sie abwesend, während sanfte Finger mich hier und dort berührten. »Das heißt, einer meiner Familiennamen.«

»Moment, ich weiß: Graf Cagliostro!«

»Einer meiner Onkel. Ja, er gebrauchte diesen Namen, obwohl es nicht sein richtiger ist, ebensowenig wie Balsamo. Onkel Joseph ist ein unerzogener und unwahrhafter Mensch.« Sie berührte eine alte kleine Narbe. »Dein Blinddarm ist entfernt.«

»Ja.«

»Gut. Laß mich deine Zähne sehen.«

Ich sperrte den Mund auf. Mein Gesicht mag nicht viel herzeigen, aber meine Zähne könnte ich für Zahnpastawerbung vermieten. Sie nickte auch gleich. »Sehr gut. Jetzt muß ich dein Blut haben.«

Sie hätte mich in den Hals beißen können, um es zu kriegen, und es hätte mir nichts ausgemacht. Aber sie tat es auf die gewöhnliche Art und entnahm zehn Kubikzentimeter aus der Vene in meiner linken Armbeuge. Sie trug die Probe zu dem Apparat an der Wand, der zu summen begann, dann kehrte sie zu mir zurück.

»Hör mal«, sagte ich. »Wie heißt du eigentlich in Wahrheit?« Ich konnte das schönste Mädchen, das ich je gesehen hatte, nicht Balsamo oder Doktor nennen – nicht nach einem Kuß, der die Erinnerung an jeden anderen Kuß, den ich jemals bekommen hatte, ausgelöscht hatte.

Sie überlegte. »Ich habe viele Namen. Wie würdest du mich gern nennen?«

»Ist einer deiner Namen Helena?«

Sie lächelte wie Sonnenschein, und ich sah, daß sie Grübchen hatte. Sie sah in diesem Moment wie sechzehn aus. »Du bist sehr galant. Nein, sie ist nicht mal eine Verwandte. Das war vor vielen, vielen Jahren.« Ihre Miene wurde nachdenklich. »Möchtest du mich Ettarre nennen?«

»Ist das einer deiner Namen?«

»Er ist einem von ihnen sehr ähnlich, wenn man die andere Aussprache und den Akzent berücksichtigt. Er könnte auch Esther oder Aster lauten. Oder sogar Estrellita.«

»Estrellita«, wiederholte ich. »Sternchen. Glücksstern! Aber ich glaube, ich bleibe bei Helena, wenn es dir nichts ausmacht.«

Sie lächelte wieder. »Das macht mir gar nichts aus. Und ich hoffe, daß ich dein Glücksstern sein werde. Aber wie soll ich dich nennen?«

Ich dachte darüber nach. Ich hatte keine Lust, mit dem Vornamen »Cyril« herauszurücken, den meine Eltern mir ange-

hängt hatten. »Ich weiß nicht«, sagte ich. »Mein richtiger Vorname gefällt mir nicht. Welchen würdest du passend finden?«

»Oscar«, sagte sie sofort. »Ein feiner Name. Der Name eines Helden. Oscar.« Sie liebte ihn mit ihrer Stimme.

»Nein, nein! Nicht Oscar!«

»Oscar ist dein Name«, erklärte sie entschieden. Sie berührte meine Gesichtsnarbe. »Mißfällt dir dein Heldenmal? Soll ich es entfernen?«

»Wie? Ach, nein. Ich habe mich jetzt daran gewöhnt. So weiß ich immer gleich, wer es ist, wenn ich in einen Spiegel schaue.«

»Gut. Mir gefällt sie; du hattest sie, als ich dich zum erstenmal sah. Aber wenn du es dir anders überlegst, laß es mich wissen.« Der Apparat an der Wand rasselte wie ein Automat und spuckte einen langen Streifen aus. Sie ging hin und betrachtete ihn prüfend.

»Was jetzt kommt, wird nicht lange dauern«, sagte sie und rollte den Apparat an den Operationstisch. »Du brauchst nur stillzuhalten, während ich den Protektor anschließe. Ganz still, bitte, und ruhig atmen.« Sie setzte mir ein halbes Dutzend röhrenförmige Dinger an, die sofort haften blieben und mit dem Apparat durch dünne Schläuche oder Kabel verbunden waren. Dann zog sie sich etwas über den Kopf, das wie ein kompliziertes Stethoskop aussah, aber als sie es angelegt hatte, bedeckte es ihre Augen.

»Du bist innen auch hübsch, Oscar«, sagte sie lächelnd. »Nein, sag jetzt nichts.« Sie legte eine Hand auf meinen Unterarm, und ich wartete.

Fünf Minuten später nahm sie die Verbindungen ab und schob die Röntgenbrille oder was es war von ihrer Stirn. »Das ist alles«, verkündete sie. »Keine weiteren Zumutungen für dich, mein Held. Nun gehen wir in den anderen Raum.«

Ich stieg vom Tisch und langte nach meinen Kleidern. Helena sagte: »Wo wir hingehen, wirst du sie nicht brauchen. Volle Ausrüstung und Waffen werden gestellt.«

Ich stand da, die Unterhose in der Hand. »Helena ...«

»Ja, Oscar?«

»Was hat alles das zu bedeuten? Hast du diese Anzeige aufgegeben? War sie für mich bestimmt? Wolltest du mich wirklich für etwas anheuern?«

Sie holte tief Luft und sagte sachlich: »Ich habe inseriert. Die Anzeige war für dich bestimmt – und nur für dich. Ja, es gibt Arbeit für dich ... als mein Verteidiger. Es wird Abenteuer geben, und die Belohnung wird hoch sein ... und entsprechend groß die Gefahr. Ich fürchte sehr, daß keiner von uns beiden sie überleben wird.« Sie blickte mir in die Augen. »Nun, mein Herr?«

Ich fragte mich, wie lange ich schon in der geschlossenen Abteilung einer Nervenheilanstalt sein mochte. Aber ich sagte es ihr nicht, denn wenn das der Ort war, wo ich mich befand, war sie überhaupt nicht da. Und ich wollte, daß sie da sei, mehr als ich je etwas anderes gewollt hatte. Ich sagte: »Meine Dame, Sie haben einen Helfer gefunden.«

Sie nahm mich bei der Hand und drückte sie. »Komm mit. Wir haben nicht viel Zeit.«

Sie führte mich durch eine Tür auf der Seite bei der skandinavischen Couch, und im Gehen öffnete sie Reißverschlüsse und Knöpfe und ließ ihre Kleidungsstücke fallen, wo sie gerade war. Im Nu war sie so nackt, wie ich sie am Strand gesehen hatte.

Der benachbarte Raum hatte dunkle Wände und keine Fenster und weiche, indirekte Beleuchtung. Zwei niedrige Liegen standen Seite an Seite, schwarz wie Totenbahnen sahen sie aus, und andere Möbel gab es nicht. Sowie die Tür hinter uns ins Schloß fiel, wurde mir bewußt, daß der Raum vollkommen schallisoliert war; die kahlen Wände gaben kein Geräusch zurück.

Die Liegen standen im Zentrum eines Kreises, der Bestandteil einer großen Zeichnung aus Kalk oder weißer Farbe auf dem nackten Boden war. Wir betraten das Muster; sie drehte sich um und kauerte nieder und vervollständigte eine Linie, bis sie geschlossen war.

»Was ist das?« fragte ich.

»Eine Karte, die uns zu unserem Ziel bringen soll.«

»Es sieht eher wie ein Pentagramm aus.«

Sie zuckte mit der Schulter. »Nun, es ist ein Pentagramm der Energie. Ein schematisches Kreisdiagramm wäre ein besseres Etikett. Aber, mein tapferer Held, ich kann mich nicht mit Erklärungen aufhalten. Bitte leg dich hin.«

Ich legte mich auf die rechte Liege, zu der sie gezeigt hatte, aber ich konnte es nicht dabei belassen. »Helena, bist du eine Hexe?«

»Wenn es dir gefällt. Aber bitte kein Wort mehr jetzt.« Sie legte sich nieder, streckte die Hand aus. »Und gib mir deine Hand; das ist nötig.«

Ihre Hand war warm und weich und sehr kräftig. Nach kurzer Zeit wurde das Licht rötlichtrüb, dann verlösch es ganz. Ich schlief.

Ich erwachte zum Gesang von Vögeln. Helenas Hand war noch immer in der meinen. Ich wandte den Kopf, und sie lächelte mich an. »Guten Morgen, mein Beschützer.«

»Guten Morgen, schöne Helena.« Ich blickte umher. Wir lagen auf den schwarzen Liegen, aber diese standen jetzt draußen in einer Wiesenmulde zwischen Bäumen und neben einem murmelnden Bach – einem Ort von so selbstverständlicher Harmonie und Schönheit, daß es fast schien, als sei er von japanischen Gärtnern gestaltet worden.

Warmes Sonnenlicht sickerte durch das Laub der Bäume und sprenkelte ihren goldbraunen Körper. Ich blickte auf und wieder zu ihr. »Ist es Morgen?« Es war Mittag oder etwas später gewesen, und die Sonne müßte sinken, nicht steigen.

»Es ist wieder Morgen hier«, sagte sie.

Ich fühlte mich desorientiert – ein Gefühl, das mir neu und irgendwie unangenehm war. Ich wußte nicht, wo Norden war. Dann überlegte ich, und die Sache begann mir klarzuwerden. Norden war in dieser Richtung – bachaufwärts. Die Sonne stieg in den Himmel, und es mochte vielleicht neun Uhr sein. Wenn ich nach Osten schaute, fiel mein Schatten nach rechts, und die Sonne war im Begriff, über den Nordhimmel zu wandern. Wir waren auf der Südhalbkugel, weiter nichts.

Und auch das Wie konnte ich mir vorstellen. Man brauchte dem vertrauensseligen Trottel nur eine kleine Spritze zu verpassen, während er die Untersuchung über sich ergehen ließ, ihn dann an Bord einer 707 zu scharfen und nach Australien oder Neuseeland zu fliegen. Benötigte man ihn, konnte man ihn jederzeit wecken.

Nur sagte ich es nicht. Und es war auch nicht wahr.

Sie setzte sich auf. »Bist du hungrig?«

Ich merkte plötzlich, daß ein Omelett vor einigen Stunden – wie vielen? – für einen kräftigen Mann nicht genug war. Ich kam von

meiner Liege hoch und setzte meine Füße ins Gras. »Ich könnte ein Pferd essen.«

Sie lächelte. »Ich fürchte, die Pferdemetzgerei hat heute geschlossen. Willst du dich mit Forelle begnügen? Wir müssen noch ein wenig warten, also können wir in Ruhe essen. Und mach dir keine Sorgen, dieser Ort ist geschützt.«

»Geschützt?«

»Er ist sicher.«

»Gut. Haben wir eine Angel?«

»Ich werde es dir zeigen.« Wir wateten in den kühlen Bach und näherten uns behutsam einem Stück überhängender Böschung, einer Stelle, wo Forellen sich gern aufhalten.

Man fängt Forellen mit der Hand, indem man zuerst ihr Vertrauen gewinnt und es dann mißbraucht. Nach ungefähr zwei Minuten hatte ich eine, die zwischen zwei und drei Pfund wiegen mochte, und warf sie auf die Böschung, und kurz darauf fing Helena eine von ähnlicher Größe. »Genügt dir eine, oder willst du mehr?« fragte sie.

»Du kannst an Land gehen und dich trocknen lassen«, sagte ich. »Ich fange noch eine.«

»Sieh zu, daß du zwei oder drei erwischen kannst«, riet sie mir. »Rufo wird bald kommen.« Sie watete ans Ufer.

»Wer?«

»Mein Diener.«

Ich gab mich mit der Auskunft zufrieden. Ich war bereit, alles zu glauben, und schien es noch so unmöglich. Ich gab mich mit zwei weiteren Forellen zufrieden, denn die letzte war die größte Forelle, die ich jemals gesehen hatte. Diese Fische warteten geradezu darauf, sich fangen zu lassen.

Mittlerweile hatte Helena ein Feuer in Gang gebracht und nahm die Forellen mit Hilfe eines scharfen Steinsplitters aus. Nun, sagte ich mir, jede Pfadfinderin oder Hexe kann ohne Zündhölzer Feuer machen. Ich konnte es selbst, mit etwas Glück und ein paar

Stunden Zeit. Aber als ich aus dem Bachbett kletterte, merkte ich, daß die zwei schwarzen Liegen verschwunden waren. Nun, ich hatte sie nicht bestellt. Ich kauerte mich neben das Feuer und übernahm das Säubern der Forellen.

Helena ging fort und kam bald darauf mit apfelartigen Früchten zurück, deren Farbe jedoch tiefpurpurn war. Außerdem hatte sie eine Menge Pilze gefunden. Sie trug alles auf einem breiten Blatt, das wie ein Bananenblatt aussah.

Mir lief das Wasser im Mund zusammen. »Wenn wir bloß Salz hätten!«

»Ich werde welches holen. Es wird aber ziemlich schmutzig sein, fürchte ich.«

Helena briet die Fische doppelt, zuerst auf einem gegabelten grünen Zweig über dem Feuer, und dann auf der heißen, flachen Sandsteinplatte, wo das Feuer gebrannt hatte – sie schob die Glut beim Nachlegen immer wieder ein Stück weiter. Es war eine gute Methode. Mit dem Salz, das vermutlich von Tieren geleckert worden war, bevor wir es verwendeten, den angebratenen Pilzen und einigen mir unbekannten Kräutern, wurden die Forellen zu einem Festschmaus, wie ich selten einen genossen hatte. Natürlich hatten das Wetter, die Umgebung und die Gesellschaft auch damit zu tun, besonders die Gesellschaft.

Ich überlegte, wie ich ihr in gebührend poetischer Ausdrucksweise vorschlagen könnte, daß wir uns hier für die nächsten zehntausend Jahre niederlassen sollten, als wir gestört wurden. Was ein Jammer war, denn ich hatte mir gerade eine hübsche neue Umschreibung für die älteste und natürlichste Anregung ausgedacht.

Der alte Kahlkopf, der Gnom mit dem überdimensionierten Revolver, stand hinter mir und fluchte.

Ich war sicher, daß es Fluchen war, obwohl mir die Sprache unbekannt war. Helena wandte den Kopf, antwortete in derselben Sprache, rückte zur Seite und bot ihm eine Forelle an. Er nahm sie

und aß sie zur Hälfte auf, bevor er auf englisch sagte: »Nächstes Mal werde ich ihm nichts bezahlen. Du wirst es sehen.«

»Du solltest ihn nicht betrügen, Rufo. Nimm dir von den Pilzen. Wo ist das Gepäck? Ich will mich anziehen.«

»Dort drüben.« Er beugte sich von neuem über den Fisch. Rufo war ein Beweis dafür, daß manche Leute Kleider tragen sollten. Er war am ganzen Körper rosig und hatte einen kleinen Spitzbauch. Nichtsdestoweniger war er für einen Mann seines vorgerückten Alters erstaunlich muskulös, was ich nie vermutet hätte, sonst wäre ich vorsichtiger gewesen, als ich ihm die Kanone entwunden hatte.

Er blickte an eineinhalb Pfund Forelle vorbei zu mir und fragte: »Wünschen Sie jetzt Ihre Ausrüstung zu bekommen, Herr?«

»Was? Essen Sie fertig. Und was soll dieses ›Herr‹? Als wir uns das letztemal sahen, fuchtelten Sie mir mit einem Revolver vor der Nase herum.«

»Es tut mir leid, Herr. Aber sie sagte, ich solle es tun, und was sie sagt, muß geschehen. Verstehen Sie?«

»Natürlich. Jemand muß am Steuer sitzen. Aber nennen Sie mich Oscar.«

Rufo blickte zu Helena, sie nickte. Er grientete. »In Ordnung, Oscar. Keine nachtragenden Gefühle?«

»Nicht ein bißchen.«

Er legte seinen Fisch weg, wischte sich die Rechte an seinem Schenkel ab und streckte sie mir hin. »Großartig! Du schlägst sie nieder, und ich trample auf ihnen herum.«

Wir schüttelten einander die Hände, und jeder von uns versuchte dem anderen die Knöchel zu quetschen. Ich glaube, ich bekam ihn ein wenig besser zu fassen, aber ich gewann den Eindruck, daß er früher einmal Grobschmied gewesen sei.

Helena zeigte sich sehr erfreut und ließ wieder ihre Grübchen sehen. Sie hatte bei der Kaffeepause wie eine Waldnympe neben dem Feuer gefaulenzt; nun streckte sie plötzlich den Arm aus und

legte ihre schlanke, kräftige Hand auf unsere ineinander-gekrampften Fäuste. »Meine tapferen Freunde«, sagte sie ernst. »Meine guten Jungen. Rufo, es wird gut ausgehen.«

»Hast du ein Gesicht?« fragte Rufo hoffnungsvoll.

»Nein, nur ein Gefühl. Aber ich bin nicht länger besorgt.«

»Wir können nichts machen«, sagte Rufo mißmutig, »bis wir mit Igli zusammenkommen.«

»Oscar wird mit Igli feilschen.« Mit einer flüssigen Bewegung war sie auf den Beinen. »Iß deinen Fisch und pack aus. Ich brauche Kleider.« Sie sah plötzlich sehr unternehmungslustig aus.

Als ich Helena das erstemal getroffen hatte, war sie nicht mehr an Kleidern interessiert gewesen als ich. Und ich hatte nie Gelegenheit gehabt, an Kleidern interessiert zu sein. Ein Mitglied der schlampigen Generation zu sein, hatte Vorteile für mein Budget, besonders am College, wo Bluejeans au fait waren und ein schmutziges Unterhemd als modisch galt.

Nun war Helena auf einmal die typische Frau aller Zeiten, erfüllt von dem Wunsch, neue Kleider in die Hände zu bekommen. Ihren Körper in Kleider zu stecken, erschien mir ebenso überflüssig wie das Bemalen von Kronjuwelen, aber ich mußte zugeben, daß für den Marsch Kleider nötig waren, und sei es auch nur, um ihre makellose Haut vor Brombeerranken zu schützen.

Rufos Gepäck erwies sich als ein kleiner schwarzer Kasten von der Größe und Form einer Reiseschreibmaschine. Er öffnete ihn.

Und öffnete ihn wieder. Und fuhr fort, ihn zu öffnen ...

Und klappte die Seiten weiter heraus und ließ sie herunter, bis das Ding die Ausmaße eines kleinen Lieferwagens hatte und noch vollgepackter war, als dieser ohne die Gefahr eines Achsenbruchs sein konnte. Da ich schon in der Grundschule den Spitznamen »wahrhafter James« hatte, muß der Leser nun folgern, daß ich das Opfer einer von Hypnose oder Drogen erzeugten Illusion war.

Ich bin nicht so sicher. Jeder, der Mathematik studiert hat, weiß, daß das Innere in der Theorie nicht kleiner sein muß als das Äußere, und jeder, der einmal das zweifelhafte Privileg hatte, zuzusehen,

wie eine fette Frau in ein enges Korsett geht oder aus einem solchen herauskommt, weiß, daß dies auch in der Praxis wahr ist. Rufos Gepäck führte dieses Prinzip bloß weiter.

Das erste, was er herauszog, war eine große Teakholztruhe. Helena öffnete sie und fing an, hauchzarte Gewänder ans Tageslicht zu bringen.

»Oscar, was meinst du zu diesem?« Sie hielt ein langes grünes Kleid an ihren Körper. »Gefällt es dir?«

Natürlich gefiel es mir. Wenn es ein Modellkleid war – und irgendwie wußte ich, daß Helena niemals Konfektion trug –, mußte es eine hübsche Summe gekostet haben. Ich mochte nicht darüber nachdenken. »Es ist ein sehr hübsches Kleid«, sagte ich ihr. »Aber – müssen wir nicht marschieren?«

»Doch. Wir gehen gleich los.«

»Ich sehe kein Taxi in der Nähe. Wirst du das Ding nicht zerreißen?«

»Es reißt nicht. Aber ich wollte es gar nicht anziehen; ich wollte es dir nur zeigen. Ist es nicht herrlich? Rufo, ich möchte die Sandalen mit den Smaragden.«

Rufo antwortete in der Sprache, in der er bei seiner Ankunft geflucht hatte. Helena zuckte die Achseln und sagte: »Sei nicht ungeduldig, Rufo; Igli läuft uns nicht davon. Vor morgen früh können wir ohnehin nicht mit ihm reden; zuerst muß Oscar die Sprache lernen.« Aber sie legte das grüne Prachtkleid in die Truhe zurück.

»Hier ist ein kleines Ding«, sagte sie und hielt ein anderes in die Höhe, »das einfach ungezogen ist.«

Ich konnte sehen, warum. Es bestand hauptsächlich aus einem Rock, mit einem kleinen Mieder, das stützte, ohne zu verhüllen – eine Mode, die im alten Kreta bevorzugt worden war, und, wie ich hörte, in verschiedenen Zeitschriften und vielen Nachtclubs noch immer beliebt war. Nicht, daß Helena sie nötig gehabt hätte.

Rufo tippte mir auf die Schulter. »Oscar? Willst du die Sachen ansehen und dir was aussuchen?«

Helena sagte tadelnd: »Rufo, das Leben ist zum Genießen da, nicht zum Hasten.«

»Wir werden mehr vom Leben zu genießen haben, wenn Oscar sich aussucht, was er am besten gebrauchen kann.«

»Er wird erst Waffen brauchen, wenn wir mit Igli zu einer Regelung gekommen sein werden.« Aber sie bestand nicht darauf, den Rest ihrer Garderobe vorzuführen, und wenn es mir auch Spaß machte, sie anzuschauen, war eine Waffeninspektion zweifellos nützlicher, denn meine Aufgabe als Beschützer oder Leibwächter wollte ernstgenommen werden.

Während ich Helenas Modenschau betrachtet hatte, hatte Rufo eine Kollektion ausgelegt, die wie eine Mischung aus Armeedepot und Museum aussah – Säbel, Pistolen, eine fast sieben Meter lange Lanze, ein Flammenwerfer, zwei Panzerfäuste, eine Maschinenpistole, Schlagringe, eine Machete, Handgranaten, Bogen und Pfeile, eine Hellebarde ...

»Du hast keine Schleuder mitgebracht«, sagte ich anklagend.

Er machte ein selbstzufriedenes Gesicht. »Was für eine möchtest du, Oscar? Eine gegabelte? Oder eine richtige Schlinge?«

»Schon gut«, sagte ich kleinlaut. »Ich kann mit keiner von beiden treffen.« Ich hob die Maschinenpistole auf, sah, daß sie ungeladen war, und untersuchte sie genauer. Sie schien fast neu zu sein, gerade genug eingeschossen, daß die beweglichen Teile reibungslos funktionierten. Eine Maschinenpistole ist nicht viel genauer als eine Schleuder und hat keine größere wirksame Reichweite. Aber sie hat Vorzüge – wenn man einen damit trifft, geht er zu Boden und bleibt unten. Sie ist kurz und nicht allzu schwer und hat für kurze Zeit eine hohe Feuerkraft. Es ist eine Waffe für den Busch und für kurze Distanzen.

Aber ich habe gern etwas mit einem Bajonett am Ende, falls die Sache intim wird, und ich schätze es, wenn dieses Etwas auf weite Distanz genau ist, falls die Nachbarn von ferne unfreundlich werden. Ich legte die Maschinenpistole weg und hob ein Springfield-Gewehr auf. Nachdem ich die Kammer geöffnet hatte,

blickte ich durch die Mündung in den Lauf. Er schimmerte hell, und die Züge waren nicht abgenutzt.

»Rufo, wie sieht das Land aus, durch das wir gehen werden? Wie dies hier?«

»Heute, ja. Aber ...« Er nahm mir das Gewehr mit einer entschuldigenden Geste aus den Händen. »Es ist verboten, hier Schußwaffen zu gebrauchen. Säbel, Dolche, Pfeile – alles, was von deiner eigenen Muskelkraft bewegt wird. Keine Feuerwaffen.«

»Wer sagt das?«

»Frag sie.«

»Wenn wir sie nicht gebrauchen dürfen, warum bringst du dann Schießeisen mit? Und wo ist überhaupt die Munition?«

»Es ist genug Munition da. Später werden wir in eine Gegend kommen, wo Feuerwaffen gebraucht werden können. Wenn wir lange genug leben. Ich wollte dir nur zeigen, was wir haben. Welche von den zugelassenen Waffen möchtest du? Bist du Bogenschütze?«

»Ich weiß nicht. Zeig mir, wie es gemacht wird.«

Er wollte etwas sagen, dann zuckte er die Achseln, wählte einen Bogen aus, zog einen Lederschutz über seinen linken Unterarm und legte einen Pfeil auf die Sehne. »Der Baum da vorn«, sagte er. »Der neben dem weißen Felsbrocken. Ich ziele auf einen Punkt in Bruthöhe.«

Er hob den Bogen, spannte und ließ fliegen, alles in einer glatten Bewegung.

Der Pfeil steckte zitternd im Stamm, ungefähr einen Meter dreißig über dem Boden.

Rufo grinste. »Willst du das nachmachen?«

Ich antwortete nicht. Ich wußte, daß ich es nicht konnte, außer durch Zufall. Ich hatte mal einen Bogen besessen, ein Geburtstagsgeschenk. Ich hatte nicht viel damit getroffen, und bald waren die Pfeile verlorengegangen. Nichtsdestoweniger

machte ich eine umständliche Schau aus der Auswahl und nahm schließlich den längsten und schwersten Bogen auf.

Rufo räusperte sich entschuldigend. »Wenn ich dir einen Rat geben darf – dieser da spannt sich ziemlich schwer. Für einen Anfänger weniger zu empfehlen.«

Ich probierte die Spannung. »Hast du einen Lederschutz?«

Das Leder schob sich über meinen Arm, als ob es für mich gemacht wäre, und vielleicht war es so. Ich suchte einen Pfeil heraus, ohne genauer hinzusehen, weil alle gerade und gleich gut geeignet aussahen. Ich hatte keine Hoffnung, diesen verdammten Baum zu treffen; er stand fünfzig Meter entfernt und war nicht dicker als mein Oberschenkel. Ich versuchte einfach ein bißchen höher zu zielen und hoffte, daß ein so schwerer Bogen eine ziemlich flache Flugbahn ergeben würde. Hauptsächlich wollte ich in einer einzigen Bewegung spannen, zielen und abschießen, wie Rufo es getan hatte – damit ich wenigstens wie ein Bogenschütze aussah, wenn ich schon keiner war.

Aber als ich den Bogen hob und spannte, fühlte ich eine triumphierende Erregung – dieses Werkzeug war recht für mich! Wir paßten zusammen.

Ich ließ fliegen, ohne zu denken.

Mein Pfeil schlug eine Handbreite unter seinem in den Stamm.

»Gut geschossen!« rief Helena.

Rufo betrachtete den Baum und kniff die Augen zusammen, dann sah er sich nach Helena um, vorwurfsvoll, wie es mir schien. »Ich habe nicht geschossen«, sagte sie. »Du weißt, daß ich so was nicht tun würde. Es war ein fairer Wettkampf – und ihr könnt beide stolz sein.«

Rufo schaute mich nachdenklich an. »Hmm. Würde es dir was ausmachen, eine kleine Wette einzugehen, daß du diesen Schuß wiederholen kannst?«

»Ich wette nicht«, sagte ich. »Ich bin feige.« Aber ich nahm einen anderen Pfeil und legte ihn auf. Ich mochte den Bogen, mir

gefiel es sogar, wie die Sehne gegen den Lederschutz an meinem Unterarm knallte; ich wollte es noch einmal versuchen.

Ich schoß vorbei.

Der dritte Pfeil bohrte sich zwischen den beiden ersten in den Stamm. »Ein feiner Bogen. Ich werde ihn behalten.«

Rufo trottete wortlos davon, um die Pfeile zurückzuholen. Ich entspannte den Bogen und fing an, die verschiedenen Hieb- und Stichwaffen zu betrachten. Ich hoffte, daß ich niemals im Ernstfall einen Pfeil würde abschießen müssen; ein Spieler kann nicht erwarten, bei jedem Geben ein paar Asse zu ziehen. Mein nächster Pfeil würde wahrscheinlich wie ein Bumerang zurückkehren.

Die Auswahl an Stahlwaren reichte vom Zweihänderschwert, mit dem man Bäume fällen konnte, bis zu einem kleinen Dolch für das Strumpfband einer Dame. Ich hob sie alle auf und wog sie in der Hand, und am Ende entschied ich mich für ein Krummschwert. Die Klinge war schwach gebogen und an der Schneide scharf wie ein Rasiermesser. Auch der vordere Teil des Rückens war scharf geschliffen, und er hatte eine Spitze wie ein Degen. Die Krümmung war schwach und hinderte nicht daran, das Ding auch als Stichwaffe zu benützen. Der Fingerschutz war korbartig zurückgezogen und deckte die Knöchel, ohne die Bewegungsfreiheit zu behindern. Es war die Art von Schwert, die sich anfühlt, als ob sie eine natürliche Verlängerung des Arms sei.

Der Griff war mit Haifischhaut überzogen und lag gut in meiner Hand. Die Klinge war mit einem Motto ziseliert, aber es war von Ornamenten so überwuchert, daß ich mir nicht die Zeit nahm, den Text zu entziffern. Dieses Mädchen war mein, wir paßten zusammen!

»Willst du dich nicht anziehen, Oscar?« fragte Helena.

»Wie? Doch gewiß – hat Rufo meine Kleider mitgebracht?«

»Hast du seine Sachen, Rufo?«

»Seine Kleider? Er wird doch nicht dieses Zeug tragen wollen, das er in Nizza anhatte!«

»Was hast du gegen Lederhosen und ein Hawaiihemd?« verlangte ich zu wissen.

»Ich? Oh, nichts – gar nichts. Leben und leben lassen, sage ich immer. Ich kannte mal einen, der trug ... aber egal. Ich will dir zeigen, was ich für dich mitgebracht habe.«

Ich hatte die Wahl unter mindestens zwanzig Aufmachungen, von Plastikregenmantel bis zu voller Rüstung. Letztere fand ich deprimierend, weil ihr Vorhandensein nahelegte, daß sie gebraucht werden könnte. Außer einem Stahlhelm hatte ich nie Panzerung getragen und wollte es auch nicht.

Überdies sah ich kein Pferd weit und breit und konnte mir nicht gut vorstellen, daß ich in einem solchen Blechanzug durch die Gegend wandern würde. Ich wäre darin langsam wie auf Krücken, geräuschvoll wie eine Untergrundbahn und heiß wie in einer Telefonzelle. Auf zehn Kilometern würde ich zehn Pfund wegschwitzen. Allein die langen wollenen Unterhosen, die unter dem Eisenpanzer getragen werden müssen, waren zuviel für so schönes Wetter; zusammen mit der Rüstung würden sie mich zu einem wandelnden Ofen machen, zu schwach und unbeholfen, um mich auch nur durch eine Menschenansammlung zu kämpfen.

Ich sah zu Helena. Sie war fertig angezogen: weiche lederne Wanderschuhe, anliegende braune Hosen und ein kurzer grüner Rock, halb Jacke und halb Eislaufkostüm. Dazu trug sie einen kecken kleinen Jägerhut, und der ganze Aufzug erinnerte an eine Operettenfigur der Diana, denn sie hatte sich mit Bogen, Köcher und einem Dolch bewaffnet.

»Du sagtest vorhin, ich brauchte vorläufig noch keine Waffen«, sagte ich. »Gibt es einen Grund, der dafür spricht, eine von diesen Ritterrüstungen anzuziehen? Sie sehen nicht bequem aus.«

»Ich erwarte heute keine große Gefahr«, sagte sie langsam. »Aber dies hier ist kein Ort, wo einer die Polizei rufen kann. Du mußt entscheiden, was du brauchst.«

»Aber – du kennst diese Gegend, Helena, und ich kenne sie nicht. Ich brauche einen Rat.«

Sie antwortete nicht. Ich wandte mich an Rufo. Er studierte die Baumkronen. Ich sagte: »Rufo, zieh dich an.«

Er zog die Brauen hoch. »Was?«

»Anziehen!« sagte ich. »Schnell. Vite, vite! Du zuerst.«

Er zwinkerte mir zu und suchte sich die Kleider zusammen. Die Sachen waren eine männliche Version von Helenas Kleidung, nur hatte er sich statt einer langen Hose für Shorts entschieden.

Ich folgte seinem Beispiel, nur wollte ich Wanderstiefel anziehen. Aber bei der Suche stieß ich auf ein Paar Wildleder-mokassins, die meine Größe zu sein schienen, also probierte ich sie an. Sie schmiegt sich wie Handschuhe um meine Füße, und ein Monat barfuß auf der Ile du Levant hatte meine Fußsohlen so gehärtet, daß ich keine schweren Stiefel brauchte.

Diese Mokassins reichten bis über die Waden herauf und waren nicht so mittelalterlich, wie sie aussahen; sie hatten Reißverschlüsse vorn und trugen innen die Aufschrift »Fabrique en France«.

Der alte Rufo hatte inzwischen seinen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken, trug ein Kurzschwert an der Seite und einen Dolch im Gürtel. Statt eines Dolches nahm ich ein Jagdmesser.

Während Rufo packte, ging Helena mit mir zu einer sandigen Stelle am Bachufer und zeichnete mit einem Stecken eine Karte auf den Boden. Ich sah, daß sie dem Bachlauf südwärts folgen wollte, bis wir nach einigen Abschneidern einen Ort erreichen würden, den sie »die singenden Wasser« nannte. Dort wollte sie für die Nacht kampieren.

Es war nicht schwer zu begreifen. »Alles klar«, sagte ich. »Gibt es irgend was, vor dem ich gewarnt werden muß? Schießen wir zuerst? Oder warten wir, bis man uns angreift?«

»Ich erwarte heute noch nichts. Es gibt zwar einen Fleischfresser von der dreifachen Größe eines Löwen, aber er ist ein großer Feigling. Einen sich bewegenden Mann würde er niemals angreifen.«

»Ein Bursche nach meinem Geschmack. Also, dann können wir von mir aus losgehen.«

»Sollten wir Menschen sehen – ich erwarte es nicht –, wäre es gut, einen Pfeil aufzulegen. Aber hebe deinen Bogen erst wenn du fühlst, daß es notwendig ist. Doch ich will dir nicht vorschreiben, was du zu tun hast, Oscar; du mußt entscheiden.«

Rufo hatte fertig gepackt, und wir machten uns auf den Weg. Rufos kleiner schwarzer Kasten saß nun wie ein Rucksack auf seinem Rücken, und ich hielt mich nicht mit Überlegungen auf, wie er ein Gewicht von ein paar Tonnen auf seinen Schultern tragen konnte. Vielleicht hatte er eine Anti-Schwerkraft-Vorrichtung. Oder in seinen Adern rann Kuliblut. Oder schwarze Magie; die Kleidertruhe allein konnte bei einem Faktor von 30 zu 1 nicht in diesen Rucksack-Kasten hineingegangen sein, vom Arsenal, den Ritterrüstungen und allem anderen Zeug gar nicht zu reden.

Es gibt keinen Grund, sich zu wundern, warum ich Helena nicht fragte, wo wir waren, warum wir dort waren, wie wir hingekommen waren, was wir zu tun hätten, und welcher Art diese Gefahren seien, die mir angekündigt worden waren. Wenn man den prächtigsten Traum seines Lebens hat und gerade zur Sache kommt, dann hält man nicht ein, um sich selbst zu sagen, es sei logischerweise unmöglich, daß dieses besondere Mädchen mit einem im Heu liege – und sich damit aufzuwecken. Ich wußte logischerweise, daß alles, was sich zugetragen hatte, seit ich jene alberne Anzeige gelesen hatte, unmöglich war. Also warf ich die Logik über Bord.

Logik ist ein schwaches Schilfrohr, mein Freund. Die »Logik« wies nach, daß Flugzeuge nicht fliegen können, und daß Wasserstoffbomben nicht funktionieren werden, und daß Steine nicht aus dem Himmel fallen. Logik ist eine Art auszudrücken, daß nichts geschehen kann, was nicht schon einmal geschehen ist.

Mir gefiel die Situation. Ich wollte nicht aufwachen, weder im Bett noch in der Beobachtungsstation eines Psychiaters. Und erst recht nicht wollte ich in jenem Dschungel aufwachen, womöglich

mit dieser Gesichtswunde noch frisch und kein Rettungshubschrauber in Sicht. Vielleicht hatte der kleine braune Bruder ganze Arbeit an mir geleistet und mich nach Walhalla geschickt. Auch gut. Mir gefiel Walhalla.

Ich schritt frei dahin, ein herrliches Schwert schlug gegen meine Hüfte, und neben mir wanderte ein hübsches Mädchen, während ein Diener hinter uns einherschwitzte, unser Gepäck schleppte und zugleich unsere Rücken deckte. Vögel sangen, und die Landschaft war ein einziger Park, und die Luft roch süß und rein. Und wenn ich nie wieder einem Auto aus dem Weg springen oder eine Zeitungsschlagzeile lesen sollte – mir war es recht.

Der lange Bogen war lästig zu tragen – aber das gilt auch für ein M-1-Gewehr. Helena hatte ihren kurzen Bogen auf dem Rücken, von der Schulter zur Hüfte. Ich versuchte das gleiche, aber das untere Ende des Bogens verfang sich in Büschen und Gestrüpp. Auch machte es mich nervös, die Waffe nicht schußbereit zu haben, also gab ich die Nachahmungsversuche auf und trug den Bogen in der Linken.

Am Vormittag hatten wir nur einen kleinen Zwischenfall. Ich hörte Rufos Bogensehne schwirren und wirbelte herum und hatte meinen eigenen Bogen schußbereit, bevor ich sah, was los war.

Rufo hatte einen Vogel von der Größe einer Graugans aus einem Baum geschossen, sauber mit dem Pfeil durch den Hals. Ich merkte mir, nicht noch einmal einen Bogenschießwettbewerb mit ihm zu machen, und nahm mir vor, ihn um Unterweisung in den Feinheiten zu bitten.

Er schmatzte bedeutungsvoll und grinste. »Abendessen!« Dann begann er den Vogel im Gehen zu rupfen und hängte ihn schließlich an seinen Gürtel.

Mittags machten wir an einem Platz halt, der nach Helenas Auskunft »geschützt« war, und Rufo entfaltete seinen Kasten zu Koffergröße und servierte das Mittagsmahl: bröckeligen provencalischen Käse, knuspriges französisches Weißbrot, zwei Flaschen Chablis und hinterher Birnen. Nach der Mahlzeit schlug

Helena eine Siesta vor. Die Idee war verlockend; ich hatte herzhaft gegessen und den Vögeln nur Krumen übriggelassen, aber ich war überrascht. »Sollten wir nicht weitermarschieren?«

»Du mußt eine Sprachlektion haben, Oscar.«

Ich sollte den Leuten vom Unterrichtsministerium die neue Methode des Fremdsprachenstudiums empfehlen. Man legt sich an einem herrlichen Tag ins weiche Gras am Ufer eines leise murmelnden Baches, und die schönste Frau der Welt beugt sich über einen und schaut einem tief in die Augen. Sie beginnt leise in einer Sprache zu sprechen, die man nicht versteht.

Nach einer kleinen Weile werden ihre Augen größer und größer ... und größer ... und man versinkt in ihnen.

Dann, viel später, sagt Rufo: »Erbas, Oscar, t'knila vorseht!«

»Ja, ja, schon gut«, antwortete ich. »Ich stehe auf. Nur nicht drängeln.«

Ich bekam noch mehrere dieser Sprachlektionen, und von da an verständigten wir uns nur noch in diesem Idiom, außer wenn ich Lücken in meinem Vokabular mit Fragen in Englisch überbrücken mußte. Es war eine an Schimpfwörtern und sexuellen Anspielungen reiche Sprache, und auf einigen technischen Gebieten reicher als Englisch – aber mit erstaunlichen Lücken. So gab es zum Beispiel keine passende Bezeichnung für »Rechtsanwalt«.

Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang kamen wir zu den singenden Wassern.

Wir hatten ein hohes, bewaldetes Plateau überquert. Der Bach, aus dem wir die Forellen geholt hatten, war von anderen Wasserläufen verstärkt worden und nun ein kleiner Fluß. Unter uns, an einer Stelle, die wir noch nicht erreicht hatten, stürzte er in einem enorm hohen Wasserfall von den Klippen des Plateaurandes in die Tiefe. Aber hier, wo wir kampierten, hatte das Wasser die Hochebene gekerbt und bildete eine Reihe gestaffelter Kaskaden, bevor es ins Leere schoß.

»Kaskaden« ist ein schwaches Wort. Oberhalb und unterhalb, wo man hinsah, überall waren Wasserfälle – große, zehn oder

fünfzehn Meter hoch, kleine, die eine Maus überspringen konnte, und jede Zwischengröße. Sie bildeten Terrassen und Treppen aus glasigem Grün und weißer Gischt, und zwischen ihnen lagen stille blaugrüne Gumpen und Becken, in denen sich das Laub der Bäume spiegelte.

Und man hörte sie. Kleine Fälle plätscherten in silbrigem Sopran, große rauschten in hohlem basso profundo. Auf der Almwiese, wo wir lagerten, war es ein allgegenwärtiger Choral.

Ich half Rufo auspacken. Ich wollte herausbringen, wie er diesen Trick mit seinem schwarzen Kasten machte. Ich brachte es nicht heraus. Jede Seite öffnete sich so normal wie eine Reisetasche.

Zuerst stellten wir ein Zelt auf, und das war kein Ding aus überschüssigen Heeresbeständen; es war ein luftiger kleiner Pavillon aus einem Stoff wie Fallschirmseide, und der Teppich, den wir als Bodenbelag ausbreiteten, kam mir wie ein handgewebtes altes Orientstück vor. »Willst du auch ein Zelt, Oscar?« fragte Rufo.

Ich blickte zum Himmel auf. Die Sonne war noch nicht ganz untergegangen, die Luft war lauwarm, und ich konnte nicht glauben, daß es Regen geben würde. Ich bin nicht gern in einem Zelt, wenn auch nur die geringste Möglichkeit eines Überraschungsangriffs besteht. »Schläfst du in einem Zelt?«

»Ich? Sehe ich so aus? Aber sie muß immer ein Zelt haben.«

»Ich brauche keins«, sagte ich. Ich überlegte, ob es für einen Leibwächter angebracht sei, voll bewaffnet vor der Tür zur Schlafkammer der ihm Anvertrauten zu nächtigen. Ich war nicht sicher, was die Etikette in solchen Fällen vorschrieb.

Helena kam von den Kaskaden herauf. »Gib mir Seife, Rufo. Und komm mit, Oscar; das ist Rufos Arbeit.«

Rufo grub ein Stück feine Toilettenseife aus seiner Karawannenladung und gab es ihr, dann betrachtete er mich nachdenklich, brach einen Riegel Kernseife von der Stange und händigte ihn mir aus.

Die singenden Wasser boten die beste denkbare Badegelegenheit in endlosen Variationen. Kleine ausgewaschene Becken, die für ein Fußbad wie geschaffen waren, größere, in denen man sitzen und sich einseifen konnte, bis hin zu klaren, tiefen Gumpen zum Springen, Tauchen und Schwimmen. Dazu gab es Duschen jeder Intensität, von der sanften Berieselung durch Rinnsale bis hin zu glasig glatten Wasservorhängen und frei herabschießenden armdicken Strahlen, die einem das Gehirn zermürben konnten, wenn man lange genug darunter stand. Und das Wasser war nicht kalt.

Wir vergnügten uns eine Weile, und Helena quietschte und kicherte, wenn ich sie bespritzte, und tauchte mich zur Vergeltung unter. Wir benahmen uns wie übermütige Kinder, und sie war nicht zimperlich; unter ihrer samtweichen Haut lagen Muskeln aus Stahl.⁴

Nachdem wir uns ausgetobt hatten, seiften wir uns ein. Als sie anfang, ihr Haar zu waschen, kam ich zu ihr und half. Sie ließ mich gewähren; sie brauchte Hilfe mit dieser verschwenderischen Haarfülle, die mindestens das Sechsfache von dem an Masse hatte, womit die meisten Mädchen sich heutzutage begnügen.

Es wäre eine wundervolle Gelegenheit gewesen (Rufo war beschäftigt und nicht in Sicht), sie zu packen und zu umarmen und dann zu anderen Dingen überzugehen. Und ich glaube, sie hätte nicht einmal der Form halber protestiert; möglicherweise hätte sie sogar herzhafte kollaboriert.

Ich konnte es nicht tun. Ich konnte nicht einmal anfangen.

Ich weiß nicht, warum. Meine Absichten ihr gegenüber hatten von unehrlichen zu ehrlichen und wieder zurück oszilliert, waren aber immer praktisch motiviert gewesen, seit ich sie das erstemal gesehen hatte. Nein, das ist nicht richtig ausgedrückt: Meine Absichten waren immer strikt unehrenhaft gewesen, aber mit der Bereitwilligkeit, sie später zu ehrenhaften umzuwandeln, wenn wir einen Standesbeamten auftrieben.

Aber ich entdeckte, daß ich sie ohne Ermutigung von ihr nicht einmal mit einem Finger berühren konnte, es sei denn, um ihr die Seife aus den Haaren zu waschen.

Während ich über diese Entdeckung grübelte, beide Hände in ihrem dicken blonden Haar vergraben, und mich fragte, was mich daran hindere, meine Arme um diese kräftig-schlanke Taille vor mir zu legen, hörte ich einen durchdringenden Pfiff und meinen neuen Namen. Ich blickte mich um.

Rufo, gekleidet in seine unschöne Haut und mit Handtüchern über der Schulter, stand fünf Meter entfernt am Ufer und versuchte, das Getöse des Wassers zu durchdringen.

Ich bewegte mich ein paar Schritte zu ihm hin. »Wie war das eben?« rief ich zurück. Es kam nicht viel besser heraus als ein wütendes Knurren.

»Ich fragte, ob du dich rasieren willst. Oder hast du vor, dir einen Bart stehen zu lassen?«

Ich war mir mit Unbehagen meines Gesichtskaktus bewußt geworden, als ich überlegt hatte, ob ich meinen Gefühlen handgreiflich Ausdruck verleihen solle oder nicht, und dieses Unbehagen hatte meine Hemmungen unterstützt. Die unter der Devise »gepflegte Männlichkeit« unentwegt hämmernde Werbung für Rasiercremes, Duftwässerchen, Klingen und ähnliche Artikel hat den eingeschüchterten Durchschnittsmann wie mich ängstlich gemacht, Verführungen oder Vergewaltigungen zu versuchen, ohne sich zuvor frisch rasiert zu haben.

»Ich habe keinen Rasierapparat«, rief ich zurück.

Statt einer Antwort hielt er ein Rasiermesser in die Höhe.

Helene kam an meine Seite. Sie faßte mein Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte meinen Kopf hin und her. »Mit einem Bart würdest du majestätisch aussehen«, sagte sie.

Wenn sie es fand, fand ich es auch. »Wie du meinst«, sagte ich.

»Aber vielleicht wäre es mir doch lieber, wenn du bliebst, wie ich dich zuerst sah. Rufo ist ein guter Barbier.« Sie wandte sich ihm zu. »Gib mir ein Handtuch, Rufo.«

Helena ging zurück zum Lagerplatz und trocknete sich im Gehen ab. Ich hätte ihr gern dabei geholfen. Rufo sagte mißmutig: »Warum läßt du dir keinen Bart wachsen? Jetzt muß ich dich rasieren, weil sie es so will, und kann nicht in Ruhe baden.«

»Wenn du einen Spiegel hast, rasiere ich mich selber.«

»Hast du schon mal ein Rasiermesser in der Hand gehabt?«

»Nein, aber ich kann es lernen.«

»Du würdest dir die Kehle durchschneiden, und das würde ihr nicht gefallen. Komm hierher ans Ufer, wo ich im Wasser stehen kann. Nein, nicht hinsetzen! Leg dich hin, mit dem Kopf hier auf dem Stein. Einen Mann, der aufrecht sitzt, kann ich nicht rasieren.« Er fing an, mein Gesicht einzuseifen.

»Weißt du, warum?« fuhr er fort. »Weil ich es an Leichen gelernt habe, deshalb. Mußte sie hübsch machen, damit ihre Angehörigen stolz auf sie sein konnten. Halt still! Beinahe hättest du ein Ohr verloren. Ich habe gern Leichen rasiert; sie können sich nicht beschweren, sie machen keine Vorschläge, sie wollen nicht das letzte Wort haben, und sie halten immer still. Das war der beste Job, den ich je hatte. Wenn ich denke, was für einen ich jetzt habe ...« Er hörte auf zu rasieren, mit der Klinge an meinem Adamsapfel, und begann seine Schwierigkeiten aufzuzählen.

»Habe ich samstags frei? Zum Teufel, ich habe nicht mal sonntags frei! Und dann die tägliche Arbeitszeit! Neulich habe ich gelesen, daß die Elektrikergewerkschaft in New York... Warst du schon mal in New York?«

»Ich war in New York. Und nimm diese Guillotine von meinem Hals weg, solange du so mit den Händen fuchtelst.«

»Wenn du dauernd redest, kann es nicht ausbleiben, daß du dann und wann einen kleinen Schnitt abkriegst. Nun, diese Gewerkschaft hat für ihre Mitglieder die Zweiunddreißigstundenwoche durchgesetzt. Woche! Ich wäre schon zufrieden, wenn ich nicht länger als zwölf Stunden am Tag arbeiten müßte. Weißt du, wie lange ich jetzt schon auf Trab bin, ohne eine Stunde Freizeit?«

Ich sagte, daß ich es nicht wisse.

»Jetzt redest du schon wieder! Über siebzig Stunden. Und wofür? Ruhm? Welcher Ruhm ist in einem kleinen Häufchen gebleichter Knochen? Geld? Oscar, ich sage dir die Wahrheit; ich habe in meinem Leben mehr Männer kaltgemacht als ein Sultan Konkubinen hat, und nicht einen von ihnen kümmerte es eine eingeweichte Brezel, ob sein Leichnam mit Rubinen bedeckt war oder mit Lumpen. Was nützen Geld und Reichtum einem toten Mann? Sag mir, Oscar, von Mann zu Mann, solange sie es nicht hört: Warum hast du dich jemals von ihr zu diesem Unternehmen überreden lassen?«

»Es macht mir Spaß, bis jetzt.«

Er schnaufte. »Das sagte auch der Mann, als er an der fünfzigsten Etage des Empire State Building vorbeifuhr. Aber unten wartete trotzdem das Straßenpflaster auf ihn.« Er schüttelte seinen Kopf. »Schon gut. Wir sind hier, und warum über frühere Fehler jammern? Wenn ich meine Ausrüstung dabei hätte, könnte ich diese Narbe so perfekt retuschieren, daß alle sagen würden: ›Sieht er nicht natürlich aus?‹ «

»Mach dir darum keine Sorgen. Sie hat diese Narbe gern.«

»Sieht dir ähnlich. Was ich dir klarzumachen versuche, ist, daß du hauptsächlich Steine finden wirst, wenn du die Straße des Ruhmes gehst. Aber ich habe diese Straße nie gehen wollen. Meine Vorstellung von einem schönen Leben wäre ein kleines Bestattungsunternehmen mit einer Auswahl von Särgen in allen Preislagen und einer Gewinnspanne, die es erlauben würde, den Hinterbliebenen der Armen entgegenzukommen. Finanzierungspläne für jene, die vorausschauend genug sind, ihre Bestattung im Voraus zu regeln – denn wir müssen alle sterben, Oscar, wir müssen alle sterben, und ein klardenkender Mann tut gut daran, sich hinzusetzen und bei einem Glas Bier seine Angelegenheiten mit einer vertrauenswürdigen Firma zu regeln.«

Er beugte sich vertraulich über mich. »Hör zu, Oscar. Sollten wir durch irgendein Wunder lebendig aus dieser Sache heraus-

kommen, könntest du bei ihr ein Wort für mich einlegen. Du könntest sie zu der Einsicht bringen, daß ich zu alt für dieses Leben bin. Ich kann eine Menge tun, um deine restlichen Tage angenehm zu machen ... wenn deine Gefühle für mich kameradschaftlich sind.«

»Haben wir das nicht durch Handschlag besiegelt?«

»Ah, ja, das haben wir.« Er seufzte. »Einer für alle und alle für einen. Du bist fertig.«

Es war noch hell, und Helena war in ihrem Zelt, als wir zurückkehrten. Rufo fragte: »Willst du deine Armbanduhr haben?«

»Meine Uhr?« Soviel ich wußte, lag sie im Behandlungszimmer eines Arztes in Nizza. »Hast du sie?«

»Gewiß. Ich habe alle deine Sachen mitgebracht, bis auf die Kleider.« Er schauderte. »Die waren es nicht mehr wert.«

Er übertrieb nicht. Alles war da, nicht nur mein Tascheninhalt, sondern auch meine Brieftasche und alle Papiere, mein Kleingeld und sogar die wertlosen Sweepstakes-Lose. Ich wollte ihn fragen, wie er an mein Schließfach gekommen war, ließ es aber sein. Ich dankte ihm, und er machte sich an die Bereitung des Abendessens.

Er hatte vor Helenas Zelt einen Tisch aufgestellt und Kerzen darauf entzündet. Es war dunkel, als Helena endlich zum Vorschein kam, aber die Wartezeit hatte sich gelohnt; sie trug das grüne Kleid, das sie mir am Morgen vorgeführt hatte. Ich weiß noch immer nicht, ob sie Kosmetika verwendete, aber sie sah nicht mehr wie die übermütige Undine aus, die mich eine Stunde zuvor untergetaucht hatte. Sie sah aus, als ob sie unter Glas gehörte.

Weißwein mit Fisch, Rosewein mit Geflügel, Rotwein mit Käse. Helena plauderte und lächelte und war geistreich. Einmal flüsterte Rufo, als er sich zum Servieren über mich beugte: »Die Verurteilten aßen herzhaft.« Und ich murmelte aus dem Mundwinkel, er solle sich zum Teufel scheren.

Cognac, Kaffee und Zigaretten. Ich hatte den ganzen Tag an Zigaretten gedacht. Diese waren Benson & Hedges No. 5 ... und

ich hatte diese schwarzen französischen Lungentorpedos geraucht, um Geld zu sparen.

Während wir rauchten, beglückwünschte Helena Rufo zu diesem gelungenen Abendessen, und ich sekundierte ihr. Er nahm die Komplimente feierlich entgegen.

Nach einem genießerischen Abend bei Kaffee und Cognac und angenehmer Unterhaltung war auch die letzte Kerze niedergebrannt, und Helena erhob sich vom Tisch. Ich stand eilig auf und geleitete sie galant zu ihrem Zelt. Am Eingang verhielt sie.

»Oscar ...«

Und ich küßte sie und folgte ihr hinein ...

Von wegen! Ich war so verdammt hypnotisiert, daß ich mich über ihre Hand beugte und sie küßte. Und das war das.

Danach blieb mir nichts mehr zu tun als von Rufo eine Decke zu borgen. Er hatte sich eine Stelle neben ihrem Zelt zur Schlafstätte erwählt, also suchte ich mir eine auf der anderen Seite aus und legte mich nieder. Es war immer noch so mild, daß selbst eine Decke überflüssig schien.

Aber ich konnte nicht schlafen. Die Wahrheit ist, ich habe eine Gewohnheit, schlimmer als Marihuana wenn auch nicht so kostspielig wie Heroin. Ich kann sie unterdrücken und schließlich auch so einschlafen – aber dafür war es nicht gerade eine Hilfe, daß ich Licht in Helenas Zelt sehen konnte, und eine Silhouette, die nicht länger von einem Kleid verunziert wurde.

Die Sache ist, daß ich ein leidenschaftlicher Leser bin. Ein Buch, und meinem Schlaf steht nichts mehr im Wege. Und ehe ich ohne Lektüre einschlafe, gebe ich mich auch mit den Anzeigen in einer alten Nummer des »Paris Match« zufrieden, in die Heringe eingewickelt waren.

Ich stand wieder auf und ging um das Zelt. »Psst! Rufo.«

»Ja.« Er kam sofort hoch, einen Dolch in der Hand.

»Hör zu, gibt es hier was zu lesen?«

»Was?«

»Irgendwas, ganz egal. Wörter in einer Reihe.«

»Augenblick.« Er blieb eine Weile fort und leuchtete mit einer Taschenlampe in dem mitgebrachten Plunder herum. Er kam zurück und bot mir ein Buch und eine kleine Windlaterne an. Ich dankte ihm, kehrte zu meinem Schlafplatz zurück und legte mich hin.

Es war ein interessantes Buch, verfaßt von Albertus Magnus und anscheinend im Britischen Museum gestohlen. Der Autor bot darin eine lange Liste von Rezepten für unwahrscheinliche Dinge. Wie man Stürme beruhigt und über Wolken fliegt, wie man Feinde überwindet und die Treue einer Frau gewinnt...

Hier ist dieses letztere Rezept: »Wenn du willst, daß deine Frau nicht lasterhaft sei noch nach fremden Männern verlange, nimm die Geschlechtsteile eines Wolfes, und die Haare, die auf seinen Wangen oder den Augenbrauen wachsen, und die Haare, die unter seinem Kinn sind, und verbrenne alles und gib es ihr zu trinken, wenn sie es nicht weiß, und sie wird keinen anderen Mann begehren.«

Dies dürfte dem Wolf nicht gefallen. Und wenn ich das Mädchen wäre, würde es mir auch nicht gefallen; es hört sich wie eine ekelhafte Mixtur an. Aber es ist das genaue Rezept, und wenn Sie Schwierigkeiten haben, Ihre Frau auf Kurs zu halten, und ein Wolf greifbar ist, dann probieren Sie es aus. Und lassen Sie mich das Resultat wissen.

Es gab mehrere Rezepte für Liebestränke, um die Zuneigung einer Frau zu gewinnen, die nichts von einem wissen will, aber ein Wolf war das bei weitem einfachste Ingrediens. Nach einer Weile legte ich das Buch aus der Hand, löschte die Laterne und beobachtete die Silhouette auf der durchscheinenden Seide der Zeltwand. Helena bürstete ihr Haar.

Dann gab ich die Selbstquälerei auf und betrachtete die Sterne. Ich habe die Sternbilder der südlichen Hemisphäre nie gekannt; in einer so feuchten Gegend wie Südostasien sieht man selten Sterne,

und ein Mann mit einem instinktsicheren Orientierungssinn braucht sie nicht.

Aber dieser Südhimmel war prächtig.

Ich starrte zu einem sehr hellen Stern oder Planeten hinauf (er schien einen Ring zu haben), als ich plötzlich merkte, daß er sich über den Himmel bewegte.

Ich setzte mich aufrecht. »He! Helena!«

»Ja, Oscar?«

»Komm 'raus und schau! Ein Sputnik. Ein großer!«

»Ich komme.« Das Licht in ihrem Zelt ging aus, sie kam heraus, und mit ihr kam der gute alte Rufo herüber, gähnend und seine Rippen kratzend.

Ich zeigte hinauf. »Dort! Vielleicht ist es kein Sputnik; es könnte ein Satellit von unserer Echo-Serie sein. Er sieht enorm groß und hell aus.«

Sie schaute mich an und blickte weg. Rufo sagte nichts. Ich beobachtete den Himmelskörper noch eine Weile länger, dann sah ich wieder sie an. Sie beobachtete mich, nicht den Himmel. Ich schaute hinauf und sah das Ding langsam über den gestirnten Himmel ziehen.

»Helena«, sagte ich, »das ist kein Sputnik und auch kein Echo-Ballon. Das ist ein Mond. Ein richtiger Mond.«

»Ja, Oscar.«

»Dann ist dies nicht die Erde.«

»Das ist wahr.«

»Hmm ...« Ich blickte von neuem zu dem kleinen Mond hinauf, der sich so schnell vor den Sternen bewegte, von West nach Ost.

»Du fürchtest dich nicht?« fragte sie.

»Wovor?«

»In einer fremden Welt zu sein.«

»Es scheint eine recht hübsche Welt zu sein.«

»Das ist sie«, stimmte sie zu. »In vieler Hinsicht.«

»Sie gefällt mir«, sagte ich. »Aber vielleicht ist es an der Zeit, daß ich mehr darüber erfahre. Wo sind wir? Wie viele Lichtjahre von der Erde und in welcher Richtung?«

Sie seufzte. »Ich will versuchen, dir das zu erklären, Oscar, aber es wird nicht einfach sein. Du hast nicht metaphysische Geometrie studiert, und auch manches andere nicht. Denk an die Seiten eines Buches.« Ich hatte immer noch das Kochbuch von Albertus Magnus unter dem Arm; sie nahm es. »Eine Seite kann der anderen sehr ähnlich sein. Sie kann auch sehr verschieden von ihr sein. Eine Seite kann der anderen so nahe sein, daß sie sie berührt, an allen Punkten, und hat doch nichts mit ihr zu tun. Wir sind in diesem Augenblick der Erde so nahe, wie zwei aufeinanderfolgende Seiten in einem Buch einander nahe sind. Und doch sind wir auch so weit von ihr entfernt, daß Lichtjahre es nicht ausdrücken können.«

»Hör zu«, sagte ich. »Es ist nicht nötig, daß du es geheimnisvoll machst. Ich habe damals die Fernsehserie ›Zwielichtzone‹ gesehen, da war es ähnlich. Du meinst eine andere Dimension, nehme ich an.«

Sie machte ein beunruhigtes Gesicht. »Das ist ungefähr die Idee, aber ...«

»Morgen früh haben wir es mit Igli zu tun«, sagte Rufo ungeduldig. »Es wäre besser, wir würden jetzt schlafen.«

»Ja«, stimmte ich zu. »Tut mir leid, daß ich euch aufgescheucht habe. Übrigens, wer ist Igli?«

»Du wirst es schon sehen«, sagte Rufo.

Ich blickte zu dem schnellen kleinen Mond auf. »Ohne Zweifel. Nun, ich wollte euch nicht stören. Gute Nacht.«

Ich kroch zurück unter meine Decke, und die beiden legten sich auch schlafen. Helena machte das Licht nicht wieder an, also gab es nichts zu sehen bis auf den wandernden Mond. Ich war in ein Buch gefallen.

Nun, ich hoffte, der Verfasser würde mich noch für eine Reihe von Kapiteln am Leben lassen. Bisher war es für den Helden recht gut abgegangen – bis zu diesem Kapitel, jedenfalls.

Ich erwog ernsthaft, zum Zelteingang zu kriechen und ihr zuzuflüstern, daß ich ein paar Fragen über metaphysische Geometrie und verwandte Dinge stellen wollte. Bei der Gelegenheit wäre gut einzuflechten, daß es draußen kalt sei, und ob ich hineinkommen dürfe ...

Aber ich tat es nicht. Der treue alte Rufo lag auf der anderen Seite des Zeltens zusammengerollt, und er hatte die beunruhigende Gewohnheit, rasch und mit einem Dolch in der Hand wachzuwerden. Und er rasierte gern Leichen. Wie ich sagte, im Zweifelsfall bin ich lieber ein Feigling.

Ich beobachtete den wandernden Mond und schlief ein.

Singvögel sind besser als Wecker. Ich reckte mich und gähnte glücklich, roch Kaffeeduft und überlegte, ob die Zeit vor dem Frühstück noch für ein Bad ausreichen mochte. Es war wieder ein herrlicher Tag, blau und klar und die Sonne eben aufgegangen, und ich war ganz dafür, vor dem Mittagessen noch einen Drachen zu töten. Das heißt, einen kleinen.

Ich wälzte mich herum und kam auf die Füße. Der liebliche Zelt pavillon war fort, der schwarze Kasten zum größten Teil gepackt; er war nicht mehr größer als ein Standklavier. Helena kniete vor einem Feuer und kochte Kaffee. An diesem Morgen war sie eine Höhlenfrau, bekleidet mit einem Tierfell, das von einem Ozelot stammen mochte. Oder von der BASF.

»Wie geht's, Prinzessin?« sagte ich. »Was gibt es zum Frühstück? Und wo ist dein Küchenchef?«

»Frühstück ist später«, erwiderte sie. »Einstweilen bekommst du eine Tasse Kaffee, zu schwarz und zu heiß. Es ist besser, wenn du dich über irgend etwas ärgerst und richtig eingestimmt bist. Rufo fängt das Gespräch mit Igli an.« Sie servierte mir den Kaffee in einem Pappbecher.

Ich trank den halben Becher leer, verbrannte mir die Zunge und spuckte Kaffeesatz ins Gras. Das Zeug schmeckte miserabel.

Dann hielt ich inne, weil ich Rufo gesichtet hatte. Er war in Gesellschaft. Entlang dem Rand unserer Wiesenterrasse hatte jemand Noahs Arche entladen. Alles war da, von Erdferkeln bis zu Zebus, die meisten von ihnen mit langen gelben Zähnen.

Rufo stand dieser aufgereihten Zoogesellschaft gegenüber, vielleicht fünf Meter vor ihnen, und fixierte einen besonders großen und ungeschlachten Mitbürger. Mein Pappbecher ging auseinander und verbrühte mir die Finger mit heißem Kaffee und stinkendem Satz.

»Willst du noch welchen?« fragte Helena.

Ich pustete auf meine Finger. »Nein, danke. Dies also ist Igli?«

»Der in der Mitte. Rufo reizt ihn ein bißchen. Die anderen sind nur gekommen, um sich das Schauspiel anzusehen. Du kannst sie ignorieren.«

»Einige von ihnen sehen hungrig aus.«

»Die meisten der größeren Tiere sind Pflanzenfresser. Diese übergroßen Löwen würden uns fressen – wenn Igli gewinnt. Aber nur dann. Igli ist das Problem.«

Ich sah mir diesen Igli genauer an. Er ähnelte jenem Sprößling des Mannes von Dundee, lauter Kinn und keine Stirn, und er vereinigte in sich die weniger appetitlichen Züge jener Riesen und Ungeheuer, wie sie in den Märchenbüchern beschrieben werden.

Er war auf eine unbestimmte Weise menschlich, wenn man den Begriff großzügig auslegte. Er war ungefähr einen bis anderthalb Meter größer als ich und brachte bestimmt drei- oder vierhundert Pfund mehr auf die Waage, aber ich bin viel hübscher. Das Haar wuchs in Inseln auf ihm, wie Gras auf einem ungepflegten Kinderspielplatz; und man wußte, ohne daß es einem gesagt werden mußte, daß er noch nie ein Deodorant benutzt hatte. Die Knoten seiner Muskeln hatten Warzen und Flechten, und seine Zehennägel waren ungeschnitten.

»Helena«, sagte ich, »was für einen Streit haben wir mit ihm?«

»Du mußt ihn töten, Oscar.«

Ich schaute zu ihm hinüber. »Könnten wir nicht eine friedliche Koexistenz mit ihm aushandeln? Gegenseitige Inspektionen, kultureller Austausch und so weiter?«

Sie schüttelte den Kopf. »Dafür ist er nicht intelligent genug. Er ist hier, um uns den Zugang ins Tal zu versperren. Entweder stirbt er, oder wir sterben.«

Ich holte tief Luft. »Helena, ich bin zu einem Entschluß gelangt. Ein Mann, der immer die Gesetze beachtet, ist noch dümmer als einer, der sie bei jeder Gelegenheit bricht. Dies ist nicht der Zeitpunkt, sich um lokale Vorschriften über den Waffengebrauch Gedanken zu machen. Ich möchte den Flammenwerfer, eine

Panzerfaust oder wenigstens ein paar Handgranaten. Kannst du mir zeigen, wie ich sie ausgraben kann?«

Sie stocherte in ihrem Kaffeefeuer. »Mein Held«, sagte sie langsam. »Es tut mir wirklich leid – aber so einfach ist es nicht. Hast du gestern abend bemerkt, daß Rufo unsere Zigaretten mit Kerzenflammen anzündete und nicht mal ein Feuerzeug gebrauchte?«

»Nun ... nein. Ich habe nicht darüber nachgedacht.«

»Dieses Gesetz gegen Feuerwaffen und Explosivstoffe ist kein Gesetz von der Art, wie ihr es auf der Erde kennt. Es ist mehr als das; es ist unmöglich, solche Dinge hier zu verwenden. Andernfalls würden solche Waffen auch gegen uns eingesetzt.«

»Du meinst, sie würden nicht funktionieren?«

»Sie würden nicht funktionieren. ›Verhext‹ ist vielleicht das richtige Wort.«

»Helena. Sieh mich an. Vielleicht glaubst du an Hexen. Ich nicht. Und ich wette sieben zu eins mit dir, daß Maschinenpistolen es auch nicht tun. Ich habe vor, es auszuprobieren. Willst du mir beim Auspacken helfen?«

Zum erstenmal, seit ich sie kannte, sah sie wirklich aufgeregt und ängstlich aus. »Oh, Oscar, ich bitte dich, tue es nicht!«

»Warum nicht?«

»Selbst der Versuch wäre verhängnisvoll. Glaubst du mir, daß ich mehr über die Gefahren und die Gesetze dieser Welt weiß als du? Wirst du mir glauben, wenn ich sage, daß ich dich nicht sterben lassen möchte, daß mein eigenes Leben und meine Sicherheit von dir abhängen? Bitte!«

Es ist unmöglich, Helena nicht zu glauben, wenn sie eindringlich wird. Ich sagte nachdenklich: »Vielleicht hast du recht – andernfalls würde dieser Bursche da drüben wohl einen sechszölligen Granatwerfer auf der Seite tragen. Aber hör mal, Helena, ich habe eine bessere Idee. Warum gehen wir nicht den Weg zurück, den wir gekommen sind, und lassen uns an der Stelle nieder, wo wir die Fische gefangen haben? In fünf Jahren werden

wir es zu einer hübschen kleinen Farm gebracht haben. In zehn Jahren, nachdem es sich herumgesprochen hat, werden wir dazu noch ein hübsches kleines Motel haben, mit Schwimmbad und Golfplatz und allem.«

Sie lächelte kaum. »Oscar, es gibt kein Zurück.«

»Warum nicht? Ich könnte den Weg dorthin mit geschlossenen Augen finden.«

»Aber sie würden uns finden. Nicht Igli, aber andere wie er würden ausgesandt, um uns zu quälen und zu töten.«

Ich seufzte wieder. »Wie du meinst. Es heißt sowieso, daß Motels abseits der Hauptstraßen kein Geschäft sind. In dem Gepäck da ist eine Streitaxt. Vielleicht kann ich ihm die Füße abhacken, bevor er mich bemerkt.«

Wieder schüttelte sie ihren Kopf. Ich sagte gereizt: »Was ist jetzt los? Muß ich mit einem Fuß in einem Eimer gegen ihn kämpfen? Ich dachte, alles sei erlaubt, was schneidet oder sticht – was ich mit meinen eigenen Muskeln bewegen kann.«

»Das ist richtig, Oscar. Aber es wird nicht wirken.«

»Warum nicht?«

»Igli kann nicht getötet werden. Du mußt verstehen, er ist nicht wirklich lebendig. Er ist konstruiert. Schwerter oder Messer oder auch Äxte können ihm nichts anhaben; sie prallen ab. Ich habe es gesehen.«

»Du meinst, er ist ein Roboter?«

»Nicht, wenn du dabei an Schaltungen und Getriebe und Räder denkst. ›Golem‹ wäre besser. Der Igli ist eine Imitation des Lebens. In mancher Weise besser als das Leben, weil es keine Möglichkeit gibt – keine mir bekannte, wenigstens –, ihn zu töten. Aber zugleich auch schlechter, weil Igli nicht sehr schlau und auch nicht ausgeglichen ist. Er hat Eigendünkel ohne Urteilsvermögen. Rufo arbeitet jetzt daran, wärmt ihn für dich auf, sozusagen. Er macht ihn so wütend, daß er nicht mehr klar denken kann.«

»Wirklich? Das ist nett von Rufo. Dafür muß ich ihm wohl danken. Aber was soll ich jetzt tun?«

Sie breitete ihre Hände aus, als ob alles sich von selbst verstünde. »Wenn du bereit bist, werde ich den Schutz aufheben – und dann wirst du ihn töten.«

»Aber du sagtest doch eben ...« Als sie die französische Fremdenlegion auflösten, waren für uns romantische Typen nur noch wenige bequeme Posten übrig. Don Quichotte wäre mit dieser Situation fertig geworden, denn das Ding hatte ungefähr die Größe einer Windmühle. »Also gut, Helena, fangen wir an. Darf ich vorher in die Hände spucken, oder ist das unerlaubter Betrug?«

Sie lächelte ohne Grübchen und sagte ernst: »Oscar, wir werden uns alle in die Hände spucken; Rufo und ich werden an deiner Seite kämpfen. Entweder wir gewinnen – oder wir sterben alle.«

Wir gingen hinüber und gesellten uns zu Rufo. Er machte beleidigende Gesten zu Igli und schrie: »Wer ist dein Vater, Igli? Deine Mutter war eine Mülltonne, aber wer ist dein Vater?«

»Deine Mutter bellt«, entgegnete Igli lahm.

»Mißgeburt!« schrie Rufo. »Seht ihn euch an! Er hat keinen Bauchnabel! Ja! Du Bastard von einer Mülltonne und einem Jauchefäß!«

Die Bemerkung über den fehlenden Bauchnabel schien Igli getroffen zu haben – er hatte wirklich keinen.

Rufo krakeelte munter weiter. »Mach dir einen, Igli! Sie haben vergessen, dich komplett zu machen. Steck deinen Finger in den Bauch und mach dir einen.« Rufo wandte sich zu mir um und fragte leise: »Willst du anfangen? Wenn du mich fragst, er ist noch nicht ganz reif.«

»Beschäftige ihn, während ich mir die Sache ansehe. Wie nahe kann ich herangehen, ohne gepackt zu werden?«

»So nahe du willst, solange wir geschützt sind. Aber wenn es losgeht, laß dich bloß nicht von ihm in den Schwitzkasten nehmen.«

»Ich werde mich vorsehen.«

Rufo wandte sich wieder seinem Gegner zu und schrie: »Ja, Igli ist so dumm, daß er seine Nase pflückt und frißt!«

Ich trat näher an die unsichtbare Barriere heran und blickte zu der Kreatur auf. Er funkelte zu mir herab und machte grollende Geräusche, also machte ich ihm eine lange Nase und spuckte auf seinen Bauch. Es schien, daß er seit dreißig oder vierzig Jahren kein Bad genommen hatte; er stank übler als der Umkleideraum in einem Truppentransporter.

Das brachte mich auf eine Idee. »Helena, kann dieser Cherubim schwimmen?«

Sie machte ein erstauntes Gesicht. »Das weiß ich wirklich nicht.«

»Vielleicht haben sie vergessen, ihn für Wasser zu programmieren. Kannst du schwimmen, Rufo?«

»Ich könnte den Fischen noch was beibringen«, erklärte Rufo, ohne den Blick von Igli abzuwenden. »Igli! Sag uns, warum die Sau dich nicht küssen wollte!«

Helena konnte wie ein Seehund schwimmen. Mein Stil ist mehr wie ein Raddampfer, aber ich komme ans Ziel. »Helena, vielleicht kann man das Ding nicht töten, aber es atmet. Es muß eine Art Sauerstoffverbrennung haben, selbst wenn er mit Dieselöl betrieben wird. Wenn wir seinen Kopf für eine Weile unter Wasser hielten – so lange wie nötig –, müßte das Feuer ausgehen.«

Sie machte große Augen. »Oscar ... mein Beschützer... ich habe mich nicht in dir getäuscht.«

»Einfach wird es nicht sein. Hast du schon mal Wasserball gespielt, Rufo?«

»Ich habe es erfunden.«

Das konnte ich nur hoffen. Ich hatte es einmal gespielt. Es ist eine interessante Erfahrung – einmal. »Rufo, kannst du unseren Kumpel zum Ufer hinunterlocken? Ich nehme an, daß die unsichtbare Schutzbarriere dieser Linie von bepelzten und

gefiederten Freunden folgt? Wenn das stimmt, können wir ihn fast bis zu der hohen Uferböschung bringen, unter der dieser tiefe Teich ist.«

»Nichts dabei«, meinte Rufo. »Wenn wir uns hinbewegen, kommt er mit.«

»Ich möchte, daß er rennt. Helena, wie lange dauert es, bis du deinen Schutzzaun abgeschaltet hast?«

»Ich kann den Schutz in einem Augenblick aufheben, Oscar.«

»Gut. Hier ist mein Plan. Rufo, wir müssen Igli dazu bringen, daß er dich jagt, so schnell wie möglich. Du rennst zu der hohen Uferstelle dort. Helena, wenn Rufo das tut, hebst du den Schutz sofort auf – ohne zu warten, daß ich es sage. Rufo, du hechtest in den Teich und schwimmst fort, so schnell du kannst; laß dich nicht von ihm erwischen. Mit etwas Glück und wenn Igli richtig rennt, wird er auch im Wasser landen. Ich werde mitlaufen, etwas hinter dir und seitlich. Sollte es Igli gelingen, die Bremsen anzuziehen, werde ich ihn von hinten anspringen und hineinstoßen. Dann spielen wir alle Wasserball.«

»Wasserball habe ich nie gesehen«, sagte Helena zweifelnd.

»Es wird kein Schiedsrichter dabeisein. Diesmal bedeutet es nur, daß wir drei ins Wasser springen, seinen Kopf untertauchen und unter Wasser halten. Natürlich müssen wir einander helfen, damit er nicht unsere Köpfe untertaucht. Bei seiner Größe ist er im Nachteil, es sei denn, er kann besser schwimmen als wir. Wir dürfen nicht locker lassen, bis er schlaff wird. Anschließend können wir ihn an einen Felsbrocken binden, damit er unten bleibt – um ganz sicherzugehen. Hat noch jemand Fragen?«

Rufo grinste wie ein Wasserspeier an einer gotischen Kathedrale. »Das wird ein Spaß!«

Die beiden Pessimisten schienen an einen Erfolg zu glauben, also fingen wir an. Rufo schrie eine Behauptung über Iglis persönliche Gewohnheiten, die sogar Olympia Press zensiert hätte, dann forderte er Igli zu einem Wettlauf auf, als dessen Siegespreis er eine obszöne Unwahrscheinlichkeit anbot.

Igli brauchte eine Weile, bis er seinen massigen Körper in Bewegung gesetzt hatte, aber als er beschleunigt hatte, war er schneller als Rufo und ließ ein Kielwasser aufgescheuchter Tiere zurück. Ich kann ganz schön rennen, aber ich hatte Mühe, mit dem Riesen Schritt zu halten und nicht zurückzubleiben.

Alles schien zu klappen. Als Rufo nur noch wenige Meter vom Hochufer entfernt war und gesichert schien, daß der Gigant ihn nicht mehr auf dem Trockenen einholen würde, hob Helena den unsichtbaren Schutzwall auf. Rufo erreichte den Uferrand und machte einen perfekten Hechtsprung ins Wasser, ohne sein Tempo zu verlangsamen.

Aber er blieb der einzige.

Ich glaube, Igli war zu einfältig, um gleich zu bemerken, daß die Barriere nicht mehr bestand. Als Rufo sprang, schwenkte er nach links und bremste und hatte keine Mühe, auf festem Grund haltzumachen.

Ich sprang ihn tief mit der Schulter an, wie ich es einst beim Rugby gelernt hatte, und er ging prompt zu Boden – aber nicht ins Wasser. Und plötzlich hatte ich einen doppelten Armvoll zappelnden und stark riechenden Golem.

Aber ich hatte eine Wildkatze, die mir sofort zu Hilfe kam, und kurz darauf warf sich auch der triefendnasse Rufo ins Getümmel.

Trotz zahlenmäßiger Überlegenheit war es ein Unentschieden, und noch dazu eins, das wir mit der Zeit nur verlieren konnten. Igli wog mehr als wir alle miteinander, und er schien nur aus Muskeln und Gestank und Nägeln und Zähnen zu bestehen. Wir erlitten Prellungen, Hautabschürfungen, Blutergüsse und Fleischwunden – und wir konnten bei Igli nichts ausrichten. Zwar grunzte und ächzte und schrie er wie das Folteropfer vom Dienst in einem Fernseh-Grusical, wenn wir ihm ein Ohr umdrehten oder einen Finger zurückbogen, aber wir taten ihm nicht wirklich weh, während er uns entschieden weh tat. Es gab keine Möglichkeit, diesen Koloß ins Wasser zu zerren.

Ich hatte mit meinen Armen um seine Knie angefangen, und dabei blieb ich aus Notwendigkeit, solange ich konnte, während Helena einen seiner Arme am Boden zu halten suchte und Rufo den anderen. Aber die Situation war alles andere als statisch; Igli schlug um sich wie eine Klapperschlange mit gebrochenem Rücken und brachte immer wieder das eine oder das andere Glied frei und versuchte zu beißen und zu würgen. Das brachte uns in seltsame Positionen, und einmal hing ich an einem schwierigen Fuß und versuchte ihn aus dem Gelenk zu drehen, während ich in seinen offenen Mund starrte, groß wie eine Bärenfalle, aber weniger appetitlich. Seine Zähne bedurften der Reinigung.

Also stieß ich ihm den großen Zeh seines Fußes in den Mund.

Igli schrie, also stieß ich weiter, und bald hatte er keinen Platz mehr zum Schreien. Ich stieß und schob und drückte mit aller Macht weiter.

Als er sein eigenes linkes Bein bis zum Knie verschluckt hatte, konnte er seinen rechten Arm von Helena losreißen und packte sein verschwindendes Bein – und ich packte sein Handgelenk. »Hilf mir!« japste ich. »Rein damit!«

Sie begriff und packte mit an. Der Arm ging bis zum Ellbogen in seinen Mund, und das Bein ging weiter hinein, ein hübsches Stück vom Schenkel. Inzwischen arbeitete Rufo mit uns und zwang Iglis linke Hand durch den Mundwinkel und zwischen die Kiefer. Igli kämpfte mittlerweile nicht mehr so hart, wahrscheinlich aus Luftmangel, also kostete es hauptsächlich Entschlossenheit und Kraft, auch noch den Zeh seines rechten Fußes in seinen Mund zu bringen. Dazu zerrte Rufo mit beiden Händen die haarigen Nasenlöcher zurück, beide Füße gegen Iglis Schädel gestemmt, während ich mit einem Knie sein Kinn niederdrückte und Helena stieß.

Wir fuhren fort, ihn in seinen eigenen Mund zu füttern, zentimeterweise und ohne einen Moment nachzulassen. Er zitterte immer noch ein wenig und versuchte loszukommen, als wir ihn schon bis zu den Hüften aufgerollt hatten und seine ranzigen Achselhöhlen im Begriff waren, zu verschwinden.

Es war wie das Rollen eines Schneeballs, nur umgekehrt; je mehr wir stießen und schoben, desto kleiner wurde er und desto mehr dehnte sich sein Mund – der scheußlichste Anblick, den ich je gesehen habe. Bald war er bei der Größe eines Medizinballes angekommen ... und dann bei der eines Fußballes ... eines Tennisballes, und ich rollte ihn unter Druck zwischen meinen Handflächen.

– ein Golfball, eine Murmel, eine Bohne ... und endlich war nur noch etwas schmutziges Fett an meinen Händen.

Rufo holte tief Luft. »Ich glaube, das wird ihm eine Lehre sein, niemals wieder den Fuß in den Mund zu stecken. Wer ist fertig zum Frühstück?«

»Ich möchte mir zuerst die Hände waschen«, sagte ich.

Wir alle badeten und verbrauchten eine Menge Seife, dann versorgte Helena unsere Wunden, und Rufo behandelte die ihren unter ihrer Anleitung. Rufo hat recht: Helena ist die beste Ärztin. Das Zeug, das sie auf unsere Verletzungen tat, brannte nicht, die Wundränder schlossen sich, die flexiblen Verbände, die sie uns anlegte, brauchten nicht erneuert zu werden und fielen zur rechten Zeit ab, ohne Infektionen oder häßliche Narben zu hinterlassen. Rufo hatte eine besonders üble Wunde, einen schlimmen Biß, der ihm für ungefähr eine Mark fünfzig Hackfleisch aus der linken Hinterbacke gerissen hatte, aber als Helena mit ihm fertig war, konnte er sich hinsetzen.

Rufo fütterte uns mit goldgelben Pellkartoffeln und großen Bratwürsten, aus denen bei jedem Gabelstich das Fett spritzte, und dazu gab es literweise Bier und nachher guten Kaffee. Es war beinahe Mittag, als Helena den unsichtbaren Schutz wieder aufhob und wir die singenden Wasser verließen.

Der Abstieg neben dem großen Wasserfall in das Neviatal überwindet einen Höhenunterschied von mehr als dreihundert Metern; die Klippen hängen über, und man läßt sich an einem Seil hinunter, wobei man sich wie eine Spinne langsam um seine Achse dreht. Diese Abseiltechnik ist jedoch nicht jedermann zu empfehlen; es wird einem dabei leicht schwindlig, und beinahe hätte ich diese guten Bratwürste wieder verloren.

Der Blick ist indes großartig. Man sieht den Wasserfall von der Seite, wie er frei durch die Luft stürzt, ohne die Klippe zu berühren, und so tief fällt, daß er sich selbst mit Gischt und Nebel umhüllt, bevor er den Boden erreicht. Dann sieht man sich im langsamen Weiterdrehen den nackten Felswänden gegenüber, bis sich der Blick wieder weitet und über ein Tal hinausgeht, das zu üppig und zu grün und zu schön ist, als daß man es glauben könnte. Sumpf und Wald unterhalb der Plateauabstürze, in mittlerer Entfernung bestellte Felder, und im Hintergrund ein mächtiger Wall schneebedeckter Berge, dunstig in den unteren Regionen, aber scharf und klar in der Höhe.

Helena hatte mir eine Skizze des Tals gemacht. »Zuerst müssen wir unseren Weg durch den Sumpf suchen. Danach können wir bequem marschieren. Eine Strecke der Straße ist sogar mit Ziegeln gepflastert. Wir müssen nur nach Blutgeiern Ausschau halten. Danach werden wir bei einer Familie übernachten, dem Landjunker der Gegend hier. Gute Leute, sie werden dir gefallen.«

»Und dann wird es gefährlich«, ergänzte Rufo.

»Du wirst dich bitte aller Kommentare enthalten und Oscar erlauben, seine Probleme nacheinander zu bewältigen, ausgeruht und unbesorgt!« wies Helena ihn zurecht. »Kennst du einen anderen, der mit Igli fertiggeworden wäre?«

»Nun, wenn du es so ausdrückst – nein.«

»Also schön. Wir werden heute nacht bequem und in Ruhe schlafen. Ist das nicht genug? Es wird dir nicht weniger gefallen als allen anderen.«

Sie wandte sich mir zu. »Nun, Oscar, im Wald am Fuß der Klippen leben die Gehörnten Geister. Es gibt keine Möglichkeit, ihnen auszuweichen, sie werden uns herunterkommen sehen. Mit etwas Glück werden wir wenigstens keinem von der Kaltwasserbande begegnen; sie kommen meistens erst gegen Abend zum Vorschein. Sollten wir aber beiden zugleich begegnen, können wir hoffen, daß sie einander bekämpfen und uns ungeschoren lassen werden. Der Pfad durch den Sumpf ist tückisch; fester Grund ist nur, wo kleine gelbe Blumen wachsen, gleichgültig, wie fest oder trocken der Boden aussehen mag.«

Ich sollte mich also zuerst abseilen, weil die Gehörnten Geister unten warteten. Mein Privileg. War ich nicht ein Held? Hatte ich nicht erreicht, daß Igli sich selbst geschluckt hatte?

Aber ich wünschte, daß die Gehörnten Geister wirklich Geister wären. Sie waren zweibeinige Tiere, Allesfresser, die auch eigene Artgenossen verspeisten, besonders aber Reisende. Nach Helenas Beschreibung ähnelten sie vom Bauch aufwärts dem Minotaurus; weiter unten waren sie eher wie plattfüßige Satyrn. Ihre oberen Gliedmaßen waren kurze Arme, doch ohne richtige Hände, da ihnen die Daumen fehlten.

Leider trugen sie einen Kopfschmuck, der dem texanischer Langhornrinder in nichts nachstand, nur waren die Hörner aufwärts und vorwärts gebogen.

Immerhin gibt es Möglichkeiten, Gehörnte Geister in wirkliche Geister zu verwandeln. Sie haben eine weiche Stelle im Schädel, ähnlich wie Babys, und diese Stelle ist zwischen dem Gehörn. Da die Bestien mit gesenktem Kopf angreifen, um einen aufzuspießen, ist dies der einzig erreichbare verwundbare Punkt. Man braucht nur die Nerven zu behalten, stehenzubleiben, auf diese Stelle zu zielen – und sie zu treffen.

Meine Aufgabe war also einfach. Ich mußte als erster hinunter, so viele von den Bestien töten, daß Helena einen sicheren Landeplatz hatte, und sie dann verteidigen, bis Rufo nachgekommen war. Danach brauchten wir uns nur noch unseren Weg durch den Sumpf in die Sicherheit zu suchen. Wenn die Kaltwasserbande nicht angriff ...

Ich versuchte meine Position in der Abseilschlinge zu verändern – mein linkes Bein war eingeschlafen – und blickte hinunter. Vierzig oder fünfzig Meter unter mir hatte sich das Empfangskomitee versammelt. Es sah aus wie ein Feld aus Bajonetten.

Ich signalisierte hinauf, um nicht weiter abgeseilt zu werden, und hoch über mir hielt Rufo das Seil an. Ich hing schwankend und kreiselnd in der Luft und versuchte zu denken. Wenn sie mich direkt in diese Ansammlung hinabließen, könnte ich vielleicht einen oder zwei abstechen, bevor ich selbst aufgespießt würde.

Andererseits hatten diese seltsamen Tiere außer der verwundbaren Stelle zwischen den Hörnern sehr empfindlich aussehende Bäuche, wie gemacht für Pfeile. Wenn Rufo mich noch ein wenig tiefer abseilte ...

Ich gab ihm ein Zeichen. Langsam ging es weiter abwärts, ein wenig ruckartig, und beinahe hätte er mein Zeichen zu erneutem Anhalten verpaßt. Ich mußte meine Füße hochziehen; einige der Bestien schnaubten und rempelten einander an, um mich besser aufspießen können. Ein Nijinsky unter ihnen sprang so hoch, daß er meine linke Fußsohle kratzte.

Unter diesem starken Antrieb zog ich mich Hand über Hand das Seil hinauf, bis ich meine Füße in die Sitzschlinge bekam. Einen Ellenbogen um das Seil gehakt, nahm ich meinen Bogen von der Schulter und legte einen Pfeil auf. Diese Arbeit war schwierig genug – aber haben Sie schon mal versucht, am Ende eines dreihundert Meter langen Seils frei in einer Schlinge zu stehen, sich festzuhalten und zugleich einen Bogen zu spannen und abzuschießen?

Das kostet Pfeile. Ich verlor drei und wäre selbst beinahe hinterdrein gefallen.

Ich versuchte, meinen Gürtel um das Seil zu schnallen. Das führte dazu, daß ich mit dem Kopf nach unten hing und meinen Jägerhut und weitere Pfeile verlor. Meinen Zuschauern gefiel diese Nummer; und so versuchte ich den Gürtel über meine Brust zu schieben, damit ich wieder mehr oder weniger aufrecht hängen und vielleicht ein paar Pfeile abschießen könnte.

Bisher hatten meine Bemühungen nur das Resultat gehabt, weitere Zuschauer anzulocken und mich wie ein Pendel hin und her schwingen zu lassen.

So unangenehm letzteres war, es verhalf mir zu einer Idee. Ich unterstützte das Schwingen und verstärkte es durch Pumpen wie auf einer Kinderschaukel. Das war langsame Arbeit, und ich brauchte eine Weile, bis ich den Bogen heraus hatte, weil die Periode dieses Pendelns, dessen Gewicht ich war, nahezu eine Minute betrug – und es hilft nicht, wenn man versucht, ein Pendel schnell in Schwung zu bringen; man muß mit ihm arbeiten, nicht dagegen. Ich hoffte, meine Freunde konnten gut genug sehen, um zu vermuten, was ich beabsichtigte.

Nach verhältnismäßig langer Zeit schwang ich in einem flachen, etwa vierzig Meter weiten Bogen hin und her, wobei ich in der Mitte eines jeden Schwunges ziemlich schnell über die Köpfe der Zuschauer sauste und dann bis zum Umkehrpunkt allmählich langsamer wurde. Zuerst versuchten die Gehörnten mit mir hin und her zu laufen, aber bald hatten sie das satt und versammelten sich wieder in der Nähe der Fallinie und bewegten nur noch ihre Köpfe, wie Zuschauer eines Tennisspiels in Zeitlupe.

Aber es gibt immer irgendeinen verdammten Neuerer. Ich hatte die Absicht, an einem Ende dieses Bogens abzuspringen und mit dem Rücken an der Felswand den unvermeidlichen Kampf zu wagen. Der Grund war dort höher, und ich müßte nicht tiefer als drei oder vier Meter springen. Aber einer von diesen gehörnten Teufeln schien es irgendwie zu ahnen oder ausgerechnet zu haben

und trottete zu diesem Ende des Bogens hinüber. Er wurde von zwei oder drei weiteren begleitet.

Damit war es entschieden; ich mußte mich am anderen Ende fallen lassen. Aber mein junger Archimedes dachte auch daran. Er verließ seine Kameraden und trottete mir wieder nach. In der Mitte des Schwunges zog ich ihm davon, doch dann wurde ich langsamer, und er holte mich lange vor dem Endpunkt ein. Er hatte in knapp dreißig Sekunden nur ebenso viele Meter zu gehen – ein gemütlicher Spaziergang. Als ich ankam, war er unter mir.

Ich mußte mich damit abfinden; eine bessere Chance würde sich kaum bieten. Ich stieß meine Füße aus der Schlinge, hing an einer Hand, zog mit der anderen mein Krummschwert und ließ mich fallen. Ich wollte die Stelle zwischen seinem Gehörn treffen, noch bevor ich den Boden berührte.

Statt dessen verfehlte ich ihn, und er verfehlte mich, und wir kollerten beide übereinander. Ich kam auf die Füße, stieß ihm mein Schwert in den ungeschützten Bauch und rannte zur Felswand, um wenigstens im Rücken gedeckt zu sein.

Dieser unfaire Stoß rettete mich. Seine Freunde und Verwandten fingen an zu streiten, wer die Filetstücke bekommen sollte, bevor ein Trupp in meine Richtung kam. Das gab mir Zeit, auf einen Geröllhaufen am Fuß der Wand zu klettern, das Schwert wegzustecken und einen Pfeil aufzulegen.

Ich wartete ihren Angriff nicht ab. Ich wartete einfach, bis sie nahe genug herangekommen waren, daß ich nicht fehlen konnte, zielte auf die Stirn des alten Leitbullen und ließ fliegen.

Der Pfeil verschwand bis zur Hälfte in seinem Schädel und warf ihn sofort zu Boden. Dies führte zu einem neuerlichen Streit um die Koteletts. Sie aßen ihn mit Haut und Haar. Das war ihre Schwäche: viel Appetit und wenig Gehirn. Hätten sie zusammengearbeitet, wäre ich längst ihr Opfer gewesen. Statt dessen legten sie eine Essenpause nach der anderen ein.

Ich blickte in die Höhe. Weit oben hing Helena wie eine winzige Spinne an einem Faden. Sie kam rasch herunter. Ich

bewegte mich seitwärts die Felswände entlang, bis ich in der Nähe der Stelle war, wo sie ankommen mußte. Die Gehörnten ließen mich in Ruhe, obwohl einige, die ihr Essen beendet hatten oder vom Mahl abgedrängt worden waren, unschlüssig herumstampften und sich meiner zu entsinnen begannen.

Als Helena noch etwa drei Meter über dem Erdboden war, signalisierte sie zu Rufo hinauf, und ihre Abwärtsbewegung stoppte. Nun hatten die blutdürstigen Einheimischen mich vergessen; sie beobachteten Helena, soweit sie nicht damit beschäftigt waren, Vetter Hein und Großonkel Ludwig zu verspeisen.

»Oscar, ich habe eine Wurfleine«, rief sie. »Kannst du das Ende fangen?«

»Großartig!« Das gescheite Mädchen hatte meine Manöver beobachtet und gesehen, was nötig war. »Warte noch einen Moment!« rief ich. »Ich werde sie ablenken.« Ich langte über meine Schulter und ließ die restlichen Pfeile im Köcher durch meine Finger gehen. Es waren sieben. Mit zwanzig hatte ich mich abseilen lassen; einen hatte ich ins Ziel gebracht, die anderen waren verstreut, verloren.

Ich verschoß drei auf die nächsten Gehörnten, ohne mich auf Risiken einzulassen, zielte genau zwischen die Hörner und verließ mich darauf, daß der wunderbare Bogen die Pfeile direkt und in flacher Bahn über die Distanz bringen würde. Und es glückte. Wie erwartet stürzte die Menge sich auf das frische Fleisch. »Jetzt!« rief ich.

Zehn Sekunden später hatte ich sie in meinen Armen und kassierte einen hastigen Kuß für meine Bemühungen.

Nach weiteren zehn Minuten und mit der gleichen Taktik hatten wir auch Rufo bei uns. Er mußte sich selbst abseilen, in der Schlinge sitzend, das freie Ende des Seils unter den Armen durchgeführt; ohne Hilfe wäre er ein hilfloses Opfer der Gehörnten geworden. Kaum war er unten angelangt, begann er das doppelte Seil durchzuziehen und aufzurollen.

»Laß es hängen!« sagte Helena. »Wir haben keine Zeit, und es ist zu schwer zu tragen.«

»Ich kann es zum Gepäck tun.«

»Nein.«

»Es ist ein gutes Seil«, beharrte Rufo. »Wir werden es noch brauchen.«

»Wir werden überhaupt nichts mehr brauchen, wenn wir bis zum Dunkelwerden nicht durch den Sumpf sind.«

Ich blickte in die Runde. Vor uns und zu unserer Linken waren immer noch ein paar Gehörnte in der Nähe, die anscheinend nicht recht wußten, ob sie angreifen sollten. Rechts und über uns zeichnete die gewaltige Wolke aus Gischt und Nebel ein schillerndes Spitzenmuster in den Himmel. Der Wald, der uns vom Sumpf trennte, war etwa dreihundert Schritte voraus.

Wir machten uns in einer engen Keilformation auf den Marsch. Ich ging an der Spitze, Rufo und Helena flankierten mich dichtauf. Jeder von uns hatte seinen Bogen schußbereit.

Nur ein Gehörnter Geist kam direkt auf uns zu, und Rufo tötete ihn mit einem Pfeil auf dreißig Meter Distanz. Als wir zu dem Kadaver kamen, zog Rufo seinen Dolch. »Laß es sein!« sagte Helena. Sie wirkte gereizt.

»Ich will nur die Nuggets 'rausholen und Oscar geben.«

Ich blieb stehen. »Was für Nuggets?«

»Gold, Mann! Diese Viecher haben Mägen wie Hühner. Harte Brocken im Magen helfen ihnen bei der Verdauung, aber dafür schlucken sie nur Gold. Alte Exemplare bringen manchmal zwanzig, fünfundzwanzig Pfund.«

Ich pfiff.

»Gold ist hier nicht selten«, erläuterte Helena. »Unter dem Wasserfall, in dieser Gischtwolke, liegt ein großer Haufen davon, in Hunderttausenden von Jahren heruntergewaschen. Er ist zuweilen Anlaß von Kämpfen zwischen den Gehörnten und der

Kaltwasserbande, weil die Gehörnten diesen seltsamen Appetit haben und in die Wolke eindringen, um ihn zu befriedigen.«

»Ich habe noch keinen von der Kaltwasserbande gesehen«, kommentierte ich.

»Sei froh«, sagte Rufo.

»Ein Grund mehr, daß wir uns nicht aufhalten sollten«, sagte Helena. »Die Bande geht nicht in den Sumpf, und selbst die Gehörnten trauen sich nicht weit hinein. Trotz ihrer Plattfüße können sie darin untergehen.«

»Gibt es im Sumpf irgendwelche Gefahren?« forschte ich.

»Viele«, sagte Rufo. »Achte darauf, daß du auf die gelben Blumen trittst.«

»Paß nur auf deine eigenen Füße auf. Wenn eure Skizze stimmt, können wir den Weg nicht verlieren. Wie sieht so ein Kaltwasserbandit aus?«

Rufo schaute mich nachdenklich an. »Hast du schon mal einen Ertrunkenen gesehen, der eine Woche lang im Wasser gelegen hat?«

Ich ließ das Thema fallen.

Bevor wir unter die Bäume kamen, hatten wir unsere Bogen auf den Rücken befestigt und die Schwerter gezogen. Knapp innerhalb der Deckung der Bäume fielen die Gehörnten uns von neuem an, diesmal von allen Seiten zugleich. Ich weiß nicht, wie viele es waren. Rufo tötete vier oder fünf, Helena wenigstens zwei, und ich tanzte herum, gab mich aktiv und versuchte zu überleben.

Als der Oberfall abgewehrt war und wir unseren Marsch fortsetzten, mußten wir über die Kadaver klettern.

Wir ließen den Wald hinter uns und drangen in den Sumpf ein. Von einem Weg keine Spur. Wir konnten nur den kleinen gelben Pfadfinderblumen und den Windungen der Route folgen, die wir uns eingeprägt hatten.

Nach einer halben Stunde kamen wir auf eine Sumpfwiese mit vielen gelben Blumen, so groß wie ein Tennisplatz. Helena sagte

schwach: »Das ist weit genug.« Sie hatte eine Hand beim Gehen an ihre rechte Seite gehalten, aber jede Ruhepause abgelehnt, obwohl dunkle Blutflecken durch ihre Kleider sickerten.

Sie ließ sich von Rufo behandeln, während ich den Zugang zu unserem Wiesenfleck bewachte. Ich war erleichtert, daß ich nicht helfen mußte, denn nachdem wir ihren Überrock entfernt hatten und ich sah, wie gefährlich sie durchbohrt war, wurde mir schlecht. Und die ganze Zeit kein Schmerzenslaut von ihr!

Als ihr Beschützer fühlte ich mich schuldig.

Doch nachdem Rufo sie nach ihren Instruktionen verarztet hatte, war sie wieder munter. Sie behandelte Rufo, dann mich. Jeder von uns beiden hatte ein halbes Dutzend Wunden, aber bloße Kratzer im Vergleich zu der schweren Wunde, die sie davongetragen hatte.

Während sie mich verband, fragte ich: »Wann werden wir aus diesem verwünschten Sumpf herauskommen?«

Sie überlegte. »Auf der zweiten Hälfte wird das Gehen etwas besser ... In nicht mehr als einer Stunde.«

Ich nickte und wollte mich anziehen, doch sie hielt mich zurück. »Laß die verschmutzten Sachen hier. Rufo, du könntest ein bißchen auspacken, saubere Kleider und mehr Pfeile.«

Der kleine schwarze Kasten füllte die halbe Lichtung aus, bevor er weit genug auseinandergefaltet war, daß Rufo die Kleider herausholen und an das Waffenarsenal kommen konnte. Aber frische Kleider und ein voller Köcher gaben mir das Gefühl, ein neuer Mensch zu sein, besonders nachdem Rufo eine Flasche Cognac ausgrub und wir sie zu dritt leerten. Helena vervollständigte ihre umgeschnallte Reiseapotheke, dann half ich Rufo beim Zusammenfalten des Gepäcks.

Vielleicht war Rufo von dem Cognac auf nüchternen Magen schwindelig. Oder vielleicht vom Blutverlust. Möglicherweise war es auch nur das Pech, auf dem schmierig zertretenen Boden auszurutschen. Er hatte den Kasten in seinen Armen und war im Begriff, ihn das letztemal auf die Endgröße zusammenzuklappen, als er ausglitt, sich mit einer heftigen Bewegung wieder fing und

als der Kasten aus seinen hochgerissenen Armen in ein schokoladenbraunes Schlammloch segelte.

Er war weit außer Reichweite. »Rufo, nimm deinen Gürtel!« schrie ich und schnallte meinen auf.

»Nein, nein!« schrie Rufo. »Zurück! Bleib da!«

Eine Ecke des Kastens war noch in Sicht. Ich wußte, daß ich ihn mit einer Sicherheitsleine um den Bauch erwischen konnte, selbst wenn das Schlammloch bodenlos wäre. Ich sagte es mit einiger Verärgerung.

»Nein, Oscar«, erwiderte Helena. »Die Gefahr ist zu groß. Rufo hat recht. Wir marschieren.«

Und so marschierten wir weiter, ich voran, Helena dicht hinter mir, und Rufo als Schlußmann.

Wir waren ungefähr hundert Schritte gegangen, als hinter uns ein Schlammvulkan ausbrach. Es war nicht sehr geräuschvoll, nur ein tiefes Gurgeln und Rumpeln, ein leichtes Erdbeben und dann ein Regenschauer aus schmutzigem Schlammwasser. Helena verlangsamte ihren Schritt und sagte unbekümmert: »Nun, das war das.«

Rufo war bekümmert. »Und der ganze Schnaps war darin!«

»Das macht nichts«, erklärte Helena. »Schnaps gibt es überall. Aber ich hatte neue Kleider im Gepäck, hübsche Kleider, Oscar. Ich wollte, daß du sie zu sehen bekämst.«

Ich antwortete nicht. Ich dachte an einen Flammenwerfer, eine Maschinenpistole, ein paar Kisten Munition und an Handgranaten. Und an den Schnaps, natürlich.

»Hast du gehört?« drängte sie. »Ich wollte sie für dich tragen.«

»Helena«, antwortete ich, »dein schönstes Kleid hast du immer bei dir.«

Sie lachte. »Sicher hast du das schon früher oft gesagt. Und ohne Zweifel mit großem Erfolg.«

Lange vor Anbruch der Dunkelheit waren wir aus dem Sumpf, und bald standen wir auf der gepflasterten Straße. Blutgeier waren

kein Problem für uns. Wenn sie auf einen herabstoßen und man schießt einen Pfeil in ihre Richtung, schwenken sie in ihrer mörderischen Gier ab und stürzen sich auf den Pfeil, um ihn zu verschlingen. Die meisten Pfeile konnten wir auf diese Weise wieder bergen.

Bald nachdem wir die gepflasterte Straße erreicht hatten, kamen wir zwischen bestellte Felder, und die Blutgeier wurden seltener. Bei Sonnenuntergang sahen wir die ersten Häuser einer Siedlung und die Lichter in einem Herrenhaus, wo wir nach Helenas Auskunft die Nacht verbringen würden.

Der Gutshof des edlen Doral t'Giuk Dorali bestand aus sechs oder sieben größeren und kleineren Gebäuden mit runden Grundrissen wie Kaffernkrale. Sein Wohnhaus war von der Größe eines Zirkuszeltens und mit Schnitzereien, Teppichen und Einlegearbeiten reich geschmückt. Nichtsdestoweniger machten die Räume einen schlampigen, verwohnten Eindruck, und wenn man nicht aufpaßte, wohin man seine Füße setzte, konnte man auf der breiten Treppe über Kinderspielsachen stolpern und sich den Hals brechen. Überall waren Kinder und Hunde, und die jüngsten unter ihnen waren noch nicht stubenrein. Dem Doral machte das nichts aus. Es gab nichts, was den Doral bekümmerte; er genoß das Leben.

Wir waren lange an seinen Feldern vorbeigewandert. Es war eine fruchtbare Gegend ohne Winter, und Helena erzählte mir, daß die Leute vier Ernten im Jahr einbrächten. Weil der Tag um war, sahen wir keine Menschen auf den Feldern, und nur einmal begegnete uns ein Wagen auf der Straße. Es war ein Fuhrwerk, und zuerst dachte ich, es würde von vier Pferden gezogen. Ich irrte mich, das Gespann bestand aus nur einem Paar, und die Tiere waren keine Pferde: jedes hatte acht Beine.

Überall im Neviatal war es so; das Alltägliche mischte sich mit dem extrem Fremdartigen. Menschen waren Menschen, Hunde waren Hunde – aber Pferde waren nicht Pferde. Der Mann, der diese pferdeähnlichen Vielfüßler lenkte, starrte uns an, aber nicht, weil wir sonderbar gekleidet wären; er war wie ich gekleidet. Vielleicht erkannte er die Fremden in uns, vielleicht war es auch nur Helena, die ihn so faszinierte.

Als wir uns dem Haus des Doral näherten, hatten wir ein vielköpfiges Gefolge von Kindern und Hunden um uns gesammelt. Ihr Tumult lockte den Doral vor die Tür. Ich hätte ihn nicht für den Herrn des Gutshofes gehalten; er trug eine Art Lendenschurz, war barfuß und hatte langes dunkles Haar und einen ungepflegten Vollbart.

Helena winkte und rief: »Jock! He, Jocko!«

Der Mann schaute verdutzt, dann stampfte er auf uns zu. »Ettyboo! Gesegnet seien deine schönen blauen Augen! Gesegnet sei dein strammer kleiner Hintern! Warum hast du dich nicht angekündigt?«

Er umarmte Helena, hob sie hoch, küßte sie auf beide Wangen und auf den Mund, biß ihr in ein Ohr und ließ sie wieder auf den Boden, einen Arm um sie gelegt. »Das muß gefeiert werden! Drei Wochen Ferien! Rennen und Ringkämpfe jeden Tag, Orgien jede Nacht! Preise für den Stärksten, den Klügsten ...«

Helena unterbrach ihn. »Lieber Doral...«

»Was? Und den Preis aller Preise für das erste Baby, das bei diesem Fest gezeugt...«

»Jocko! Ich liebe dich von Herzen, aber morgen müssen wir reiten. Wir bitten nur um einen Knochen zum Abnagen und eine Ecke zum Schlafen.«

»Unsinn! Das kannst du mir nicht antun.«

»Du weißt, daß ich muß.«

»Blödsinnige Politik! Mein armes altes Herz wird zu schlagen aufhören. Ich fühle schon jetzt den Anfall kommen.« Er tastete an seiner Brust herum. »Irgendwo hier ...«

Ihr Zeigefinger stieß in seinen Bauch. »Du alter Schwindler. Du wirst nicht an gebrochenem Herzen sterben... Jock, ich möchte dir einen Helden vorstellen.«

Er blinzelte. »Du meinst doch nicht etwa Rufo? He, Rufo, altes Stinktief! In der Küche habe ich ein paar nette Hasen, die du noch nicht kennst. Geh hin und such dir eine aus.«

Rufo bedankte sich mit einem Kratzfuß und einer Verbeugung und verließ uns. Helena fing an, von meinen Heldentaten zu berichten, und während ich dastand und ihre Übertreibungen mit Erröten quittierte, musterte mich der Doral mit anerkennendem Grunzen. Als sie mit einem einfachen: »So war es«, endete,

seufzte er und sagte: »Könnten wir diesen Teil über Igli noch einmal hören?«

Helena tat ihm den Gefallen und schilderte den Hergang in allen Einzelheiten. Der Doral lauschte mit beifälligem Kopfnicken. »Eine heroische Lösung«, sagte er. »Großartig!« Plötzlich umarmte er mich und küßte mich schmatzend auf Wangen und Mund. Dann richtete er sich auf und brüllte: »Wein! Bier! Schnaps! Stühle! Bedienung für einen Helden! Was ist los? Könnt ihr nicht hören? Wo sind alle?«

Diese Frage war unnötig; während Helena erzählt hatte, was für ein großartiger Bursche ich sei, war nach und nach eine Menge Leute zusammengekommen. Ich schätzte, daß es dreißig oder vierzig waren, die uns in einem Halbkreis umdrängten und neugierig anstarrten. Unter ihnen mußte das Dienstpersonal des Gutsherrn sein, denn dieser hatte noch nicht zu schreien aufgehört, als man mir einen Bierkrug in die eine und ein Glas achtzigprozentiges Feuerwasser in die andere Hand drückte. Der Doral schüttete das Zeug wie Wasser hinunter, und ich tat es ihm bedenkenlos nach. Dann war ich froh, mich auf einen Stuhl setzen zu können, der bereits hinter mir stand, denn der Schnaps nahm mir den Atem und ließ meine Haare zu Berge stehen. Schweiß brach aus allen meinen Poren, und ich schüttete hastig Bier hinterher, um das Feuer in mir zu löschen.

Andere Leute bedrängten mich mit Käsestücken, kaltem Fleisch und eingelegten Gewürzgurken, indem sie mir die Dinge einfach in den Mund steckten, wenn ich ihn öffnete, um »Gesundheit!« oder »Danke, nein« zu sagen.

Nach diesem Ansturm stellte der Doral mir die Mitglieder seines Haushalts vor. Es wäre einfacher gewesen, wenn sie Ärmelstreifen getragen hätten, weil ich sie niemals nach ihrem Rang einordnen konnte. Die Kleider waren kein Unterscheidungsmerkmal, denn während der Gutsherr wie ein Feldarbeiter gekleidet ging, trugen Mädchen des Dienstpersonals beim Ausschenken von Bier und Schnaps goldene Halsketten und

Armreifen. Auch wurden sie nicht in der Reihenfolge ihres Ranges vorgestellt.

Nur mit Mühe kam ich darauf, wer die Dame des Hauses war, des Dorals Frau – oder besser, seine Hauptfrau. Sie war eine mütterliche ältere Brünette, die trotz ihrer Beileibtheit ebenso salopp gekleidet ging wie der Hausherr, und ich erkannte sie nur an der freundschaftlichen Herzlichkeit, mit der sie Helena begrüßte und umarmte.

Als sie zu mir kam, sprang ich auf, packte ihre Hand, beugte mich darüber und drückte meine Lippen auf den feisten Handrücken. Das entsprach nicht annähernd der Landessitte, aber es löste Beifall aus, und die Doral errötete erfreut, und Jocko lachte dazu.

Er kümmerte sich kaum um Namen. Die Frauen waren für ihn »Kindchen« und »Herzchen« und »Kätzchen«, und die Männer, selbst jene, die älter zu sein schienen als er selber, nannte er »mein Sohn«.

Wahrscheinlich waren die meisten von ihnen seine Söhne.

Wie die Verhältnisse in Neva genau waren, ergründete ich nie. Das Ganze sah wie ein legerer Feudalismus aus, aber ob diese Leute des Dorals Sklaven, seine Leibeignen, seine bezahlten Arbeiter oder allesamt Mitglieder einer Großfamilie oder Sippe waren, blieb mir unklar.

Nachdem alle dem Helden erster Klasse Gordon vorgestellt worden waren, zogen wir uns zur Vorbereitung auf das Bankett zurück. Zwei Kammerdienerinnen eskortierten mich in ein Gästezimmer.

Wäre es nur eine gewesen, wäre ich vielleicht zu spät zum Abendessen gekommen. Wie die Dinge lagen, beaufsichtigten sie einander, freilich unabsichtlich, wie ich glaubte. Wenn die andere nicht schaute, tätschelte ich der Rothaarigen das Hinterteil und erreichte so, wie ich mir einbildete, ein gutes Einvernehmen für später.

Nun, es macht auch Spaß, sich den Rücken schrubben zu lassen. Gebadet, rasiert, gekämmt, parfümiert und in den feinsten Gewändern, die mir je vor Augen gekommen waren, seit Cecil B. de Mille die Bibel umgeschrieben hatte, wurde ich von ihnen zur rechten Zeit in den Bankettsaal geführt.

Aber die Staatstoga des Prokonsuls, die ich trug, war im Vergleich mit Helenas Aufzug nicht viel mehr als ein zu langes Nachthemd. Sie hatte am Vormittag alle ihre hübschen Kleider verloren, doch unsere Gastgeberin hatte sich nicht lumpen lassen.

Das lange Kleid, das Helena vom Kinn bis zu den Knöcheln einhüllte, war wie aus Glas – oder richtiger, wie eine zarte, durchsichtige Rauchwolke. Darunter war »Unterwäsche«. Sie schien von Efeuranken umwunden zu sein, aber dieser Efeu war aus Gold, mit Saphiren besetzt. Die Ranken kurvten über ihren schönen Leib, teilten sich und umschlossen ihre Brüste. Sie bedeckten nicht mehr Fläche als ein Bikini, aber sie taten es auf erregendere und zugleich wirkungsvollere Weise.

Ihre Schuhe in einer S-Kurve aus transparentem und federndem Material. Nichts schien sie an den Füßen zu halten, keine Riemen, keine Schnallen; ihre bloßen Füße ruhten darauf.

Nachdem ich sie gebührend bewundert hatte, sagte ich: »Sitzen wir zusammen? Ich werde Unterweisung brauchen.«

»Nein, das geht nicht. Du sitzt bei den Männern, ich bei den Frauen. Im übrigen wirst du keine Schwierigkeiten haben.«

Tatsächlich war dies keine schlechte Methode, ein Bankett zu arrangieren. Männer und Frauen saßen an getrennten niedrigen Tischen, und zwischen ihnen war ein Abstand von fünf Metern. So konnte man die Frauen betrachten – und sie waren sehenswert –, ohne mit ihnen plaudern zu müssen.

Ungefähr zwanzig Personen nahmen an dem Festmahl teil; zwei- oder dreimal so viele bedienten, unterhielten oder standen herum. Zwei Mädchen hatten ausschließlich dafür zu sorgen, daß ich nicht verhungerte oder verdurstete. Es war nicht nötig, daß ich den Umgang mit ihren Tischwerkzeugen lernte; ich berührte sie

nicht einmal. Ich saß auf einem großen Kissen, und die Mädchen knieten neben mir. Später am Abend lag Jocko flach auf dem Rücken, seinen Kopf im Schoß einer Dienerin, damit die anderen ihm Leckerbissen in den Mund stopften oder ein Glas an die Lippen halten konnten.

Jocko hatte als einziger drei Dienerinnen. Seine Hauptfrau, Helena und ich hatten zwei; der Rest mußte mit einer Bedienung pro Person auskommen. Diese Bedienungsmädchen waren ein Grund dafür, daß ich Einordnungsschwierigkeiten hatte. Die Gastgeberin und Helena waren ebenso frivol wie kostbar gekleidet, aber eine meiner Dienerinnen, eine sechzehnjährige Anwärtlerin auf den Titel einer Miß Nevia, war ausschließlich mit Juwelen bekleidet, und sie trug soviel davon, daß sie angezogener wirkte als Helena oder die Doral.

Auch benahmen sie sich keineswegs wie Dienerinnen, abgesehen von ihrer leidenschaftlichen Entschlossenheit, dafür zu sorgen, daß ich vollgestopft und betrunken wurde. Sie plapperten untereinander in einem schwer verständlichen Jugendlichen-Argot und sprachen ungeniert über meine körperlichen Vorzüge und Nachteile, als ob ich nicht da wäre. Anscheinend wurde von Helden nicht erwartet, daß sie redeten, denn jedesmal, wenn ich meinen Mund öffnete, wurde etwas hineingesteckt.

Für Unterhaltung war ständig gesorgt. Auf der freien Fläche zwischen den Tischen wechselten Tänzerinnen, Taschenspieler und Rezipitoren einander ab. Kleine Kinder wanderten herum und griffen sich Bissen von den Platten, bevor diese die Tische erreichten.

Nachdem das Gelage ungefähr zwei Stunden gewährt hatte, stand Jocko auf, brüllte um Ruhe, rülpste laut, schüttelte Dienerinnen ab, die ihn aufrecht zu halten suchten, und begann mit schwerer Stimme die Geschichte meiner Heldentaten zu rezitieren. Ich hatte geglaubt, er sei zu betrunken, um einen Limerick vorzutragen, aber er redete nicht nur, er skandierte nach komplizierten Versmaßen und steigerte sich dabei in ein schier

endloses Heldenlied hinein, eine erstaunliche rhetorische Leistung.

Er wiederholte Helenas Erzählung, schmückte sie aber reichlich aus. Ich lauschte ihm mit wachsender Bewunderung. Ich entschied, daß ich ein verdammt heißer Held sein müsse, und als er sich endlich niedersetzte, stand ich auf.

Die Mädchen hatten mehr Erfolg gehabt, mich betrunken zu machen, als mich zu füttern. Die meisten Speisen waren mir fremd, aber gewöhnlich schmackhaft. Einmal jedoch war eine kalte Platte aufgetragen worden, kleine, froschartige Kreaturen in Eis, als Ganzes serviert. Man tauchte sie in eine Soße und aß sie in zwei Bissen.

Das Mädchen in den Juwelen nahm eins von den Dingen, tunkte es in die Soße und hielt es mir zum Abbeißen hin. Und ich wachte auf.

Dieser kleine, froschartige Bursche – nennen wir ihn Elmer – verdrehte die Augen und schaute mich an, als ich eben im Begriff war, ihn zu beißen.

Auf einmal war ich nicht mehr hungrig und riß meinen Kopf zurück.

Miß Juwelierladen lachte herzlich, tunkte ihn erneut ein und zeigte mir, wie es gemacht wird. Kein Elmer mehr ...

Ich aß eine ganze Weile nichts mehr und trank dafür mehr als zuviel. Jedesmal wenn mir ein Bissen offeriert wurde, sah ich Elmers Füße im Mund des Mädchens verschwinden, mußte hart schlucken und trank noch einen.

Das war wohl der Grund, daß ich aufstand.

Einmal auf den Beinen, machte ich die Tafelnden auf mich aufmerksam, und sie ehrten mich durch erwartungsvolles Schweigen. Die Musik hörte auf, weil die Musikanten warteten, welche Musik sie als Hintergrund für meine Verse improvisieren sollten.

Ich erkannte auf einmal, daß ich nichts zu sagen hatte.

Absolut nichts. Es gab nicht mal ein Gebet, das ich zu einem Dankgedicht auf meinen Gastgeber hätte umfunktionieren können, kein anmutiges Kompliment. Es schien, als könnte ich meinem alkoholisierten Gehirn kein Wort in der Landessprache mehr entlocken.

Helenas Blick ruhte auf mir. Ihre Augen waren zuversichtlich und erwartungsvoll wie die der anderen.

Ich raffte mich auf. Nevianisch riskierte ich nicht; ich konnte mich nicht einmal erinnern, mit welchen Worten man nach dem Weg zur Herrentoilette fragen mußte. Also überlegte ich fieberhaft, und dann gab ich auf englisch Vachel Lindsays: »Congo« zum Besten. Das Gedicht hat einen starken, mitreißenden Rhythmus, und die Musikanten hatten ihn bald ergriffen, und es gab einen Riesenapplaus, und Miß Tiffany packte mein Handgelenk und küßte es.

Vom Erfolg ermutigt, trug ich als Zugabe Edgar Allan Poes »Glocken« vor. Als ich fertig war, küßte Jocko mich auf das linke Auge und sabberte auf meine Schulter.

Dann stand Helena auf und erklärte den guten Leuten, daß ich in meinem Heimatland als Dichter nicht minder berühmt sei denn als Held (was der Wahrheit entsprach. Null ist gleich Null), und daß ich ihnen die Ehre erwiesen habe, ein neues und großes Gedicht in den Juwelen meiner Heimatsprache zu schaffen, einen passenden Dank für die Gastfreundschaft des Doral und seiner Familie.

Dann brachten sie das *piece de resistance* herein, einen im Ganzen gerösteten Kadaver, der von vier Männer getragen wurde. Es roch herrlich, und ich aß eine Menge davon und wurde langsam wieder nüchtern. Nach dem Rostbraten gab es nur noch Nachspeisen und verschiedene Desserts und Getränke. Die Tafelrunde wurde lockerer, und die Leute blieben nicht mehr an ihren Plätzen. Eine meiner Dienerinnen schlief ein und verschüttete mein Weinglas, und ungefähr zu dieser Zeit merkte ich, daß die Menge sich verlaufen hatte.

Die Doral, flankiert von zwei Mädchen, führte mich in meine Schlafkammer und brachte mich zu Bett. Sie löschten die Lampe und zogen sich zurück, während ich noch versuchte, ein galantes »Gute Nacht« in ihrer Sprache zu formulieren.

Bald darauf kamen sie zurück, frei von allen Juwelen und hinderlichen Kleidungsstücken, nahmen neben meinem Bett Aufstellung, drei durchaus unterschiedliche Grazien.

Ich war zu der Folgerung gelangt, daß die jüngeren Mama Dorals Töchter waren. Das ältere der beiden Mädchen war vollreif und vermittelte eine gute Vorstellung davon, wie Mama in diesem Alter ausgesehen haben mußte; die andere schien etwa drei Jahre jünger zu sein, kaum heiratsfähig, doch sehr hübsch und sehr verlegen. Sie errötete und schlug die Augen nieder, als ich sie ansah, aber ihre Schwester begegnete meinem Blick mit einem herausfordernden Starren.

Ihre Mutter, jeder ihrer beiden Töchter einen Arm um die Taille legend, erklärte mit einfachen Worten, daß ich ihr Dach und ihren Tisch geehrt habe – und nun ihr Bett ehren möge. Was einem Helden am meisten Vergnügen bereite? Eine? Oder zwei? Oder alle drei?

Ich bin feige. Wir wissen das. Wenn die kleine Schwester nicht ungefähr die Größe der kleinen braunen Schwestern gehabt hätte, vor denen ich mich in der Vergangenheit gefürchtet hatte, hätte ich vielleicht Aplomb zeigen können.

Aber so – und dann die Türen. Sie waren nicht zum Verschießen. Nur Bögen. Und Jocko konnte jederzeit aufwachen; ich wußte nicht, wo er war. Ich will nicht sagen, daß ich nie mit einer verheirateten Frau ins Bett gegangen wäre, oder mit der Tochter eines Mannes in dessen eigenem Haus – aber in solchen Angelegenheiten habe ich mich immer den amerikanischen Vertuschungs-Konventionen angepaßt. Dieser direkte Vorschlag schreckte mich mehr als die Gehörnten Geister es getan hatten.

Ich mühte mich, meine Entscheidung in eine poetische Sprache zu kleiden. Das brachte ich nicht fertig, aber ich konnte ihnen klarmachen, daß es eine negative Entscheidung war.

Die jüngere Tochter fing an zu heulen und floh. Ihre Schwester durchbohrte mich mit Blicken wie Dolche, schnaufte: »Held!« und folgte der anderen. Mama schaute mich bloß an und verließ das Zimmer.

Nach etwa zwei Minuten kehrte sie zurück. Sie sprach sehr förmlich, offenbar mit erzwungener Selbstbeherrschung, und erbat zu wissen, ob irgendeine andere Frau in diesem Haus die Gunst des Helden gefunden habe? Ihren Namen, bitte? Oder ob ich sie beschreiben könne? Oder ob ich wolle, daß sie mir vorgeführt würden, damit ich sie auswählen könne?

Ich tat mein Bestes, ihr zu erläutern, daß, wenn ich eine Wahl zu treffen wünschte, sie selbst es wäre, für die ich mich entscheiden würde, daß ich aber müde sei und allein zu schlafen wünschte.

Die Doral blinzelte Tränen fort, wünschte mir eine gute Nachtruhe und verließ den Raum zum zweitenmal, noch schneller als zuvor. Einen Moment dachte ich, sie wolle mich schlagen.

Zehn Sekunden nachdem sie gegangen war, stand ich auf und versuchte sie einzuholen. Aber sie war fort.

Ich schlief ein und träumte von der Kaltwasserbande. Diese Burschen waren noch erheblich häßlicher, als Rufo angedeutet hatte, und sie versuchten mich zum Verzehr lebender Frösche zu zwingen, die alle Eimers Augen hatten.

Rufo schüttelte mich wach. »Oscar! Aufstehen! Los, Bewegung! Schnell!«

Ich vergrub meinen schmerzenden Kopf im Kissen. »Hau ab! Laß mich in Ruhe!« Mein Mund schmeckte nach verdorbenen Abfällen, mein Kopf brummte, und ich war vor Müdigkeit völlig zerschlagen.

»Sofort! Sie sagt es.«

Ich rappelte mich hoch und fuhr in meine Kleider, als ich sah, daß Rufo bereits fertig angezogen und mit gegürtetem Schwert vor mir stand. Meine Dienerinnen waren nicht in Sicht, noch meine geborgten Prunkgewänder. Ich stolperte Rufo nach in den großen Bankettsaal. Helena wartete auf uns, reisefertig und grimmig aussehend. Die festliche Dekoration, die Bankettische und die Sitzkissen waren verschwunden. Der Raum war öde und kahl wie eine ausgeräumte Scheune. Ein nackter Tisch war alles, und auf ihm ein Stück Beinfleisch, kalt in geronnenem Fett, und ein Messer daneben.

Ich sah es ohne Wohlgefallen an. »Was ist das?«

»Dein Frühstück, wenn du es willst. Aber ich werde nicht unter diesem Dach bleiben und kalte Bratenreste essen.« Sie sagte es in einem Ton, den ich bei ihr noch nie gehört hatte, hochfahrend und erbst.

Rufo zupfte an meinem Ärmel. »Komm, Oscar. Laß uns von hier verschwinden. Jetzt gleich.«

Also gingen wir. Keine Menschenseele war in Sicht, weder drinnen noch draußen, aber drei schneidige Streitrösse warteten, das heißt, diese achtbeinigen Tandemponys, die Pferdeversion eines Dackels, und sie waren gesattelt. Die Sattelausrüstungen waren höchst kompliziert; über jedem Beinpaar war ein ledernes Joch befestigt, und eine durchlaufende Stange auf jeder Seite diente zur Lastverteilung. Auf die Stangen montiert war ein

Lehnstuhl mit gepolstertem Sitz und Armlehnen. Zwei Steuerungsseile liefen vom Kopf des Tieres zu jeder Armlehne.

Ein Hebel links am Sessel war sowohl Bremse als auch Beschleuniger. Ich will verschweigen, wie diese Signale auf die Tiere übertragen wurden; immerhin schien es den »Pferden« nicht viel auszumachen.

Es waren keine Pferde. Ihre Köpfe mochten eine entfernte Pferdeähnlichkeit haben, aber statt Hufe hatten sie Pfoten und waren Allesfresser, keine Heubrenner. Aber man lernt diese achtbeinigen Riesendackel bald zu schätzen. Meiner war schwarz mit weißen Punkten – ein schönes Tier.

Rufo zeigte mir, wie man an Bord kletterte, dann lehnte ich mich zurück und stellte meine Füße auf die Fußstützen und fand, daß ich bequem wie in einem Sessel erster Klasse eines Transatlantikjets saß. Wir ritten sofort los und schlugen ein stetiges Tempo von ungefähr fünfzehn Stundenkilometern an. Die Achtpunkt-Aufhängung der Sitze wirkte so ausgleichend auf die Bewegungen, daß ich mir wie in einem offenen Wagen auf einer Schotterstraße vorkam.

Helena ritt voraus. Sie hatte seit unserem Aufbruch noch kein Wort gesprochen. Ich wollte mit ihr reden, aber Rufo hielt mich zurück. »Laß sie, Oscar«, sagte er. »Wenn sie in dieser Stimmung ist, kannst du nicht mehr tun als abwarten.«

Rufo und ich ritten Sessel an Sessel. Helena war außer Hörweite. »Hör mal, Rufo«, sagte ich vertraulich. »Was in aller Welt war eigentlich los?«

Er schaute mich mit hochgezogenen Brauen an. »Genau weiß ich es auch nicht. Sie hatte Krach mit dem Doral, soviel ist klar.« Er grinste wie in seliger Erinnerung. »Aber es ist am besten, wir tun so, als wäre überhaupt nichts geschehen.«

Er schwieg, und ich war auch still. War Jocko Helena gegenüber aufdringlich geworden? Betrunkener war er nicht wenig gewesen, und liebeshungrig mochte er ebenfalls gewesen sein.

Aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß Helena unfähig sein sollte, sich der Zudringlichkeit eines Mannes zu erwehren, ohne ihn zu verletzen.

Das führte zu weiteren unfrohen Gedanken. Wenn die ältere Schwester allein in meine Kammer gekommen wäre ... Wenn Miß Juwelierladen nicht schon an der Tafel eingeschlafen wäre ... Wenn meine Dienerin mit dem roten Haar erschienen wäre, um mir beim Ausziehen zu helfen, wie ich es gehofft und halb erwartet hatte – Ach, zum Teufel!

Nach einer Weile lockerte Rufo seinen Sicherheitsgurt, klappte die Rückenlehne zurück, schob sich seinen Jägerhut über die Augen und fing an zu schnarchen. Nachdem ich ihn fünf Minuten lang neidisch beobachtet hatte, machte ich es ihm nach; es war eine kurze Nacht gewesen, ich hatte nicht gefrühstückt und einen mörderischen Kater. Mein Langpferd brauchte keinen Lenker; die zwei folgten Helenas Reittier.

Als ich erwachte, fühlte ich mich besser, aber auch hungriger und vor allem durstiger. Rufo schlief noch immer; Helenas Langpferd hielt seinen Vorsprung von fünfzig Schritten. Die Landschaft war grün und friedlich und kultiviert, und etwa einen Kilometer vor uns stand ein Haus – kein Herrensitz, sondern ein einfaches Bauernhaus. Ich konnte einen Ziehbrunnen sehen und dachte an moosbedeckte Holzeimer, kühl und tropfend und ein bißchen mit Typhus verseucht – nun, in Heidelberg war ich geimpft worden; ich wollte trinken. Wasser war in Ordnung. Besser noch, Bier – sie brauten gutes Bier in dieser Gegend.

Rufo gähnte, schob seinen Hut zurück und stellte die Rückenlehne aufrecht. »Muß eingepennt sein«, sagte er mit einem einfältigen Grinsen.

»Rufo, siehst du das Haus dort?«

»Ja. Was ist damit?«

»Ein Mittagessen, Mann! Ich bin weit genug mit leerem Magen geritten. Und ich bin so durstig, daß ich einen Stein ausquetschen und die Molke davon trinken könnte.«

»Dann solltest du das tun.«

»Was?«

»Tut mir leid, Oscar – ich bin auch höllisch durstig –, aber wir halten hier nicht an. Sie würde es nicht wollen.«

»Sie würde es nicht wollen?« wiederholte ich in boshafem Tonfall. »Ich will dir mal was sagen, Rufo. Daß unsere Gnädigste schlechte Laune hat, ist kein Grund für mich, den ganzen Tag ohne Essen oder Wasser zu reiten. Tue du, was du für richtig hältst; ich bleibe über Mittag hier. Übrigens, hast du Geld bei dir? Einheimische Währung?«

Er schüttelte seinen Kopf. »Das ist so nicht üblich hier, Oscar. Warte noch eine Stunde. Bitte.«

»Warum?«

»Weil wir immer noch auf dem Land des Doral sind, darum. Ich weiß nicht, ob er uns Boten vorausgeschickt hat, um den Leuten zu sagen, daß sie uns auf den ersten Blick erschießen sollen; Jock ist ein gutmütiger alter Schuft. Aber ich hätte jetzt lieber eine Rüstung an; ein Schwarm von Pfeilen würde mich nicht überraschen. Oder ein Fallnetz, sobald wir unter die Bäume dort kämen.«

»Glaubst du das wirklich?«

»Hängt davon ab, wie zornig er ist. Ich erinnere mich, daß der Doral einmal einen Mann, der ihn wirklich beleidigt hatte, nackt ausziehen und an seinen empfindlichsten Teilen einen Strick verknoten ließ. Dann wurde der arme Kerl mit diesem Strick – nein, ich kann es nicht erzählen.« Rufo schluckte und sah elend aus. »Ein großartiger Abend, gestern. Und die Nacht! Ich bin noch gar nicht ganz da.«

»Verdammt noch mal, bleiben wir beim Thema!« Mein Kopf schmerzte, als wollte er platzen. »Ich werde nicht unter die Bäume dort reiten, und wer einen Pfeil auf mich fliegen läßt, sollte lieber auf seine eigene Haut aufpassen. Ich habe Durst.«

»Oscar«, sagte Rufo beschwörend. »Sie wird auf dem Land des Doral weder essen noch trinken – und wenn man sie darum bitten würde. Und sie hat recht. Du kennst die Sitten nicht. Hier nimmt

man an, was gern gegeben wird ... aber selbst ein Kind ist zu stolz, um etwas ungern Gegebenes anzurühren. Noch fünf Kilometer. Kann der Held, der Igli vor dem Frühstück erledigte, keine weiteren fünf Kilometer durchhalten?«

»Also ... von mir aus, meinetwegen! Aber du mußt zugeben, daß es ein verrücktes Land ist. Völlig unvernünftig.«

»Hmm ...«, antwortete er. »Bist du schon mal in Washington gewesen?«

»Nun...« Ich konnte mich eines schiefen Lächelns nicht erwehren. »Touche! Und ich vergaß, daß dies dein Heimatland ist. Ich wollte dich nicht beleidigen.«

»Ich fühle mich nicht beleidigt. Wie kommst du auf die Idee?«

»Ich meine ...« Ich versuchte zu denken. Weder Rufo noch Helena hatten es gesagt, aber ... »Du kennst die Sitten und Gebräuche, du sprichst die Sprache wie ein Einheimischer. Daraus schließe ich, daß du von hier bist. Und keiner hört gern Nachteiliges über seine Heimat.«

»Mein lieber Oscar, ich habe vergessen, wie viele Sprachen ich spreche. Wenn ich eine von ihnen höre, spreche ich sie.«

»Nun, du bist kein Amerikaner. Auch kein Franzose, möchte ich wetten.«

Er lachte listig. »Ich könnte dir Geburtsurkunden aus beiden Ländern zeigen – oder ich hätte es können, bevor wir unser Gepäck verloren. Aber, nein, ich bin nicht von der Erde.«

»Von wo bist du dann?«

Rufo zögerte. »Am besten läßt du dir die Tatsachen von ihr geben.«

»Quatsch! Ich komme mir vor wie einer, der Fußschellen an den Knöcheln und einen Sack über dem Kopf hat. Das ist lächerlich.«

»Oscar«, sagte er ernst. »Sie wird jede Frage beantworten, die du ihr stellst. Aber du mußt sie stellen.«

»Das werde ich tun!«

»Also reden wir von was anderem. Als du vorhin Steine ausdrücken wolltest, fiel mir die Geschichte von dem starken Muldoon ein. Kennst du sie?«

»Nein.«

»Also, ich bin Muldoon niemals selber begegnet, obwohl ich in der betreffenden Gegend Irlands war. Ein feines Land, und die einzigen wirklich logischen Leute auf Erden. Tatsachen bringen sie angesichts höherer Wahrheiten nicht zum Schwanken. Ein bewundernswertes Volk. Die Geschichte über Muldoon habe ich von einem meiner Onkel, einem wahrheitsliebenden Mann, der viele Jahre lang die öffentlichen Reden bekannter Politiker verfaßte. Während eines Urlaubs in Irland hörte er von dem starken Muldoon und machte sich auf die Suche nach dem Mann, zuerst mit dem Zug von Dublin, dann mit einem lokalen Bus, und schließlich zu Fuß. Auf dieser Wanderung sah er einen Mann ein Feld umpflügen ... aber dieser Mann schob den Pflug vor sich her, ohne die Hilfe eines Zugpferdes in Anspruch zu nehmen. Mein Onkel sah die sauberen Furchen und dachte: Aha! Dann rief er: ›Mr. Muldoon!‹

Der Bauer blieb stehen und rief zurück. ›Gott segne dich für deinen Irrtum, Freund !‹ Damit hob er den Pflug, zeigte damit die Richtung und sagte: ›In der Gegend wirst du Muldoon finden. Er ist stark.‹

Mein Onkel bedankte sich und ging weiter, bis er auf einen Mann stieß, der Zaunpfosten setzte, indem er sie mit der bloßen Hand in den Grund rammt – und der Boden war hart und steinig. Wieder begrüßte mein Onkel ihn als Muldoon.

Der Mann erschrak so sehr, daß er die zehn oder zwölf Pfosten fallen ließ, die er unter dem freien Arm getragen hatte. ›Zieh ab mit deinem Unsinn!‹ rief er ärgerlich zurück. ›Du mußt wissen, daß Muldoon noch ein ganzes Stück von hier wohnt.‹

Der nächste Einheimische, den mein Onkel sah, errichtete eine Mauer. Trockenmauerwerk aus Bruchsteinen war es, und saubere Arbeit. Dieser Mann schlug die Steine ohne Hammer zurecht,

spaltete sie mit der Handkante und paßte sie ein, indem er mit den Fingern Vorsprünge abzwickte. Mein Onkel dachte: Das muß er sein, und ging zu ihm und wiederholte seine Begrüßung.

Der Mann wollte antworten, aber seine Kehle war vom Steinstaub trocken. Also hob er einen großen Felsbrocken auf, quetschte ihn zusammen, bis Wasser herauslief und trank wie aus einem Ziegenfell. Dann sagte er: »Nicht ich, mein Freund. Er ist stark, wie jedermann weiß. Oft habe ich gesehen, wie er seinen kleinen Finger ...«

Meine Aufmerksamkeit wurde durch ein Mädchen, das jenseits des Straßengrabens Heu wendete, von seiner Lügenerzählung abgelenkt. Sie war bemerkenswert gut entwickelt, und der Lendenschurz, den sie trug, war genau das richtige Kleidungsstück für sie. Sie sah, daß ich sie beäugte, und gab mir den Blick frech zurück.

»Was sagtest du?« fragte ich.

»Wie? – »wie er seinen kleinen Finger in ein Astloch steckte und seinen Körper stundenlang am gestreckten Arm waagerecht hielt !«

»Rufo«, sagte ich, »ich glaube nicht, daß er das länger als ein paar Minuten konnte.«

Er schaute mich beleidigt an. »Oscar«, erwiderte er, »ich könnte dich zu der Stelle führen, wo der mächtige Dugan diese Kraftprobe abzulegen pflegte.«

»Du sagtest, sein Name sei Muldoon gewesen.«

»Mütterlicherseits war er ein Dugan, und er war sehr stolz darauf. Übrigens verlassen wir gleich das Land des Doral. In ein paar Minuten können wir essen.«

»Hauptsache, es gibt was zu trinken, und wenn es nur Wasser ist.«

»Um die Wahrheit zu sagen, Oscar, ich bin heute auch nicht in meiner besten Form. Ich brauche zu essen, zu trinken und eine lange Siesta, bevor ich wieder kämpfen kann. Die Nacht war zu anstrengend.«

»Ich habe dich nicht beim Bankett gesehen.«

»Was sollte ich dort? In der Küche ist das Essen heißer, die Auswahl größer und die Gesellschaft ungezwungener. Aber ich hatte nicht die Absicht, eine Nacht daraus zu machen. Früh zu Bett und früh auf, ist mein Motto. Mäßigkeit in allen Dingen. Aber die Pastetenbäckerin – nun, die erinnerte mich an ein Mädchen, das ich früher mal gekannt hatte. Du hast sie gesehen. Braune Haare, blaue Augen und eine Figur wie Sophia Loren.«

»Ich habe eine unbestimmte Erinnerung an jemand wie sie.«

»Dann hast du sie nicht gesehen; an Nalia ist nichts unbestimmt. Wie dem auch sei, ich hatte vorgehabt, früh ins Bett zu gehen und richtig auszuschlafen, weil ich wußte, daß es heute einen harten Tag geben würde. Aber ich hatte die Rechnung ohne Nalia gemacht. Und nun bin ich übernünftig, ohne Frühstück, und wenn ich heute abend in einer Lache aus meinem eigenen Blut liege, wird es teilweise Nalias Schuld sein.«

»Ich werde deine Leiche rasieren, Rufo; das ist ein Versprechen.«

Wir hatten den Grenzstein hinter uns, aber Helena wurde nicht langsamer. Rufo sagte: »Hinter den Bäumen dort ist ein Haus, und dort werden wir essen. Nette Leute dort.« Er sah mich von der Seite her an. »Wie hast du die Nacht zugebracht?«

»Unterwegs ins Bett ist mir was Komisches passiert«, gestand ich. »Ich habe eine ruhige Nacht verbracht, ganz allein. Bloß war sie zu kurz.«

»Was?«

»In der Tat, wenn auch nicht in Gedanken.« Ich mußte es jemandem erzählen, und Rufo war jene Art von Halunke, dem ich vertrauen konnte. Ich erzählte ihm mein Erlebnis mit den drei nackten Grazien.

»Ich hätte es riskieren sollen«, schloß ich. »Und ich hätte es getan, wenn eine allein gekommen wäre, egal, ob ich danach aus dem Fenster hätte springen müssen. Aber so? Ich sage dir, da standen sie, die Mutter und ihre zwei Töchter. Nackt und nahe

genug, daß ich sie hätte anfassen können – und alle drei begierig, mein Bett warmzuhalten. Und ich tat nichts! Jetzt kannst du mich auslachen; ich habe es verdient.«

Er lachte nicht. »Oscar, mein Kamerad! Sag mir, daß es nicht wahr ist!«

»Es ist wahr«, sagte ich unfroh. »Und ich bedauerte es sofort. Zu spät. Und du glaubst, dich über deine Nacht beklagen zu müssen!«

»Mein Gott!« Er trieb sein Langpferd zu schnellerer Gangart an und ritt voraus. Mein Reittier warf einen fragenden Blick über die Schulter zu mir und trottete ruhig weiter.

Rufo holte Helena ein. Sie hielten sofort an, obwohl das Haus, wo eine Mahlzeit zu erwarten war, noch ein gutes Stück vor uns lag. Sie warteten, bis ich zu ihnen kam. Rufo machte ein unerträglich verlegenes Gesicht; Helenas Miene war ausdruckslos.

Sie sagte: »Rufo, geh hin und bitte um Proviant für uns, dann bring die Sachen her. Ich möchte unter vier Augen mit Oscar sprechen.«

»Wird erledigt.« Er machte sich schnell davon.

Helena sagte zu mir, ohne ihren Gesichtsausdruck zu verändern: »Oscar, ist es wahr, was Rufo mir eben gemeldet hat?«

»Ich weiß nicht, was er gemeldet hat.«

»Es betraf dein Versagen – dein angebliches Versagen – letzte Nacht.«

»Ich weiß nicht, was du mit ›Versagen‹ meinst. Wenn du wissen willst, was ich nach dem Bankett machte ... Ich schlief allein. Ich war müde.«

Sie seufzte, aber ihr Gesicht blieb unbewegt. »Ich wollte es aus deinem eigenen Mund hören. Um gerecht zu sein.« Dann, plötzlich, veränderte sich ihr Ausdruck, und noch nie hatte ich solchen Zorn gesehen. Mit leiser, fast leidenschaftsloser Stimme begann sie mich zu beschimpfen.

»Du geistesschwacher Tölpel. Du ungeschickter, stümperhafter, unreifer, muskelprotzender Idiot...«

»Hör auf!«

»Schweig, ich bin noch nicht fertig mit dir. Beleidigt drei unschuldige Damen, fordert einen zuverlässigen Freund unnötig heraus ...«

»Halt den Mund!«

Sie verstummte einen Moment, und ich stieß nach, bevor sie wieder anfangen konnte. »Rede nie wieder in dieser Form mit mir, Helena. Niemals.«

»Aber ...«

»Halt deinen Mund, du launenhaftes Balg! Du hast dir nicht das Recht verdient, so zu mir zu sprechen. Du wirst mich höflich und mit Respekt anreden. Noch ein Wort von dieser ungesitteten Bosheit, und ich werde dich verprügeln, bis die Tränen fließen.«

»Du wagst es ...!«

»Nimm die Hand von dem Schwert, oder ich zieh dir hier auf der Straße die Hosen 'runter und haue dich mit der flachen Klinge, bis dein Hintern rot ist und du um Gnade bettelst. Ich schlage mich nicht mit Frauen – aber ich bestrafe ungezogene Kinder. Damen behandle ich als Damen. Verzogene Bälger behandle ich als verzogene Bälger. Noch ein falsches Wort von dir, und 'runter kommt die Hose, und du wirst eine Woche nicht sitzen können. Hast du mich verstanden?«

Zuletzt sagte sie mit tonloser Stimme: »Ich habe verstanden.«

»Und außerdem trete ich von diesem Heldengeschäft zurück. Ich werde mir solche Worte nicht zweimal anhören, und ich werde nicht für eine Person arbeiten, die mich auch nur einmal so behandelt.« Ich seufzte, weil ich erkannte, daß ich wieder einmal meinen Gefreitenrang verloren hatte. Aber ohne ihn fühlte ich mich immer freier und leichter.

»Wie du willst, Oscar.« Ich konnte sie kaum hören. Mir kam der Gedanke, daß es ein weiter Weg zurück nach Nizza war. Aber es bekümmerte mich nicht.

»Also gut, reden wir nicht mehr davon.«

»Ja«, sagte sie. »Aber vielleicht sollte ich erklären, warum ich so sprach.«

»Nein.«

Nach langer Zeit kehrte Rufo zurück. Er hielt außer Hörweite an, und ich winkte ihn näher.

Wir aßen schweigend, und mir war der Appetit vergangen, aber das Bier war gut. Rufo versuchte einmal, mit einer neuen Lügengeschichte von einem seiner Onkel Stimmung zu machen, doch es wurde ein kläglicher Fehlschlag.

Nach dem Essen führte Helena ihr Reittier herum, bis sein Kopf in die Richtung wies, aus der wir gekommen waren, Rufo sagte: »Was ist?«

Sie antwortete gleichgültig: »Ich reite zurück zum Doral.«

»Nein! Bitte nicht!«

»Lieber Rufo«, sagte sie freundlich, aber traurig, »du kannst hier bei diesem Haus warten, und wenn ich in drei Tagen nicht zurück bin, bist du frei.« Sie blickte zu mir und wieder weg. »Ich hoffe, daß Oscar sich mir anschließen wird. Aber ich verlange es nicht. Ich habe nicht das Recht.« Sie stieg auf und ritt fort.

Es dauerte eine Weile, bis ich mein Langpferd gewendet hatte; ich kannte die Technik noch nicht. Helena war ein gutes Stück voraus.

Rufo wartete, bis ich aufgesessen war, dann kletterte er plötzlich an Bord und steuerte an meine Seite. Wir ritten fast hundert Meter hinter Helena. Schließlich sagte er: »Was wir machen, ist Selbstmord. Bist du dir darüber im klaren?«

»Nein. Ich wußte es nicht.«

»Nun, es ist so.«

»Hör zu, Rufo. Von nun an, auch wenn wir nur noch dreißig Minuten zu leben haben, läuft die Schau hier unter meiner Regie. Ich bin nicht ihr Prügelknabe oder Strohmann.«

»Das habe ich gemerkt, als ich eben zurückkam. Ich weiß bloß nicht, wie du es gemacht hast, Oscar. So klein habe ich sie noch nie gesehen. Darf man fragen?«

»Man darf nicht. Aber du kannst sie fragen, wenn du glaubst, daß es sicher ist. Nun erzähl mir, warum dieser Ritt Selbstmord ist.«

»Weil das Risiko nicht berechenbar ist. Es hängt davon ab, wie wütend der Doral ist. Aber es wird zu keinem Kampf kommen. Entweder werden wir zusammengeschlagen, sowie wir uns blicken lassen, oder wir sind sicher, bis wir zum zweitenmal abziehen.« Rufo machte ein sehr nachdenkliches Gesicht. »Wenn du eine Vermutung hören willst, ich glaube, du hast dem Doral die schlimmste Beleidigung zugefügt, die er im Laufe eines langen Lebens hat hinnehmen müssen. So steht es ungefähr neunzig zu zehn, daß wir alle mit mehr Pfeilen gespickt werden als der Heilige Sebastian, bevor wir des Dorals Haus zu Gesicht bekommen.«

»Auch Helena? Sie hat nichts getan. Und du auch nicht.« (Noch ich, ging es mir durch den Sinn. Welch ein Land!)

Rufo seufzte. »Oscar, jede Welt hat ihre Sitten. Jock hat gewiß nicht das Verlangen, ihr etwas anzutun. Er mag sie gern. Man könnte sagen, daß er sie liebt. Aber wenn er dich tötet, muß er auch sie töten. Alles andere wäre nach seinen Maßstäben unmenschlich – und er ist ein sehr moralisch denkender Mann; er ist bekannt dafür. Mich müßte er natürlich auch töten, aber ich zähle nicht. Die Frage ist: Muß er dich töten? Wie ich die Leute kenne, kommt er nicht daran vorbei.«

Ich dachte darüber nach. »Warum bist du dann hier, Rufo? Du hättest bei dem Haus bleiben können. Ist es dein Stolz? Oder liebst du sie?«

»Oh, mein Gott, nein!« Rufo machte ein erschrockenes Gesicht. »Ich habe zwei Gründe, glaube ich. Der erste ist, daß Jock uns

vielleicht verhandeln läßt, und in diesem Fall könnte die Sache doch noch gut ausgehen. Der zweite Grund ist, daß ich abergläubisch bin. Das gebe ich zu. Du bist ein Mann mit Glück. Das habe ich gesehen. Also bleibe ich in deiner Nähe, auch wenn die Vernunft zum Weglaufen rät.«

»Unsinn. Du solltest die Geschichte meiner Pechsträhne hören.«

»Vielleicht hast du in der Vergangenheit Pech gehabt. Aber ich setze auf die Würfel, wie sie fallen.«

Nach einer Weile holten wir Helena ein. »Ich habe einen Plan ausgedacht«, sagte ich ihr. »Wenn wir hinkommen, bleibst du mit Rufo draußen auf der Straße. Ich gehe allein hinein.«

Sie war entsetzt. »Nein! Auf keinen Fall.«

»Doch.«

»Aber ...« Sie verbiß sich den Einwand. »Wie du willst. Aber vielleicht läßt du mich erklären, bevor du entscheidest, was du sagen willst?«

»Nur zu.«

»Ich kenne mich aus, und ich kann dir mit Sicherheit prophezeien, daß du sofort sterben wirst, wenn du zuerst und allein hineingehst. Auch Rufo und ich werden sterben, sobald sie uns zur Strecke bringen können. Und das wird nicht lange dauern, denn unsere Tiere sind müde. Andererseits, wenn ich allein hineinginge ...«

»Nein.«

»Warte, Oscar. Es ist nicht mein Vorschlag. Würde ich allein hineingehen, wäre ich wahrscheinlich nicht sicherer als du. Oder vielleicht würde er, statt mich an die Schweine zu verfüttern, mich zur Schweinemagd und zum Spieling der Schweinehirten machen. Dies würde ich notfalls riskieren und eine Gelegenheit zur Flucht abwarten, denn ich kann mir keinen Stolz leisten.« Ihre Stimme war auf einmal von Tränen erstickt.

»Helena!«

Sie streckte ihre Hand nach mir aus. Ich nahm sie; sie beugte sich herüber und drückte meine Hand an ihre Brust. Dann richtete sie sich auf, ohne meine Hand loszulassen. »Es ist schon gut. Ich bin eine Frau, wenn ich es am wenigsten erwarte. Nein, mein lieber Held, es gibt nur einen Weg für uns, und der ist Seite an Seite, unerschrocken.«

»Warum ist es der sicherste Weg?«

»Weil er uns vielleicht Gelegenheit zur Rechtfertigung geben wird. Wenn ich zehn Worte anbringen kann, wird er mir hundert gewähren. Möglich, daß es mir so gelingen kann, seinen Schmerz zu heilen.«

»Das hört sich gut an – aber womit habe ich ihn eigentlich verletzt? Ich habe nichts getan! Ich habe mir große Mühe gegeben, ihn nicht zu verletzen.«

Sie schwieg eine Weile, dann: »Du bist Amerikaner.«

»Was hat das damit zu tun? Der Doral weiß nichts davon.«

»Es hat vielleicht sehr viel damit zu tun. Natürlich ist Amerika für den Doral nur ein Name, denn obwohl er das Universum studiert hat, ist er nie gereist. Aber – du wirst nicht wieder zornig sein?«

»Hm ... Ich werde mich bemühen. Sag, was du sagen mußt, aber gib mir Erklärungen. Es geht nicht an, daß du mich im dunkeln umhertappen läßt und mich beschimpfst, wenn ich irgendwo anecke.«

Sie drückte meine Hand. »Das werde ich niemals wieder tun! Der Irrtum lag an meiner Unfähigkeit zu begreifen, daß du Amerikaner bist und als Amerikaner denkst. Ich kenne Amerika nicht, nicht so wie Rufo. Wenn Rufo dagewesen wäre – aber er war in der Küche. Als man dir Tisch, Dach und Bett anbot, dachte ich wohl, du würdest wie ein Franzose oder Italiener reagieren. Ich hätte mir niemals träumen lassen, daß du ablehnen würdest. Hätte ich es gewußt, hätte ich tausend Entschuldigungen für dich finden können – so ein Gelübde, ein heiliger Tag in deiner Religion, so

etwas. Jock wäre enttäuscht gewesen, aber nicht verletzt; er ist ein Ehrenmann.«

»Aber – verdammt noch mal, ich verstehe immer noch nicht, warum er mich für etwas umbringen will, das in meiner Heimat als anständiges Verhalten gilt. Hätte ich zu Hause getan, was man hier von mir zu erwarten scheint, würde ich Gefahr laufen, von einem ergrimmtten Ehemann und Vater umgebracht zu werden. Ist ein Mann in diesem Land gezwungen, auf jeden Vorschlag einzugehen, den ein Mädchen macht? Und warum ist die Doral weggelaufen, um sich zu beschweren? Warum hat sie die Sache nicht für sich behalten? Zum Teufel, sie hat nicht mal versucht, einen Anschein von Diskretion zu wahren. Sie zerrte ihre Töchter mit herein!«

»Aber, mein Lieber, es war niemals ein Geheimnis. Er fragte dich öffentlich, und du akzeptiertest ebenso öffentlich. Wie würdest du fühlen, wenn deine Braut dich in der Hochzeitsnacht aus dem Schlafzimmer jagen würde? Tisch und Dach und Bett: so lautete die Formel seiner Gastfreundschaft. Und du akzeptiertest sie.«

»Helena, wo ich herkomme, gelten Betten als Mehrzweckmöbel. Manchmal schlafen wir darin. Schlafen einfach, verstehst du? Wie sollte ich begreifen, was er sich dabei dachte?«

»Das ist mir jetzt klar, Oscar. Du kanntest den Brauch nicht. Mein Fehler. Aber siehst du jetzt ein, warum er in einem Verhalten eine öffentliche Demütigung sehen mußte?«

»Nun, ja, aber daran hat er selbst Schuld. Er fragte mich in aller Öffentlichkeit. Es wäre schlimmer gewesen, wenn ich gleich und vor allen Leuten nein gesagt hätte.«

»Keineswegs. Du brauchtest nicht anzunehmen. Du hättest taktvoll ablehnen können. Die taktvollste Art der Ablehnung wäre für einen Helden etwa die, auf eine tragische Unfähigkeit – vorübergehend oder dauernd – hinzuweisen, die von Verletzungen im Kampf herrühre.«

»Daran werde ich in Zukunft denken. Aber ich verstehe immer noch nicht, warum er überhaupt so erstaunlich großzügig war.«

Sie wandte den Kopf und schaute mich an. »Mein lieber Oscar, du erstaunst mich immer wieder! Wie oft, glaubst du, hat ein einfacher Gutsbesitzer die Gelegenheit, für seine Familie den Sohn eines Helden zu gewinnen und als seinen eigenen aufzuziehen? Kannst du nicht seine bittere Enttäuschung nachempfinden, als du ihm nahmst, was er als versprochenen Freundschaftsbeweis aufgefaßt hatte? Seine Schande? Seinen Zorn?«

Ich dachte darüber nach, und allmählich begann ich klar zu sehen. »Ich will verdammt sein!« murmelte ich. »So was kann auch bei uns vorkommen. Aber die Leute brüsten sich nicht damit.«

»Andere Länder, andere Sitten. Zumindest dachte er, daß er die Ehre habe, von einem Helden wie ein Bruder behandelt zu werden. Und mit etwas Glück erwartete er den Nachkommen eines Helden für das Haus Doral zu gewinnen.«

»Moment mal! Ist das der Grund, warum er mir gleich drei schickte? Um die Aussichten zu verbessern?«

»Oscar, er hätte dir mit Freuden dreißig geschickt, wenn du angedeutet hättest, daß du dich heroisch genug fühltest, es zu versuchen. Wie die Dinge lagen, schickte er seine Hauptfrau und zwei von seinen Lieblingstöchtern.« Sie brach ab, zögerte und stellte mir eine unverblünte Frage.

»Ach was, nein!« protestierte ich errötend. »Seit ich sechzehn oder siebzehn war ... Aber eine Sache, die mich abschreckte, war dieses bloße Kind. Mehr ist sie nicht, glaube ich.«

Helena zuckte mit der Schulter. »Sie ist kein Kind; in Nevia ist sie eine Frau. Und selbst wenn sie jetzt noch Jungfrau sein sollte, möchte ich wetten, daß sie in weiteren zwölf Monaten Mutter sein wird. Aber wenn sie dir zu jung war, warum hast du sie nicht einfach hinausgeschickt und ihre ältere Schwester genommen? Die ist schon lange keine Jungfrau mehr, das weiß ich genau. Und ich hörte, sie sei eine besonders scharfe Kost, wie man bei euch sagt.«

Ich hatte das gleiche gedacht, doch mit Helena wollte ich darüber nicht diskutieren. Ich murmelte etwas Unverständliches.

Sie sagte: »Pardonne-moi, mon cher? Tu as dir?«

»Nichts, nichts«, wehrte ich ab.

»Wie du meinst. Ich bin trotzdem ein bißchen froh, daß du Muri genauso fortgeschickt hast wie die kleine Letva; Muri wäre so unerträglich eingebildet gewesen, wenn es passiert wäre, daß ihre Mutter die Hölle mit ihr gehabt hätte. Aber wirst du den Fehler wiedergutmachen, wenn ich mit dem Doral sprechen kann? Es ist wichtig, den Doral mit guter Diplomatie zu beschwichtigen.«

Beinahe hätte ich ihr gestanden, daß sie es war, mit der ich am liebsten ins Bett steigen würde, aber ich brachte es nicht über die Lippen. Statt dessen murmelte ich: »Wenn es das ist, was du willst –«

»Oh, es wäre eine große Hilfe!«

»In Ordnung. Du mußt es wissen. Eine ... drei ... dreißig – mir soll es recht sein, und wenn ich daran sterben sollte. Aber keine kleinen Kinder!«

»Kein Problem. Laß mich nachdenken. Wenn er mir nur Zeit für fünf Worte läßt...« Sie verstummte. Ihre Hand war angenehm warm.

Auch ich dachte nach. Diese fremdartigen Bräuche hatten Folgerungen, die mir erst nach und nach ins Bewußtsein eindrangen.

»Helena? Wo hast du letzte Nacht geschlafen?«

Sie drehte den Kopf mit scharfem Ruck zu mir herum. »Oscar, darf ich dich bitten, dich um deine eigenen Angelegenheiten zu kümmern?«

»Das tue ich gern. Aber jeder scheint sich um meine zu kümmern.«

»Das tut mir leid. Aber ich habe große Sorgen, und manche von ihnen kennst du noch nicht. Immerhin ist deine Frage gerechtfertigt und verdient eine offene Antwort. Gastfreundschaft

verpflichtet, und Ehren fließen in beiden Richtungen. Ich schlief in des Dorals Bett. Die vergangene Nacht war nicht das erstemal, daß ich des Dorals Tisch und Dach und Bett mit ihm teilte. Jock und ich sind alte Freunde, gute alte Freunde. Das ist der Grund, warum ich glaube, daß er mir ein paar Sekunden der Erklärung gewähren wird, bevor er mich tötet.«

»Nun«, versuchte ich nonchalant zu sagen, »so ungefähr hatte ich es mir gedacht.«

»Oscar, nach deinen Vorstellungen – der Art und Weise, wie du erzogen worden bist – bin ich eine Hure.«

»Oh, niemals! Eine Prinzessin!«

»Eine Hure. Aber ich bin nicht aus deinem Land, und ich wurde nach anderen Grundsätzen aufgezogen. Sie erscheinen mir gut; nach ihnen bin ich eine moralische Frau. Nun ... bist du enttäuscht?«

»Mein Liebling!«

»Mein lieber Held. Mein Beschützer. Beuge dich zu mir. Küß mich. Wenn ich sterben muß, soll mein Mund noch warm von deinen Lippen sein. Der Eingang ist hinter dieser Biegung.«

»Ich weiß.«

Eine Minute später ritten wir stolz über den Hof des Dorals, die Schwerter in den Scheiden, die Bogen auf den Rücken.

Drei Tage später ritten wir wieder fort. Diesmal war das Frühstück überreichlich. Diesmal spielten Musikanten zu unserem Abschied. Diesmal ritt der Doral mit uns.

Diesmal torkelte Rufo zu seinem Reittier, in jedem Arm ein Mädchen, in jeder Hand eine Flasche, und wurde nach zahllosen Küssen und Umarmungen auf seinen Sitz geschoben und in Ruhestellung festgeschnallt. Er schlief sofort ein und schnarchte bereits, als wir uns aufmachten.

Ich bekam mehr Abschiedsküsse, als ich zählen konnte, auch von einigen, die keinen Grund hatten, es so gründlich zu tun, denn ich war nur ein Heldenlehrling, der sein Geschäft noch lernte.

Es war kein schlechtes Geschäft, trotz langer Arbeitszeit, Überbeschäftigung und mangelnder Sicherheit. Es bot Vergünstigungen für einen lernwilligen Mann, und der Doral schien sehr zufrieden mit mir zu sein.

Zum Frühstück hatte er meine Tapferkeit in hundert wohlgesetzten Reimen besungen. Aber ich war nüchtern und ließ mich durch seine Lobpreisungen nicht von meiner eigenen Größe beeindrucken; ich wußte es besser. Offenbar hatte ihm ein kleiner Vogel regelmäßig Meldungen zugetragen – aber der kleine Vogel war ein Lügner gewesen. Kein Mensch hätte vollbringen können, was Jockos Ode mir zuschrieb.

Am Abend des zweiten Tages war ich Helena zufällig im Dampfbad begegnet. Eine Stunde lang lagen wir, eingehüllt in heiße Laken, auf zwei benachbarten Pritschen, schwitzten uns aus und regenerierten unsere Gewebe. Schon nach kurzer Zeit platzte ich heraus, wie erleichtert und angenehm überrascht ich war. Ich tat es verlegen und zögernd, aber Helena war ein Mensch, dem ich meine Seele offenbaren konnte.

Sie hatte mit ernster Miene zugehört, und als ich fertig war, sagte sie ruhig: »Mein Held, wie du weißt, kenne ich Amerika

nicht. Aber nach allem, was Rufo mir erzählt hat, ist eure Kultur einzigartig im ganzen Universum.«

»Nun, ich weiß, daß die Vereinigten Staaten in diesen Dingen nicht so kultiviert und aufgeklärt sind wie andere Länder – Frankreich, zum Beispiel.«

Sie zuckte die Achseln. »Romanen sind lausige Liebhaber, das kann ich bezeugen. Aber soviel ich weiß, Oscar, ist deine Heimat das einzige halbzivilisierte Land, wo die Liebe nicht als hohe Kunst anerkannt ist und nicht das ernsthafte Studium erhält, das sie verdient.«

»Du meinst, verglichen mit der Art und Weise, wie sie dieses Studium hier betreiben?«

»Nein, das meine ich nicht. So sehr ich unsere Freunde hier liebe, dies ist eine barbarische Kultur, und ihre Liebeskünste sind barbarisch. Gewiß, in ihrer Art ist es gute Kunst, sie bemühen sich aufrichtig darum. Aber wenn wir dieses ganze Abenteuer überleben und keine unmittelbaren Sorgen mehr haben, möchte ich mit dir reisen. Dann wirst du sehen, was ich meine.« Sie stand auf und faltete ihr Laken zu einer Toga. »Ich bin froh, daß du den Aufenthalt genießt, mein Freund. Ich bin stolz auf dich.«

Ich blieb noch eine Weile liegen und dachte über ihre Worte nach. Eine »hohe Kunst« – und zu Hause studierten wir sie nicht, ganz zu schweigen etwa von einem Versuch, sie zu lehren. Ballett erfordert Jahre und Jahre geduldigen Lernens. Auch wird niemand von einem Opernhaus engagiert, nur weil er eine laute Stimme hat.

Warum sollte Liebe lediglich als ein Instinkt eingestuft werden?

Gewiß ist der sexuelle Appetit ein Instinkt – aber macht ein anderer Appetit jeden Vielfraß gleich zum Feinschmecker? Zum Teufel, selbst das Essen will gelernt sein.

Ich verließ das Dampfbad munter pfeifend, dann verstummte ich in plötzlicher Bekümmernis über alle meine armen, unglücklichen Landsleute, die vom gigantischsten Betrug der Geschichte um ihr Geburtsrecht geprellt waren.

Zwei Kilometer von seinem Landsitz verabschiedete uns der Doral. Zuerst umarmte er mich, dann küßte er Helena und zauste ihre Haare; schließlich zogen er und seine Begleiter ihre Schwerter und hielten sie zum Salut hoch, bis wir über die nächste Bodenwelle geritten waren. Helena und ich ritten nebeneinander. Das dritte Langpferd mit dem schnarchenden Rufo folgte uns auf den Fersen.

Ich schaute sie von der Seite an, und ihre Mundwinkel zuckten. Sie sagte: »Guten Morgen, der Herr.«

»Guten Morgen, meine Dame. Gut geschlafen?«

»Sehr gut, danke. Und du?«

»Desgleichen, danke.«

»So? Was war das Seltsame, das der Hund in der Nacht tat?«

»Der Hund tat nichts in der Nacht, das war das Seltsame«, antwortete ich mit unbewegter Miene.

»Wirklich? Ein so munterer Hund?«

»Ich habe Freunde«, sagte ich. »Ich kann... ich habe ein beweiskräftiges Alibi.«

Sie lachte auf und schlug mir auf den Schenkel. Ihr Reittier schnaubte; meins stellte die Ohren auf und sah sich mißbilligend um.

»Hör auf mit dem Unsinn«, sagte ich. »Du machst die Pferde scheu.«

»Es sind keine Pferde, und man kann sie nicht scheu machen. Hast du übrigens schon mal gesehen, wie sie es machen, Oscar? Trotz dieser vielen Beine? Zuerst ...«

»Halt den Mund! Mein treues Roß hier ist eine Dame, selbst wenn du keine bist.«

»Ich sagte dir, daß ich eine Hure bin. Zuerst also schiebt sie sich so von der Seite heran ...«

»Hör auf. Ich habe es gesehen. Muri dachte, es würde mich amüsieren. Statt dessen vermittelte es mir einen Minderwertigkeitskomplex, der den ganzen Nachmittag anhielt.«

»Ich kann mir kaum denken, daß es ein ganzer Nachmittag war, mein unerschrockener Held. Singen wir ein bißchen, ja? Das Lied von Reillys Tochter. Du fängst an, ich singe den Refrain.«

»Nun – meinetwegen. Aber nicht zu laut, sonst wecken wir Rufo.«

»Keine Angst. Der ist einbalsamiert.«

»Dann könntest du mich wecken, was schlimmer wäre. Helena, wann und wo war Rufo einmal Leichenbestatter? Und wie ist er von dem Beruf zu diesem gekommen? Haben sie ihn aus der Stadt gejagt?«

Sie schaute verdutzt drein. »Leichenbestatter? Rufo? Ausgeschlossen!«

»Er hat ausführlich davon gesprochen.«

»So? Rufo hat viele Fehler, Oscar, aber Wahrheitsliebe gehört nicht zu diesen. Überdies gibt es hierzulande keine Leichenbestatter.«

»Nein? Was tut ihr dann mit den Kadavern? Man kann sie nicht im Wohnzimmer herumliegen lassen. Das ist unordentlich.«

»Ich finde das auch, aber unsere Leute machen es so: Sie bewahren ihre Toten im Wohnzimmer auf. Wenigstens für ein paar Jahre. Eine übertrieben sentimentale Sitte, aber wir sind ein sentimentales Volk. Gelegentlich führt es zu Übertreibungen. Eine meiner Großanten bewahrte alle ihre früheren Ehemänner in ihrem Schlafzimmer auf. Ein furchtbares Durcheinander, und auch langweilig, weil sie unaufhörlich von ihnen redete, sich wiederholte und alles verwechselte. Ich hörte auf, sie zu besuchen.«

»Interessant. Hat sie sie abgestaubt?«

»O ja. Mit dem Haushalt nahm sie es immer sehr genau.«

»Wie viele hatte sie im Schlafzimmer liegen?«

»Sieben oder acht. Ich habe sie nie gezählt.«

»Ich sehe. Sag mal, Helena, gibt es in deiner Familie Spinnenblut?«

»Was? Oh! Aber Oscar, etwas davon ist in jeder Frau.« Sie machte Grübchen, langte herüber und tätschelte mein Knie. »Aber meine Großtante hat sie nicht umgebracht. Du kannst mir glauben, mein Lieber, die Frauen in meiner Familie haben Männer viel zu gern, als daß sie sie verschwendeten. Nein, Tantchen ließ sie sehr ungern gehen. Ich halte das für einfältig. Man muß nach vorn blicken, nicht zurück.«

»Hör mal, wenn deine Leute tote Körper im Haus verwahren, müßt ihr Leichenbestatter haben. Oder wenigstens Einbalsamierer. Schon wegen der dicken Luft.«

»Einbalsamierer? Nein! Die Verstorbenen werden ein wenig hergerichtet, das ist wahr, aber jeder Schuljunge kann das tun. Vielleicht habe ich Rufo unrecht getan. Er hat viel Zeit auf deiner Erde verbracht – es gefällt ihm dort, er ist fasziniert davon. Möglicherweise hat er sich als Leichenbestatter versucht. Aber mir scheint es ein zu seriöser Beruf zu sein, um Rufo anzuziehen.«

»Du hast mir nie gesagt, was deine Leute schließlich mit den Verblichenen machen.«

»Sie begraben sie nicht. Der bloße Gedanke wäre ihnen zuwider.« Helena erschauerte. »Selbst ich kann mich mit der Vorstellung nicht befreunden, und ich habe das Universum bereist und gelernt, fast allen Sitten gegenüber indifferent zu sein.«

»Aber was machen sie?«

»Sie machen es ähnlich wie du mit Igli. Sie wenden eine geometrische Option an und entledigen sich der Körper.«

»Ah. Kannst du mir sagen, wohin Igli gegangen ist?«

»Ich könnte es nicht mal erraten, Oscar. Ich hatte keine Gelegenheit, es zu berechnen. Vielleicht wissen es diejenigen, die ihn gemacht haben. Aber ich glaube, sie waren noch überraschter als ich.«

»Du nennst es Geometrie, Helena; Jocko bezeichnete mich im Gespräch einmal als einen ›Mathematiker‹. Aber ich tat nur, was mir von den Umständen aufgezwungen wurde; verstanden habe ich es nicht.«

»Was geschieht, wenn du einen unerträglichen Druck auf eine Masse ausübst, so stark, daß sie nicht bleiben kann, wo sie ist, zugleich aber keinen Ausweg hat? Das ist ein Schuljungenproblem in metaphysischer Geometrie und das älteste Proto-Paradoxon, die Sache mit der unwiderstehlichen Gewalt und dem unbeweglichen Körper. Der Körper schrumpft. Er wird aus seiner eigenen Welt in eine andere gequetscht. Dies ist häufig die Art und Weise, wie Leute eines Universums die anderen Universen entdecken – aber gewöhnlich sind die Umstände ähnlich verhängnisvoll, wie du sie Igli aufgezwungen hast. Es mag Jahrtausende erfordern, um diesen Prozeß zu kontrollieren. Er mag noch lange im Bereich der Magie bleiben, manchmal funktionieren, manchmal versagen, zuweilen auf den Magier zurückschlagen.«

»Und das nennst du Mathematik?«

»Wie sonst?«

»Ich würde es Magie nennen.«

»Ja, gewiß. Wie ich Jocko sagte, du bist ein Naturtalent. Du könntest ein großer Zauberer werden.«

Ich bewegte unbehaglich die Schultern. »Ich glaube nicht an Magie.«

»Ich auch nicht«, antwortete sie. »Nicht an das, was du darunter verstehst. Ich glaube an das, was ist.«

»Genau das meine ich, Helena. Ich glaube nicht an Hokuspokus. Was mit Igli geschehen ist – ich meine, was mit Igli geschehen zu sein scheint –, konnte nicht so geschehen sein, weil es gegen das Gesetz von der Erhaltung der Massenenergie verstoßen hätte. Es muß eine andere Erklärung geben.«

Sie schwieg höflich.

Also brachte ich den handfesten gesunden Menschenverstand aus Ignoranz und Vorurteil ins Spiel. »Hör zu, Helena, ich werde

das Unmögliche nicht einfach deshalb glauben, weil ich es gesehen habe. Ein Naturgesetz ist ein Naturgesetz. Das mußt du zugeben.«

Wir ritten ein gutes Stück, bevor sie antwortete: »Mein lieber Oscar, die Welt ist nicht, wie wir uns wünschen, daß sie sei. Sie ist, was sie ist. Doch auch das könnte eine voreilige Vermutung sein. Vielleicht ist sie tatsächlich, wie wir sie uns denken. So oder so, sie ist, was sie ist. Le voilà! Das Ding an sich, sich selbst beweisend. Ai-je raison?«

»Das ist genau, was ich sagen wollte. Das Universum ist, was es ist, und kann durch Taschenspielertricks nicht verändert werden. Es arbeitet nach genauen Regeln, wie eine Maschine.« (Ich zögerte, weil ich an einen hypochondrischen Wagen denken mußte, den wir einmal gehabt hatten. Er wurde »krank« und sofort wieder »gesund«, sobald ein Mechaniker sich ihm zu nähern versuchte.) Mit fester Stimme fuhr ich fort: »Die Naturgesetze lassen sich nicht beurlauben. Die Unveränderlichkeit von Naturgesetzen ist der Grundstein der Wissenschaft.«

»So ist es.«

»Nun?« fragte ich herausfordernd.

»Um so schlimmer für die Wissenschaft.«

»Aber ...« Ich hielt den Mund und ritt in hochmütigem Schweigen.

Nach kurzer Zeit berührte eine schmale Hand meinen Unterarm und drückte ihn zärtlich. »So ein kräftiger Schwertarm«, sagte sie sanft. »Mein großer Held, darf ich es dir erklären?«

»Nur zu«, sagte ich. »Wenn du mich überzeugen kannst, dann kannst du auch den Papst zum Mormonenglauben bekehren. Ich bin dickköpfig.«

»Hätte ich dich aus Hunderten von Milliarden zu meinem Beschützer erwählt, wenn du es nicht wärst?«

»Hundert von Milliarden? Du meinst wahrscheinlich Millionen, nicht?«

»Hör mich an, Oscar. Sei nachsichtig mit mir. Laß uns sokratisch sein. Ich werde die Fangfragen stellen, und du gibst die einfältigen Antworten – und wir werden in Erfahrung bringen, wer den Barbier rasiert hat. Dann bist du an der Reihe, und ich werde den albernen Partner spielen. Einverstanden?«

»In Ordnung. Steck einen Groschen in den Automaten.«

»Sehr gut. Frage: Sind die Sitten im Hause Doral die Sitten, die du von zu Hause gewohnt bist?«

»Was? Du weißt, daß sie es nicht sind. Seit die Pfarrerstochter mich in den Kirchturm führte, um mir den Heiligen Geist zu zeigen, war ich nie so verblüfft.« Ich gluckste albern. »Ich würde noch jetzt erröten, aber meine Sicherungen sind durchgebrannt.«

»Und doch liegt der grundsätzliche Unterschied zwischen euren und den Sitten Nevias in nur einem Postulat. Mein Freund, es gibt Welten, wo Männer die Frauen töten, sobald Eier gelegt sind – und andere, wo Frauen die Männer fressen, sobald sie befruchtet sind. Wie diese Spinnen, mit deren Verwandtschaft du mich geehrt hast.«

»Das war nicht mein Ernst, Helena.«

»Ich fühlte mich nicht beleidigt, mein Lieber. Eine Beleidigung ist wie ein alkoholisches Getränk; sie wirkt nur, wenn man sie annimmt. Und Stolz ist ein zu schweres Gepäck auf meiner Reise; ich habe keinen. Oscar, würdest du solche Welten seltsamer finden als diese?«

»Du redest von Spinnen. Nicht von Menschen.«

»Ich spreche von Menschen, der dominierenden Rasse auf ihrer jeweiligen Welt. Hochzivilisiert.«

»Bäh!«

»So wirst du nicht reden, wenn du sie siehst. Sie sind so verschieden von uns, daß ihr Familienleben für uns keine Rolle spielen kann. Umgekehrt ist dieser Planet deiner Erde sehr ähnlich – doch eure Sitten würden den alten Jocko so schockieren, daß es ihm die Sprache verschlüge. Deine Welt hat eine Sitte, die in allen Universen einzigartig ist, Oscar. Das heißt, in den mir bekannten

zwanzig Universen unter Tausenden oder Millionen von Universen. Unter den bekannten zwanzig Universen hat nur die Erde diesen erstaunlichen Brauch hervorgebracht.«

»Redest du vom Krieg?«

»O nein! Die meisten Planeten haben Kriege. Diese Welt hier ist eine der wenigen, wo das Töten noch en detail betrieben wird, und nicht en gros. Hier gibt es Helden, das Töten geschieht mit Leidenschaft. Dies ist eine Welt der Liebe und der Schlächtereie, und die Leute widmen sich beiden mit fröhlicher Selbstvergessenheit. Nein, ich meine etwas viel Schockierenderes. Kannst du es erraten?«

»Ah ... Meinst du das Werbefernsehen?«

»Im Geist verwandt, aber weit vom Ziel. Ihr habt einen Ausdruck dafür, ihr nennt es ›das älteste Gewerbe‹. Hier – und in allen anderen bekannten Welten – ist es noch nicht einmal das jüngste. Niemand hat jemals davon gehört, und keiner würde es glauben, wenn er davon hörte. Wir wenigen, die die Erde besuchen, sprechen nicht darüber. Nicht, daß es etwas ausmachen würde; die meisten Leute schenken den Erzählungen von Reisenden keinen Glauben.«

»Helena, willst du mir erzählen, daß es sonstwo im Universum keine Prostitution gibt?«

»Den Universen, Liebling. Nirgendwo.«

»Weißt du«, sagte ich nachdenklich, »für meinen Feldweibel wird das ein harter Schlag sein. Nirgends?«

»Ich meine«, sagte sie, »daß die Prostitution von den Erdenbewohnern erfunden worden sein muß. Von ihnen allein und keinen anderen. Der Gedanke würde den alten Jocko in die Impotenz schocken. Er ist ein prüder Moralist.«

»Danach müssen wir ein Haufen verdorbener Wüstlinge ...«

»Ich wollte niemanden beleidigen, Oscar; ich habe Tatsachen wiedergegeben. Aber diese Merkwürdigkeit der Erde ist in ihrem eigenen Zusammenhang nicht merkwürdig. Jeder Gebrauchsartikel, jede Ware wird verkauft, gekauft, geliehen, gemietet,

versetzt, vertauscht, geschmuggelt, preisstabilisiert und kontingentiert – und die ›Ware‹ der Frau, wie es in ehrlicheren Tagen auf Erden genannt wurde, ist keine Ausnahme. Das einzige Wunder daran ist die absurde Idee, es sich als eine Ware vorzustellen. Anfangs hat es mich so überrascht, daß ich einmal sogar ... Aber das ist nicht wichtig. Alles kann zu einer Ware gemacht werden. Eines Tages werde ich dir Kulturen zeigen, die im Raum leben, nicht auf Planeten oder Fundamenten irgendeiner Art – Kulturen, wo die Atemluft verkauft wird wie ein Kilo Butter in der Provence. In anderen Gesellschaften ist der Lebensraum so überfüllt, daß das Privileg, am Leben zu bleiben, Gegenstand einer Steuer ist. Steuerschuldner werden vom Finanzamt getötet, und die Nachbarn dieser Unglücklichen mischen sich nicht etwa ein, sie sind erfreut.«

»Guter Gott! Warum?«

»Sie haben das Problem der Übervölkerung gelöst, und die meisten von ihnen finden dieses Vorgehen so normal, daß es ihnen niemals in den Sinn käme, zu geräumigeren Planeten zu emigrieren. Aber wir sprachen von der Erde. Es ist nicht nur, daß Prostitution anderswo unbekannt ist, ebenso unbekannt sind ihre Permutationen – Mitgift, Brautpreis, Alimente, Kranzgeld, alle die Variationen, die in sämtlichen Gesetzbüchern der Erde verankert sind; jede Sitte, die auch nur entfernt mit der unglaublichen Idee verwandt ist, daß, was alle Frauen im Überfluß haben, nichtsdestoweniger eine Ware sei, die gehortet und versteigert werden kann.

Sogar eure sekundären Sitten«, fuhr sie fort, »sind von dieser einzigartigen Einrichtung geformt. Kleidung, um ein Beispiel zu nennen. Du wirst bemerkt haben, daß es hier keinen wirklichen Unterschied in der Kleidung beider Geschlechter gibt. Heute morgen trage ich lange Hosen, und du trägst Shorts, aber wäre es anders herum, würde keinem etwas auffallen.«

»Und ob den Leuten was auffallen würde! Deine langen Hosen würden mir nicht passen.«

»Sie sind elastisch. Übrigens ist Nacktheit hier so wenig aufsehererregend wie auf jener hübschen kleinen Insel, auf der ich dich gefunden habe. Natürlich tragen alle Leute zumindest gelegentlich Kleider, aber diese für jedes Geschlecht spezialisierte Kleidung ist nur ein Aspekt einer absurden Körperscheu. Nacktheitstabus wie bei euch gibt es nur, wo der Körper eine Ware ist, die verpackt oder zur Schau gestellt werden muß ... also auf der Erde. Wenn niemals über etwas gefeilscht wird, gibt es auch keine Notwendigkeit, ein Geheimnis daraus zu machen.«

»Wenn wir uns also der Kleider entledigten, würden wir auch die Prostitution loswerden?«

»Lieber Himmel, nein! Du hast es verkehrt herum verstanden.« Sie runzelte die Brauen. »Ich sehe keine Möglichkeit, wie die Erde jemals die Prostitution loswerden sollte; sie ist zu sehr ein Teil von allem, was ihr tut. Ihr seht ja auch die Arbeitskraft als Ware an.«

»Darin magst du recht haben, Helena, aber mit deinen Tatsachen stimmt etwas nicht. Es gibt nicht so viel Prostitution in Amerika. Offen gesagt, ich wüßte nicht, wie ich es anstellen sollte, in irgendeiner Stadt ein Bordell zu finden. Ich will nicht behaupten, daß man keine käuflichen Mädchen finden kann, aber es ist nicht organisiert. In den meisten Staaten ist die Prostitution sogar verboten, und man muß sich auskennen. Jedenfalls ist es nicht so, daß du nur an den Hut zu tippen brauchst, damit ein Mädchen sich auf den Rücken legt. Ein Geizkragen ...«

»Ich will nicht ins Detail gehen. Ich versuchte bloß zu zeigen, daß in verschiedenen Gesellschaften die absonderlichsten und unterschiedlichsten Sitten vorkommen.«

»Das ist wahr, sogar auf der Erde. Aber ...«

»Bitte, Oscar. Ich habe weder kritisiert, noch wollte ich die Tugendhaftigkeit amerikanischer Frauen in Frage stellen. Ich wollte vielmehr auf das Thema ›Naturgesetz‹ hinaus. Ist die Unveränderlichkeit von Naturgesetzen nicht eine unbewiesene Annahme?«

»Nun ... du hast es nicht fair dargestellt. Es ist eine Annahme, vermute ich. Aber es hat noch nie einen Fall gegeben, wo sie sich nicht bestätigt hätte.«

»Könnte es nicht sein, daß ein Beobachter, der eine Ausnahme sah, es vorzog, seinen Augen nicht zu trauen? Genauso wie du nicht glauben willst, daß Igli sich selbst auffraß, obwohl du ihn dazu zwangst? Doch lassen wir das; überlassen wir Sokrates seiner Xanthippe. Ein Naturgesetz mag in einem Universum unveränderlich sein. Aber es ist gewiß, daß Naturgesetze von Universum zu Universum variieren – und das mußt du mir glauben, Oscar, oder keiner von uns beiden wird lange leben!«

Ich überdachte es. Verdammt noch mal, wohin war Igli verschwunden? »Höchst beunruhigend.«

»Nicht beunruhigender als der Wechsel von Sprache und Gebräuchen beim Übertritt in ein anderes Land, sobald du dich daran gewöhnt hast. Wie viele chemische Elemente gibt es auf der Erde?«

»Einhundertsechs oder -sieben.«

»So ungefähr ist es hier auch. Nichtsdestoweniger würde ein Chemiker von der Erde einige Überraschungen erleben. Die Elemente sind nicht ganz die gleichen, und sie verhalten sich auch nicht gleich. Wasserstoffbomben und Dynamit würden hier nicht explodieren.«

»Moment!« sagte ich scharf. »Willst du mir erzählen, daß Elektronen und Protonen hier nicht die gleichen seien wie auf der Erde, um auf die grundlegenden Strukturen zurückzugehen?«

Sie zuckte die Achseln. »Vielleicht, vielleicht nicht. Was ist ein Elektron anderes als ein mathematisches Konzept? Hast du in letzter Zeit eins probiert? Ist es wichtig?«

»Es ist verdammt wichtig. Man kann aus Mangel an Spurenelementen genauso verhungern wie aus Mangel an Brot.«

»Das ist richtig. In manchen Universen müssen wir Menschen Nahrung mit uns führen, wenn wir sie besuchen. Aber hier und auf jedem der zahllosen Planeten in den Universen, wo wir Menschen

leben, brauchst du dir keine Sorgen zu machen; die einheimischen Nahrungsmittel werden dir bekommen. Gewiß, wenn du jahrelang hier leben, dann zur Erde zurückkehren und bald darauf sterben würdest, und wenn daraufhin eine Autopsie mit sorgfältigster Mikroanalyse durchgeführt würde, dann könnte es passieren, daß der Analytiker seinen Resultaten nicht glauben würde. Aber deinem Magen wäre es gleich.«

Ich dachte darüber nach, und dachte an das herrliche Essen, mit dem mein Bauch gefüllt war, und an die gute, reine Luft um mich her. Ganz sicher kümmerte es meinen Körper nicht, ob es wirklich jene Unterschiede gab, von denen Helena gesprochen hatte. Dann aber fiel mir ein Aspekt des Lebens ein, wo kleine Unterschiede große Wirkungen haben können, und ich fragte sie danach.

Sie schaute mich unschuldig an. »Ist dir das wichtig, Oscar? Du wirst lange fort sein, bis der Doral mit diesem Problem konfrontiert sein wird. Ich dachte, deine Absicht sei es gewesen, mir während dieser drei Tage in meinem Problem zu helfen? Mit Vergnügen an deiner Arbeit, wie ich bemerkt habe. Du hast die Gelegenheit zur Wiedergutmachung geradezu aufopfernd wahrgenommen.«

»Verdammt, hör endlich auf, mich zu hänseln! Ich tat es, um dir zu helfen. Aber man kann nicht umhin, gewisse Überlegungen anzustellen.«

Sie schlug lachend auf meinen Schenkel. »Du brauchst dir wegen deiner Nachkommen keine Sorgen zu machen, mein lieber Freund; die menschlichen Rassen aller bewohnten Universen können sich untereinander kreuzen. Und steril bist du auch nicht; das war eine von den Feststellungen, die ich machte, als ich deinen Körper in Nizza untersuchte. Man weiß nie, wie der Würfel rollen wird, doch ich denke, der Doral wird nicht enttäuscht sein.«

»Wie kommt es überhaupt, daß in allen diesen Universen, von denen du redest, Menschen leben?«

»Manche glauben, daß wir uns nur einmal entwickelt haben und in andere Universen hinausgeleckt sind, wie aus einem undichten

Tank. Dann streiten sie, welches Universum die Heimat der Rasse sei.«

»Darüber kann es wohl keinen Zweifel geben«, wendete ich ein. »Die Erde hat genug fossile Beweise für die Evolution des Menschen geliefert.«

»Bist du sicher? Ich dachte, der Familienstammbaum des Menschen auf der Erde habe ebenso viele gestrichelte Linien wie es Bastarde in den Ahnentafeln europäischer Herrscherhäuser gibt.«

Ich schwieg. Vielleicht hatte sie recht. Eine Rasse, die sich nicht darauf einigen konnte, wer wem was in einem nur zwanzig Jahre zurückliegenden Krieg angetan hatte, wußte womöglich auch nicht, was vor einer Million Jahren irgendwo in der afrikanischen Steppe passiert war.

»Wo immer die Wahrheit liegen mag«, fuhr Helena fort, »es gibt tatsächlich Lecks zwischen verschiedenen Welten. Auf deinem eigenen Planeten verschwinden jährlich -zigtausend Menschen spurlos, und nicht alle sind Steuerschuldner oder Leute, die ihren Frauen davonlaufen; du brauchst nur die Polizeiakten einer beliebigen Stadt einzusehen. Ein häufiger Ort ist das Schlachtfeld. Die psychische Belastung wird zu groß, und ein Mann rutscht durch ein Loch, von dessen Existenz er nichts gewußt hatte, und dann heißt es ›im Gefecht vermißt‹. Manchmal – nicht oft – kommt es vor, daß das Verschwinden eines Mannes beobachtet wird. Einer von euren amerikanischen Schriftstellern, Pierce oder Bierce, interessierte sich für solche Fälle und sammelte sie. Er sammelte so viele, daß er schließlich selber verschwand. Und es gibt auch Berichte über Fälle, die auf Lecks in der umgekehrten Richtung hindeuten, die Kaspar Hausers, Personen, die aus dem Nirgendwo kommen und nicht fähig sind, sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden.

Und das gilt nicht nur für Menschen. Hast du noch nie Geschichten gehört, nach denen es irgendwo Frösche geregnet hat? Oder Steine? Oder Blut? Wer kümmert sich um die Herkunft einer streunenden Katze? Sind alle Beobachtungen fliegender

Untertassen optische Täuschungen? Ich versichere dir, sie sind es nicht; einige sind arme, verlorengegangene Astronauten, die ihren Rückweg nach Hause zu finden suchen. Meine Leute machen von der Raumfahrt nur geringen Gebrauch, weil eine Reise mit höherer als Lichtgeschwindigkeit der beste Weg ist, sich zwischen den Universen zu verlieren. Wir ziehen die sichere Methode der metaphysischen Geometrie vor – im vulgären Sprachgebrauch auch ›Magie‹ genannt.«

Helena machte eine nachdenkliche Pause. »Oscar, deine Erde mag tatsächlich die Heimat des Menschengeschlechts sein. Einige Wissenschaftler glauben es.«

»Warum?«

»Sie berührt so viele andere Welten. Als Umsteigeplatz steht sie an erster Stelle der Liste. Wenn ihre Bewohner dumm genug sein sollten, sie so zu zerstören, daß sie kein Leben mehr tragen kann, dann würde der Verkehr zwischen einem Dutzend Universen lahmgelegt. Die Erde hat ihre Zauberkreise und Tore und Jenseitsbrücken; das Tor, das wir in Nizza benützten, war schon dort, bevor die Römer ins Land kamen.«

»Wie kannst du sagen, die Erde ›berühre‹ so viele andere Welten oder Planeten, und das vielleicht noch jahrhundertlang? Die Erde bewegt sich mit dreißig Kilometer pro Sekunde um die Sonne und rotiert dabei um ihre Achse, nicht zu reden von der Bewegung des ganzen Sonnensystems. Alles das verleiht der Erde eine Kurvenbewegung von enormer Geschwindigkeit. Wie also kann sie andere Welten ›berühren‹? Willst du mir das erklären?«

Wieder ritten wir eine Weile schweigend. Zuletzt sagte Helena: »Mein tapferer Held, wie lange hast du Mathematik gelernt?«

»Wieso, ein paar Jahre.«

»Kannst du mir sagen, wie ein Partikel eine Welle sein kann?«

»Was? Helena, das ist Quantenmechanik, nicht Mathematik. Ich könnte eine Erklärung geben, aber sie würde dir nicht viel sagen. Für eine schlüssige Erläuterung reichen meine Kenntnisse

der Physik und Mathematik nicht aus. Ein Ingenieur braucht das nicht.«

»Am einfachsten wäre es«, sagte sie, »deine Frage mit dem Wort ›Magie‹ zu beantworten, genauso, wie du meine mit dem Wort »Quantenmechanik« beantwortet hast. Aber dir gefällt dieses Wort nicht, also kann ich nur sagen, daß ich mit Freuden antworten werde, nachdem du höhere Geometrie – metaphysische, konjekturale und topologische – studiert hast, sofern du auf ein solches Studium Wert legst.«

Schon als Junge konnte ich es nicht leiden, wenn ein Erwachsener zu mir sagte: »Warte, bis du groß bist; dann wirst du es verstehen.«

Helena ließ mich nicht schmollen; sie wechselte das Thema. »Einige menschliche Kreuzungen sind weder aus zufälligen Ausrutschern noch aus geplanten Reisen entstanden. Hast du schon mal von Inkuben und Sukkuben gehört?«

»Oh, gewiß. Aber ich belaste meinen Kopf nicht mit mittelalterlichen Mythen.«

»Es sind keine Mythen, mein Lieber, egal wie oft peinliche Situationen durch Legenden dieser Art erklärt worden sind. Hexen und Hexenmeister sind nicht immer Heilige, und manche haben Geschmack an Verführung und Vergewaltigung gefunden. Eine Person, die gelernt hat, Tore zu öffnen, kann sich solchen Lastern hingeben; er – oder sie – kann sich an eine schlafende Person – Mädchen, Ehefrau, unberührten Jungen – heranmachen, sie nach Belieben schänden und beim ersten Hahnenschrei längst wieder fort sein. Eine häßliche Sünde. Wenn wir solchen Leuten auf die Schliche kommen, töten wir sie. Sünde in ihrer übelsten Form, selbst wenn die Opfer Gefallen daran finden.« Sie schauderte.

»Helena, was ist deine Definition für ›Sünde‹?«

»Kann es mehr als eine geben? Sünde ist Grausamkeit und Ungerechtigkeit, alles andere fällt nicht ins Gewicht. Ein Gefühl, sündhaft zu handeln, stellt sich auch ein, wenn du die Bräuche deines Stammes verletzt. Aber das Verletzen von Bräuchen ist

nicht Sünde, selbst wenn die Empfindung dahin geht; Sünde ist, einem anderen Menschen Unrecht zuzufügen.«

»Und was ist mit der Sünde gegen Gott?« fragte ich.

Sie blickte mich scharf an. »Sollen wir wieder den Barbier rasieren? Sag mir zuerst, was du unter ›Gott‹ verstehst, Oscar.«

»Ich wollte bloß sehen, ob du da hineintappen würdest.«

»Da bin ich seit vielen Jahren nicht mehr hineingetappt. Übrigens, mein mutiger Beschützer, unser Ziel ist nicht mehr, was es vor drei Tagen war. Nun gehen wir durch ein Tor, das zu benützen ich nicht vorausgesehen hatte. Es ist gefährlicher, läßt sich aber nicht vermeiden.«

»Mein Fehler, nehme ich an. Tut mir leid, Helena.«

»Mein Fehler, lieber Oscar. Als wir unser Gepäck verloren, war ich besorgter, als ich zu zeigen wagte – obwohl es mir immer unbehaglich zumute war, Feuerwaffen durch eine Welt zu tragen, wo sie nicht gebraucht werden dürfen. Aber unser Faltkästen enthielt viel mehr als Feuerwaffen, darunter Dinge, ohne die wir sehr verwundbar sind. Die Zeit, die du damit verbrachtest, die gekränkten Gefühle der Damen zu besänftigen, nutzte ich zu einem guten Teil, um von Doral eine neue Ausrüstung zu erschmeicheln. Er gab mir fast alles, was das Herz begehren könnte, nur keine Feuerwaffen.«

»Und nun gehen wir in eine andere Welt?«

»Ja. Spätestens morgen früh, wenn wir bis dahin noch am Leben sind.«

»Verdammt noch mal, Helena, Rufo und du, ihr redet ständig so, als ob jeder Atemzug euer letzter sein könnte.«

»Was durchaus möglich ist.«

»Du erwartest keinen Überfall; wir sind noch immer auf dem Land des Doral. Aber Rufo ist voll von düsteren Vorahnungen, und du bist fast genauso schlimm. Ich komme mir vor wie in einem miesen Melodrama.«

»Das tut mir leid. Rufo macht sich immer Sorgen, aber er ist ein guter Mann, wenn es zum Kampf kommt. Was mich angeht, ich habe nur versucht, dich wissen zu lassen, womit wir rechnen müssen.«

»Statt dessen verwirrst du mich. Glaubst du nicht, daß es an der Zeit ist, die Karten offen auf den Tisch zu legen?«

Sie sah beunruhigt aus. »Und wenn die erste aufgedeckte Karte den Henker zeigt?«

»Das ist mir egal! Ich kann Schwierigkeiten entgegensehen, ohne gleich in Ohnmacht zu fallen.«

»Ich weiß, daß du das kannst, mein Beschützer.«

»Danke. Aber Unwissenheit macht mich reizbar. Also rede.«

»Ich werde jede Frage beantworten, Oscar. Ich bin immer willens gewesen, das zu tun.«

»Aber du weißt genau, daß ich nicht weiß, welche Fragen ich stellen muß. Eine Brieftaube braucht vielleicht nicht zu wissen, warum sie unterwegs ist, aber ich bin keine. Also beginne mit dem Anfang.«

»Wie du willst, Oscar. Vor ungefähr siebentausend Jahren ...« Sie brach ab. »Oscar, willst du jetzt alles über die politischen Verflechtungen und Konflikte von Myriaden von Welten und zwanzig Universen im Laufe von Jahrtausenden hören – bis hin zur gegenwärtigen Krise? Ich werde es versuchen, wenn du es willst, aber nur eine grobe Übersicht würde mehr Zeit erfordern, als uns noch bleibt, bis wir durch jenes Tor gehen müssen. Du bist mein wahrer Beschützer; mein Leben hängt von deinem Mut und deiner Geschicklichkeit ab. Willst du die politischen Hintergründe meiner hilflosen und beinahe hoffnungslosen Lage erfahren? Oder soll ich mich auf die taktische Situation konzentrieren?«

Ich unterdrückte einen Fluch. Ich wollte die ganze Geschichte hören. Mißmutig sagte ich: »Bleiben wir bei der taktischen Situation. Für diesmal.«

»Ich verspreche dir«, sagte sie feierlich, »daß du alle Einzelheiten erfahren sollst, wenn wir überleben. Die Situation ist

folgende: Ich hatte beabsichtigt, Nevia zu Fuß und mit dem Boot zu durchqueren und dann über die Berge zu gehen. Dort wollte ich ein Tor erreichen. Diese Route ist nicht sehr riskant, aber lang.

Nun müssen wir uns beeilen. Wir werden am Spätnachmittag von dieser Straße abbiegen und bis in die Nacht hinein durch unwegsames Land wandern, um das Tor vor dem Morgengrauen zu erreichen. Mit etwas Glück können wir vorher noch ein wenig schlafen. Ich hoffe es, denn dieses Tor bringt uns durch einen sehr viel gefährlicheren Ausgang in eine andere Welt.

Einmal dort – die Welt heißt Hokesch oder Karth – in Karth-Hokesch, werden wir uns in unbehaglicher Nähe zu einem hohen Turm wiederfinden, und dort werden unsere Schwierigkeiten ihren Anfang nehmen. In diesem Turm ist der Niemalsgeborene, der Seelenesser ...«

»Willst du mir Angst machen?«

»Mir wäre es lieber, du würdest dich jetzt fürchten, als später überrascht zu sein. Mein Gedanke war gewesen, dich über jede Gefahr zu unterrichten, sobald wir mit ihr konfrontiert würden, damit du dich auf eine zur Zeit konzentrieren könntest. Aber du wolltest es anders.«

»Vielleicht hattest du recht«, räumte ich ein. »Ich schlage vor, du gibst mir jetzt nur eine Übersicht und läßt mich die Details einer jeden gefährlichen Situation wissen, wenn sie sich stellt. Soll ich gegen den Seelenesser kämpfen? Der Name macht mir keine Angst; wenn er versuchen sollte, meine Seele zu essen, wird er aufstoßen. Womit muß ich ihn bekämpfen? Spucke?«

»Das ist eine Methode«, erwiderte sie ernsthaft, »aber mit ein wenig Glück werden wir ihn – überhaupt nicht bekämpfen. Wir wollen an uns bringen, was er bewacht.«

»Und was ist das?«

»Das Ei des Phönix.«

»Der Phönix legt keine Eier.«

»Ich weiß, mein lieber Oscar. Das macht es so einzigartig wertvoll.«

»Aber ...«

»Das ist sein Name«, unterbrach sie mich. »Es ist kein großer Gegenstand, nur wenig größer als ein Straußenei und schwarz. Wenn ich es nicht gewinne, werden viele unangenehme Dinge geschehen. Eins davon und ein weniger wichtiges ist, daß ich sterben werde. Ich erwähne das, weil es dir vielleicht nicht so unwichtig erscheinen mag. Und es ist leichter, dir diese eine Wahrheit zu sagen als alle Zusammenhänge zu erläutern.«

»Meinetwegen. Wir stehlen das Ei. Und dann?«

»Dann gehen wir nach Hause. In meine Heimat. Danach kannst du zur Erde zurückkehren. Oder in meiner Heimat bleiben. Oder gehen, wohin du magst, durch zwanzig Universen und unzählige Welten. Für was du dich auch entscheiden wirst, Reichtümer werden dein Lohn sein, denn du wirst sie und noch mehr verdient haben. Sie und meinen Dank und alles, was du von mir willst.«

Der größte Blankoscheck, der je ausgeschrieben wurde. Die Frage war nur, ob ich ihn einlösen konnte.

»Helena«, sagte ich bedenklich, »du scheinst nicht zu glauben, daß wir dieses Abenteuer überleben werden.«

Sie holte tief Atem. »Wahrscheinlich ist es nicht. Ich will dir die Wahrheit sagen, Oscar. Meine Ungeschicklichkeit hat uns eine äußerst verzweifelte Alternative aufgezwungen.«

»Ich sehe. Helena, willst du mich heiraten? Heute noch?« Dann sagte ich schnell: »Fall nicht gleich vom Sessel. Paß auf!«

Sie konnte nicht fallen; der Sicherheitsgurt hielt sie fest. Aber sie sackte dagegen. Ich beugte mich hinüber und legte meinen Arm um ihre Schultern. »Deswegen brauchst du nicht zu weinen. Gib mir einfach ein Ja oder ein Nein – und ich werde so oder so für dich kämpfen. Ich liebe dich nämlich. Jedenfalls glaube ich, daß es Liebe ist. Ein komisches, flatterndes Gefühl, wenn ich dich anschau oder an dich denke.«

»Ich liebe dich«, sagte sie heiser. »Ich liebe dich, seit ich dich das erstemal sah. Ja, es ist ein ›komisches, flatterndes Gefühl‹, als ob alles in mir zerschmelzen wollte.«

»Nun, nicht ganz so«, sagte ich, »aber wahrscheinlich ist es die gegenüberliegende Seite derselben Sache. Wie können wir hierzulande heiraten?«

»Aber Oscar – mein Lieber –, du setzt mich immer wieder in Erstaunen. Ich wußte, daß du mich liebst. Ich hoffte, du würdest es mir eher sagen, nicht erst jetzt, wo wir keine Zeit mehr haben. Aber ich erwartete nicht, daß du mir einen Heiratsantrag machen würdest!«

»Warum nicht? Ich bin ein Mann, du bist eine Frau. Es ist so üblich.«

»Aber ... ich habe es dir gesagt. Es ist nicht nötig, mich zu heiraten. Nach deinen Begriffen bin ich nicht viel besser als eine Hure.«

»Unsinn. Das war dein Wort, nicht meins. Du hast mich beinahe überzeugt, daß die Regeln, nach denen ich erzogen worden bin, barbarisch und deine die richtigen sind. Hier, willst du mein Taschentuch?«

Helena wischte sich die Augen und schneuzte sich, aber statt des Jaworts, das ich hören wollte, setzte sie sich aufrecht und lächelte nicht. Dann sagte sie formell: »Mein tapferer Held, solltest du nicht lieber den Wein probieren, bevor du das Faß kaufst?«

Ich gab vor, nicht zu verstehen.

»Bitte, Oscar«, beharrte sie. »Es ist mein Ernst. Da vorn auf deiner Seite der Straße ist ein Wiesenfleck. Du kannst mich hinführen, und ich werde willig mitgehen.«

Ich tat, als ob ich angestrengt in die angegebene Richtung spähte. »Das sieht nach Disteln aus.«

»Dann wähle du eine passende Stelle! Oscar ... ich bin willig und eifrig und nicht anmutlos, aber du wirst die Erfahrung machen, daß ich im Vergleich mit Künstlerinnen, die du vielleicht gekannt hast oder eines Tages kennenlernen wirst, eine Sonntagsmalerin bin. Ich bin eine arbeitende Frau. Ich habe nie Zeit gehabt, die

Sache so gründlich zu studieren, wie sie es verdient hat. Glaube mir! Nein, probiere mich aus.«

»Du bist also ein kaltes und unbeholfenes Frauenzimmer, was?«

»Nun ... das habe ich nicht gesagt. Ich bin nicht völlig ungeübt, und ich habe Enthusiasmus.«

»Ja, wie deine Tante mit dem vollgestopften Schlafzimmer – es liegt in deiner Familie, sagtest du. Lassen wir es dabei, daß ich dich trotz deiner offensichtlichen Mängel heiraten möchte.«

»Aber ...«

»Helena, du redest zuviel.«

»Wie du meinst«, sagte sie ergeben.

»Wir heiraten. Aber wie fangen wir es an? Ist der örtliche Grundherr auch für Standesamtssachen zuständig? Wenn ja, darf es kein droit du seigneur oder ähnliche feudale Vorrechte geben; wir haben keine Zeit für Frivolitäten.«

»Jeder Grundherr übt die Gerichtsbarkeit aus und schließt Ehen«, sagte Helena nachdenklich. »Allerdings kümmern sich die meisten Nevianer nicht um solche Formalitäten. Aber – nun ja, er würde das Recht der ersten Nacht für sich in Anspruch nehmen, und wie du sagtest, wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Außerdem wäre es nicht meine Idee von einer Hochzeitsnacht. Ich habe nicht vor, dich in einem Käfig zu halten; ich weiß, daß du nicht so aufgezogen worden bist. Aber wir werden nicht zu so einem feudalen Esel von Grundbesitzer gehen. Gibt es hier nicht eine Art Priester, der Trauungen vollziehen kann? Vielleicht einen, der zum Zölibat verpflichtet ist?«

»Aber der Grundherr ist hierzulande auch Priester. Nicht, daß Religion in Nevia eine bedeutende Rolle spielte; Fruchtbarkeitsriten sind alles, womit die Leute sich abgeben. Die einfachste Methode ist, über dein Schwert zu springen.«

»Ist das eine Hochzeitszeremonie aus deiner Heimat?«

»Nein, es ist aus deiner Welt:

›Spring, Schelm, und hüpf, Hur,
und leistet so den Treueschwur‹

– das ist ein alter Vers.«

»Hmm – der Text gefällt mir nicht sehr gut. Ich mag ein Schelm sein, aber ich weiß, wie du über Huren denkst. Welche anderen Möglichkeiten gibt es?«

»Laß mich sehen. Da gibt es einen Gerüchtemacher in einem Dorf, durch das wir gegen Mittag kommen werden. Solche Leute trauen manchmal Städter, die ihre Hochzeit überall bekanntgemacht haben möchten; im Preis ist das Verbreiten der Neuigkeit bereits enthalten.«

»Gibt es da einen Ritus oder irgendwelche Regeln?«

»Ich weiß es nicht. Und es ist mir auch gleich. Wir werden heiraten!«

»Das ist der rechte Geist! Wir werden zum Mittagessen nicht anhalten.«

Sie schüttelte energisch ihren Kopf. »Wenn ich eine Ehefrau sein soll, will ich eine gute sein und nicht erlauben, daß du Mahlzeiten übergehst.«

»Schon willst du mich unter den Pantoffel kriegen. Ich glaube, ich werde dich prügeln.«

»Wie du willst, mein Held. Aber du mußt essen, du wirst deine Kräfte brauchen ...«

»Ganz gewiß!«

»Zum Kämpfen, meine ich. Denn jetzt ist es mir zehnmal so wichtig, daß wir beide am Leben bleiben. Dort ist ein schöner Platz zum Rasten und Essen.« Sie lenkte ihr Reittier von der Straße. Ich folgte. Helena blickte über die Schulter zurück. »Habe ich dir heute schon gesagt, daß du schön bist, mein heldenhafter Mann?«

Rufos Langpferd trottete uns nach und machte von selbst unter der Baumgruppe halt, die Helena zum Rastplatz bestimmt hatte. Er war immer noch schlaff wie ein nasser Strumpf und schnarchte. Ich wollte ihn schlafen lassen, aber Helena schüttelte ihn.

Er wachte rasch auf, fummelte nach seinem Schwert und schrie: »A moi! M'aides! Les vaches!« Glücklicherweise hatte irgendein Freund sein Schwert zusammen mit dem Bogen außer Reichweite auf dem Gepäckträger hinter ihm befestigt, wo auch unser neuer Faltkasten untergebracht war.

Nachdem er sein Schwert nicht gefunden hatte, plierte er kopfschüttelnd umher. »Wie viele waren da?«

»Komm zu dir, alter Freund«, sagte Helena munter. »Wir essen.«

»Essen!« Rufo schluckte und schauderte zurück. »Bitte, meine verehrte Gönnerin. Keine Obszönitäten.« Er fummelte an seinem Sicherheitsgurt, bekam ihn auf und fiel von seinem Reittier. Ich stellte ihn auf die Beine und hielt ihn.

Helena suchte in der Tragtasche, wo sie ihre Reiseapotheke hatte. Sie zog ein Fläschchen heraus und bot es Rufo an. Er scheute zurück. »Nein!«

»Soll ich dir die Nase zuhalten?« fragte sie liebenswürdig.

»Es ... es geht mir schon besser. Laß mir ein paar Minuten Zeit.«

»Gleich wird es dir ganz gut gehen. Soll ich Oscar bitten, daß er dir die Arme festhält?«

Rufo warf mir einen bittenden Blick zu; Helena öffnete die kleine Flasche. Es zischte, und Dämpfe wallten aus der Öffnung und abwärts. »Jetzt!«

Rufo erschauerte, hielt seine Nase zu und stürzte den Inhalt der Flasche hinunter.

Ich will nicht sagen, daß ihm der Rauch aus den Ohren schoß. Aber er wälzte sich herum wie ein Epileptiker und stieß schreckliche Geräusche aus. Seine Arme flatterten wie zerrissene Planen in einem Wintersturm.

Dann kam er plötzlich zur Ruhe, und als er aufstand, schien er einige Zentimeter größer zu sein als vorher, dazu schwerer und kräftiger. Statt der Leichenblässe seines Alkoholkaters zeigte seine Haut jetzt einen rosigen Schimmer.

»Danke sehr«, sagte er mit volltönender, männlicher Stimme. »Eines Tages hoffe ich die Gefälligkeit erwidern zu können.«

Er schnallte den Faltkasten ab, öffnete ihn und zerrte blutige Fleischstücke heraus, die er den Reittieren vorwarf; unterwegs brauchten sie proteinreiche Nahrung. Dies getan, stellte er munter pfeifend den Tisch und die Stühle auf.

»Mein Schatz«, sagte ich zu Helena, »was ist das für ein wunderwirkendes Zeug in der Flasche?«

»Ein altes Familienrezept, ziemlich kompliziert. Ich habe die Mischung gestern abend vorbereitet, weil ich wußte, daß Rufo heute in Höchstform sein muß. Sicherheitshalber habe ich auch für dich eine Dosis fertig gemacht. Aber du hast mich wieder überrascht. Zu den seltsamsten Zeiten bricht der Puritaner in dir durch.«

»Eine anerzogene Schwäche. Ich kann nichts dafür.«

Rufo hatte den Tisch gedeckt; wir setzten uns. Die warmen Speisen waren heiß, die kalten gekühlt; der neue Faltkasten, grün und mit dem eingepägten Signum des Doral, besaß Einrichtungen, die dem alten Kasten gefehlt hatten. Es war ein köstliches Mahl, und die Weine ließen nichts zu wünschen übrig.

Rufo aß mit herzhaftem Appetit. Als ich bei der Nachspeise angelangt war, und Rufo sich über den Tisch beugte, um mein Weinglas aufzufüllen, eröffnete ich ihm die Neuigkeit. »Rufo, alter Kamerad, Helena und ich heiraten heute. Ich möchte, daß du unser Trauzeuge bist.«

Er ließ die Flasche fallen.

Dann hatte er zu tun, mich und den Tisch vom verschütteten Wein zu säubern. Als er schließlich etwas sagte, waren seine Worte an Helena gerichtet. »Ich habe viel auf mich genommen«, sagte er mit gepreßter Stimme, »ohne mich jemals zu beklagen. Ich habe das aus Gründen getan, die ich hier nicht anzuführen brauche. Aber dies geht zu weit. Ich werde nicht...«

»Halt deinen Mund!«

»Ja«, stimmte ich ihr zu. »Ich sollte ihm die Zunge heraus-schneiden. Willst du sie geröstet oder gekocht, Rufo?«

Rufo blickte mich an und atmete schwer. Dann drehte er abrupt um, verließ den Tisch und zog sich zu den Tieren zurück. Helena sagte leise: »Es tut mir leid, Oscar.«

»Was für eine Laus ist ihm über die Leber gelaufen?« fragte ich verdutzt. Dann fiel mir das Naheliegende ein. »Helena! Ist Rufo eifersüchtig?«

Sie blickte mich verwundert an, begann zu lachen und brach ab. »Nein, nein, wo denkst du hin, Oscar! Das ist es nicht. Rufo ... nun, Rufo hat seine Eigenheiten, aber er ist absolut zuverlässig, wenn es darauf ankommt. Und wir brauchen ihn. Kümmere dich nicht darum, bitte.«

»Wie du willst. Es würde mehr als das erfordern, um mich heute unglücklich zu machen.«

Wir standen auf, und Rufo packte wortlos und mit steinerner Miene den Faltkasten. Wir machten uns wieder auf den Weg.

Eine knappe Stunde später erreichten wir das Dorf. Wir ließen Rufo auf dem Dorfanger zurück und suchten den Gerüchtemacher. Sein Laden, eine krumme Gasse entfernt, war leicht auszumachen; ein Lehrling schlug davor eine Trommel und sang einer Menge Einheimischer Spottlieder und Klatschgeschichten vor. Wir drängten uns durch und betraten das Haus.

Der Gerüchtemachermeister saß hinter einem Schreibtisch und las in Papieren, die er in beiden Händen hielt. Er sah uns, legte die Blätter weg und begrüßte uns mit einem Kratzfuß, während er uns mit beiden Armen zu Sitzgelegenheiten winkte.

»Kommen Sie, kommen Sie, meine Herrschaften!« rief er in einem merkwürdigen Singsang. »Sie erweisen mir große Ehre, mein Tag ist gemacht! Sie sind hier an der richtigen Adresse was für Probleme Sie auch haben Sie brauchen bloß zu sprechen gute Nachrichten schlechte Nachrichten ein guter Ruf wiederherzustellen Ereignisse zu verschönern Geschichten umzuschreiben gute Taten zu besingen und alles garantiert Ihnen die älteste eingeführte Nachrichtenagentur in ganz Nevia Nachrichten aus allen Welten und allen Universen Zufriedenheit garantiert Ehrlichkeit ist die beste Politik und mein Prinzip aber der Kunde hat immer recht das brauchen Sie mir nicht zu sagen ich weiß ich weiß ich habe Spione in jeder Küche Ohren in jedem Schlafzimmer ja Sie werden lachen ich habe schon von Ihnen gehört selbstverständlich der Held Gordon ohne Zweifel Ihr Ruhm bedarf keines Herolds geehrter Herr aber geehrt bin ich daß Sie mich aufgesucht haben eine Biographie vielleicht um Ihre einzigartigen Taten zu verewigen komplett mit alter Hebamme die sich in ihrer dünnen und alten und so ungemein überzeugenden Stimme an die glückverheißenden Zeichen und Vorbedeutungen bei Ihrer Geburt erinnert...«

Helena unterbrach seinen Redefluß. »Wir wollen getraut werden.«

Er schloß den Mund und blickte dann scharf auf Helenas Bauch, was ihm fast einen Schlag auf die Nase eingetragen hätte. »Es ist mir ein Vergnügen, mit Klienten zu arbeiten, die wissen was sie wollen. Und ich muß hinzufügen, daß ich ein so öffentlichkeitsbewußtes Projekt von ganzem Herzen unterstütze. Ich wünschte nur, ich hätte Zeit, selber zu heiraten, wie ich meiner Frau schon oft gesagt habe. Was nun die Planung angeht, dürfte ich vielleicht einen bescheidenen Vorschlag machen ...«

»Wir möchten nach dem Brauch der Erde getraut werden.«

»Ah, ja, gewiß.« Er wandte sich zu einem Wandschrank um, drehte an Skalen. Nach einem Moment sagte er: »Sie werden mir verzeihen, aber mein Kopf ist vollgestopft mit Millionen von

Tatsachen, großen und kleinen, und ... Wie war dieser Name? Beginnt er mit einem R oder mit zweien?«

Helena kam um den Schreibtisch, beugte sich über die Skalen und machte eine Einstellung.

Der Gerüchtemacher blinzelte. »In dem Universum? Das wird selten verlangt. Ich habe mir schon oft gewünscht, ich hätte Zeit zum Reisen, aber Arbeit, Arbeit, Arbeit – BIBLIOTHEK!«

»Ja, Meister?« antwortete eine Stimme.

»Planet Erde, Heiratssitten.« Er gab eine fünfstellige Seriennummer an und schaltete sein Mikrophon aus.

Nach sehr kurzer Zeit kam ein Lehrling mit einer dünnen Schriftrolle gerannt. »Der Bibliothekar sagt, Sie möchten vorsichtig damit umgehen, Meister. Das Material sei sehr brüchig, sagt er. Er sagt...«

»Halt den Mund. Entschuldigen Sie mich einen Moment, meine Herrschaften.« Er steckte die Rolle in ein Lesegerät und begann den Text zu überfliegen.

Schon bald weiteten sich seine Augen, und er beugte sich vorwärts. »Unglaub... .« Dann murmelte er: »Unfaßbar! Wie sind sie bloß darauf gekommen?« Minutenlang schien er vergessen zu haben, daß wir da waren, schüttelte den Kopf und machte seiner Verwunderung Luft.

Endlich tippte ich an seinen Ellbogen. »Wir haben es eilig.«

»Was? Ja, ja, verehrter Herr Gordon – gnädige Frau.« Widerwillig wandte er sich vom Lesegerät ab, legte seine Handflächen zusammen und sagte: »Sie sind zum rechten Ort gekommen. Kein anderer Gerüchtemacher in ganz Nevia könnte ein Projekt dieser Größe bearbeiten. Nun, ich stelle mir vor – es ist nur eine rohe und unfertige Idee, so aus dem Handgelenk –, daß wir für die Prozession die Bewohner der umliegenden Landstriche zusammenrufen werden müssen, während wir uns für das anschließende Charivari mit den Bewohnern dieses Ortes begnügen können, wenn Sie die Sache in Übereinstimmung mit Ihrem Ruf für würdevolle Einfachheit in bescheidenem Rahmen

halten wollen. Ich denke, wir setzen einen Tag für die Prozession und das Zeremoniell an und beschränken das bunte Treiben auf zwei Nächte, mit garantierten Geräuschpegeln von, sagen wir – achtzig Phon ...«

»Hören Sie auf!«

»Mein Herr? Ich werde keinen Profit dabei machen; es wird ein Kunstwerk sein, ein choreographisches Liebeswerk – nur die Auslagen und ein klein wenig für meine Mühe. Wenn Sie auf mein professionelles Urteil hören wollen, schlage ich vor, daß eine samoanische Vor-Zeremonie stattfindet. Sie wäre inniger und mehr ans Herz rührend als der wahlweise denkbare Zulu-Ritus. Für eine komödiantische Einlage zur Entspannung und Erheiterung der Menge kann gleichfalls gesorgt werden – ohne zusätzliche Berechnung; eine meiner Angestellten in der Ablage ist zufällig gerade im siebenten Monat; sie würde sich ein Vergnügen daraus machen, durch den Mittelgang zu laufen und die Trauungszeremonie zu unterbrechen ... Und dann ist natürlich die Sache mit den Trauzeugen zu bedenken, wie viele für jeden von Ihnen beizustellen sind, und so weiter, aber das braucht diese Woche nicht mehr geregelt zu werden; zuvor haben wir an die Straßendekoration zu denken, und ...«

Ich nahm ihren Arm. »Wir gehen.«

»Ja, Oscar«, sagte Helena.

Er jagte uns nach und brüllte etwas über einen gebrochenen Vertrag. Ich legte meine Hand an den Schwertgriff und zeigte ihm einen halben Meter von der Klinge. Sein Gezeter brach ab.

Rufo schien seine Mißstimmung überwunden zu haben; er begrüßte uns beinahe fröhlich. Wir saßen auf und verließen das Dorf. Als wir ein paar Kilometer zurückgelegt hatten, sagte ich zögernd: »Helena, Liebling ...«

»Ja?«

»Dieses Über-das-Schwert-Springen – ist das wirklich eine Trauungszeremonie?«

»Eine sehr alte sogar, mein Schatz. Ich glaube, sie geht auf die Zeit der Kreuzzüge zurück.«

»Würdest du mit ihr einverstanden sein?«

»Ja, ja!«

»Die Worte sind nicht gerade schön, aber sie müssen es tun, meinst du nicht auch?«

»Ja, Lieber.«

Wir ließen Rufo bei den Reittieren zurück, ohne eine Erklärung abzugeben, und erstiegen einen kleinen, bewaldeten Hügel. Ganz Nevia ist schön, und nirgends wird die Lieblichkeit der Landschaft von leeren Bierdosen und schmutzigen Kleenex-Tüchern beeinträchtigt. Hier fanden wir einen Tempel im Freien, eine ebene kleine Wiese, umgeben von hoch aufragenden Bäumen, ein verzaubertes Heiligtum.

Ich zog mein Schwert und blickte die Schneide entlang, fühlte seine ausgezeichnete Balance und bemerkte wieder einmal die kaum erkennbaren Riffel, die die federweichen Hammerschläge eines meisterhaften Schwertfegers zurückgelassen hatten.

Ich warf es hoch und fing es beim Knauf. »Lies das Motto, Helena.«

Sie fuhr mit dem Finger die Schriftschnörkel nach. »Dum vivimus, vivamus! – Solange wir leben, laßt uns leben! Ja, Lieber, ja!« Sie küßte es und gab es mir zurück; ich legte es auf den Boden. Dann nahm ich ihre Hand in die meine. »Spring hoch. Eins ... zwei... drei!«

Als ich meine Braut von jenem gesegneten Hügel hinunterführte, einen Arm um ihre Taille gelegt, saß Rufo wartend auf seinem achtbeinigen Roß und ließ sich nichts anmerken. Wir saßen auf und machten uns auf den Weg, und er hielt sich in respektvoller Distanz außer Hörweite.

Wenigstens eine Stunde lang ritten wir Hand in Hand. Wann immer ich sie anblickte, lächelte sie; wann immer sie meinem Blick begegnete, bildete ihr Lächeln Grübchen. Einmal fragte ich: »Ab wann müssen wir aufpassen?«

»Erst wenn wir die Straße verlassen.«

Wir ritten schweigend wie zuvor. Nach langen Minuten sagte sie schüchtern: »Oscar?«

»Ja?«

»Glaubst du immer noch, daß ich ein kaltes und unbeholfenes Frauenzimmer bin?«

»Hmm«, machte ich gedankenvoll. »Kalt – nein, ich kann nicht sagen, daß du kalt bist. Aber unbeholfen ... Nun, verglichen mit einer Künstlerin wie Muri, würde ich sagen ...«

»Oscar!«

»Ja? Ich wollte sagen ...«

»Möchtest du einen Tritt in den Bauch haben?«

»Was? Du würdest mir einen Tritt in den Bauch geben, Frau?«

Sie brauchte sehr lange für ihre Antwort, und dann war ihre Stimme sehr leise: »Nein, mein lieber Mann. Niemals.«

»Freut mich, das zu hören. Aber wenn du es tätest, was würde geschehen?«

»Du ... du würdest mich verprügeln. Mit meinem eigenen Schwert. Aber nicht mit deinem Schwert. Bitte, niemals mit deinem Schwert.«

»Auch nicht mit deinem Schwert. Mit meiner Hand. Zuerst würde ich dich verprügeln. Und dann ...«

»Und dann was?«

Ich sagte es ihr. »Aber gib mir keinen Grund. Wie du sagtest, muß ich später noch kämpfen. Und unterbrich mich in Zukunft nicht.«

»Ja, Oscar.«

»Sehr gut. Nun, geben wir Muri eine willkürliche Bewertung von zehn Punkten. Nach dieser Skala würdest du eine Bewertung von ... laß mich nachdenken.«

»Von drei oder vier Punkten, vielleicht? Oder sogar fünf?«

»Still. Ich würde dir ungefähr hundert geben. Ja, hundert, vielleicht einen Punkt mehr oder weniger. Ich habe keinen Rechenschieber bei mir.«

»Ah, was für ein Biest du bist, mein Liebling! Komm, gib mir einen Kuß – und warte nur, bis ich es Muri sage!«

»Du wirst Muri nichts sagen, meine Braut, oder es gibt Haue. Und laß uns jetzt über andere Dinge nachdenken, damit du nicht an deinem Hochzeitstag schon Witwe wirst. Drachen, sagtest du?«

»Erst wenn es dunkel wird. Und sie sind keine richtigen Drachen.«

»Wie du sie beschrieben hast, könnte der Unterschied höchstens für einen anderen Drachen eine Rolle spielen. Zwei Meter fünfzig Schulterhöhe, ein paar Tonnen schwer und Zähne so lang wie mein Unterarm. Fehlt nur noch, daß sie Flammen speien.«

»Aber das tun sie! Habe ich es nicht gesagt?«

Ich seufzte. »Nein, davon hast du nichts gesagt.«

»Es ist nicht so, daß sie direkt Feuer atmeten. Das würde sie töten. Während sie die Flammen ausstoßen, halten sie den Atem an. Es ist ein mehr oder weniger kontrolliertes Aufstoßen, wobei Sumpfgas aus dem Verdauungstrakt ausgestoßen wird. Sobald es mit der Atmosphäre in Verbindung kommt, entzündet sich das Gas.«

»Wie sie es machen, ist mir egal, sie sind Flammenwerfer. Nun? Was erwartest du von mir? Ich meine, wie soll ich mit ihnen fertig werden?«

»Ich hatte gehofft, daß du Ideen entwickeln würdest«, sagte sie entschuldigend. »Weißt du, ich hatte es nicht eingeplant. Ich hatte nicht erwartet, daß wir diese Route nehmen würden.«

»Nun gut – Frau, wir kehren in dieses Dorf zurück. Wir machen ein Konkurrenzunternehmen zu unserem Freund, dem Gerüchteverbreiter auf. Ich wette, wir können ihn mit unserem Geschwätz in den Konkurs treiben.«

»Aber Oscar!«

»Wieso? Wenn du willst, daß ich mittwochs und samstags Drachen töte, werde ich an diesen Tagen keine Sprechstunden halten. Aber was dieses brennende Methan angeht... Stoßen sie es an beiden Enden aus?«

»Oh, nur vorn.«

»Gut. Nun sei still; ich muß mir eine Taktik ausdenken. Ich werde Rufo brauchen. Ich nehme an, er hat früher schon Drachen getötet?«

»Ich weiß nicht, ob ein Mensch jemals einen getötet hat.«

»So? Meine Prinzessin, ich bin geschmeichelt von dem Vertrauen, das du in mich setzt. Oder ist es Verzweiflung? Antworte nicht, ich will es nicht wissen. Sei still und laß mich denken.«

Beim nächsten Bauernhaus saßen wir ab und schickten Rufo mit den Reittieren hin, um ihre Rückführung zu arrangieren. Der Doral hatte sie uns geschenkt, aber wir mußten sie zurückschicken, weil sie nicht leben konnten, wo wir hingingen. Nach längerer Wartezeit kam Rufo mit einem Begleiter zurück. »Freund Dungfuß hier möchte den Helden sehen und sein Schwert berühren.«

Ein Mann von Rang hat Pflichten, aber auch Privilegien. »Bring ihn her.«

Der Bursche, schlaksig und tölpelhaft und mit dem ersten Flaum am Kinn, näherte sich, wobei er im Übereifer über seine Füße stolperte, dann machte er einen so langen Kratzfuß, daß er fast gefallen wäre. »Bleib stehen, Junge«, sagte ich väterlich wohlwollend. »Wie heißt du?«

»Pug.«

»Ein schöner Name. Was möchtest du werden, wenn du erwachsen bist?«

»Ein Held, Herr! Wie du!«

Ich wollte ihm sagen, wie steinig die Straße des Ruhmes war, ließ es jedoch sein. Er würde es früh genug herausfinden, wenn er sie jemals beging. Ich nickte belobigend und versicherte ihm, daß im Heldengeschäft für einen beherzten Jungen immer Platz an der Spitze sei – und je weiter unten man anfange, desto größer der Ruhm. Also solle er hart arbeiten und lernen und auf die Gelegenheit warten. Nicht vertrauensselig sein, aber jede fremde Dame ansprechen, die des Weges käme. Dann würde das Abenteuer nicht lange auf sich warten lassen. Dann ließ ich ihn mit den Fingerspitzen meine Schwertklinge berühren, aber in die Hand nehmen durfte er es nicht. Freund Vivamus gehört mir, und lieber würde ich meine Zahnbürste verleihen.

Als ich jung war, wurde ich einmal einem Kongreßabgeordneten vorgestellt. Er hatte mir den gleichen väterlichen Blödsinn erzählt, den ich jetzt plagiierte. Möglicherweise war es nicht gut für den Burschen, daß ich ihn in seinem Heldenfimmel bestärkte, denn er konnte auf dem ersten Stück seines Weges zum Ruhm leicht ums Leben kommen. Aber das ist besser als im Alter am Ofen zu sitzen, am zahnlosen Gaumen zu saugen und an die verpaßten Gelegenheiten und die Mädchen zu denken, die man nicht aufs Kreuz gelegt hat. Ist es nicht so?

Ich fand, daß die Situation für diesen Burschen Pug so wichtig war, daß sie verdiente, durch ein Erinnerungsstück in seinem Gedächtnis bewahrt zu bleiben, also wühlte ich in meiner Geldbörse und fand eine Münze zu fünfundzwanzig Cents.

Ich gab sie ihm und zeigte ihm George Washingtons Kopf auf der Vorderseite. »Dies ist der Vater meines Hauses, ein größerer Held als ich jemals sein werde. Er kämpfte gegen eine große Übermacht für das Recht, wie er es sah. Versuche wie er zu sein.« Ich drehte die Münze um. »Und hier ist das Emblem meines Hauses, des Hauses, das er gegründet hat. Dieser Vogel steht für Mut, Freiheit und hochfliegende Ideale.« (Ich sagte ihm nicht, daß der amerikanische Adler ein Aasfresser ist, niemals einen Gegner von seiner eigenen Größe angreift und bald ausgestorben sein wird. Ein Symbol ist, was man hineinlegt.)

Pug nickte heftig, und Tränen begannen zu fließen. Ich gab ihm einen ermunternden Klaps auf die Schulter und ermahnte ihn, tapfer, großmütig und bescheiden zu sein und keinem die Füße zu küssen, der es nicht verdient habe.

Anschließend schulterten wir unsere Bogen und machten uns auf die Wanderschaft. Pug winkte uns noch lange nach, bevor er zum Bauernhof zurücktrottete. Nach weiteren eineinhalb Stunden endete die Straße bei einem Schild, dessen Aufschrift in freier Übersetzung lautete: DIE IHR HIER EINTRETET, LASST ALLE HOFFNUNG FAHREN!

(Eine wörtliche Übersetzung erinnert eher an die Schilder in Yellowstone-Nationalpark: ›Warnung! Die Raubtiere in diesen Wäldern sind *nicht* zahm. Besucher werden aufgefordert, Wege und Straßen nicht zu verlassen. Die Verwaltung haftet nicht für Leib und Leben und übernimmt keine Rückführungen sterblicher Überresten)

»Mein Held«, sagte Helena plötzlich. »Du bist wahrhaft vornehm und hast deine Frau stolz gemacht.«

»Häh? Wieso?« Meine Aufmerksamkeit war auf das Unterholz vor uns gerichtet, wo, wie ich wußte, zwei Tiergattungen lebten, denen ich nicht unverhofft zu begegnen wünschte: eine Ratte, groß genug, um Katzen zu fressen und nicht abgeneigt, Menschen anzufallen, und ein Wildschwein von ungefähr gleicher Größe und berüchtigt für seine Angriffslust. Die Wildschweine waren bessere Ziele, hatte man mir gesagt, weil sie einen direkt angriffen, doch

ihre Schnelligkeit machte es empfehlenswert, bei einem Fehlschuß sofort das Schwert zu ziehen.

»Ich meine diesen Burschen Pug. Was du für ihn getan hast.«

»Ich habe nichts für ihn getan. Ich habe ihn mit den alten Phrasen abgespeist. Kostet nichts.«

»Du hast dich großartig benommen.«

»Unsinn. Er erwartete große Worte von einem Helden, also habe ich sie ihm gegeben.«

»Oscar, mein lieber Mann, darf eine loyale Frau ihren Mann aufmerksam machen, wenn er über sich selber Unsinn redet? Ich habe viele Helden gekannt, und manche von ihnen waren solche Dummköpfe, daß man ihnen ihr Essen an der Hintertür geben würde, verlangten ihre Taten nicht nach einem Platz an der Tafel. Ich habe wenig Männer gekannt, die vornehm waren, denn Vornehmheit ist noch weit seltener als Heroismus. Aber wahre Vornehmheit kann man immer erkennen – selbst bei einem, der sie so angestrengt zu verbergen suche, wie du es tust. Der Junge erwartete etwas von dir, also gabst du es ihm. Aber Edelmut ist eine Emotion, die nur jene empfinden, deren Herz vornehm ist.«

»Nun, vielleicht ist das so. Helena, du redest schon wieder zuviel. Meinst du nicht, daß diese Raubtiere Ohren haben?«

»Verzeih. Sie haben so gute Ohren, daß sie durch die Erde Schritte hören, lange bevor sie Stimmen hören können. Aber laß mich das letzte Wort haben, weil heute mein Hochzeitstag ist. Wenn du zu einer Schönheit wie Letva oder Muri galant bist, dann rechne ich das nicht als Vornehmheit an. Aber wenn ein Landjunge mit Schweinemist an den Füßen, Pickeln im Gesicht und dem Gestank von saurem Schweiß am ganzen Körper kommt, und du sprichst freundlich mit ihm und gibst ihm das Gefühl, dir gleich zu sein, und pflanzt ihm die Hoffnung ein, eines Tages Großes leisten zu können – dann weiß ich, daß du es nicht tust, weil du hoffst, ihn verführen zu können.«

»Oh, ich weiß nicht. Jungen in dem Alter werden in manchen Kreisen sehr geschätzt. Gib ihm ein Bad, parfümiere ihn, dreh ihm Locken ins Haar ...«

»Oscar, ist es mir erlaubt zu denken, daß ich dich in den Bauch trete?«

»Für Gedanken kannst du nicht vors Kriegsgericht gestellt werden, das ist eine Sache, die sie dir nicht wegnehmen können. Also gut, ich ziehe Mädchen vor, das ist nun mal mein Schicksal. Aber warum erwähnst du immer wieder Muri? Bist du eifersüchtig?«

Sie lächelte mit Grübchen. »Nur an meinem Hochzeitstag, mein lieber Gatte; die anderen Tage sind dein. Wenn ich dich bei fröhlichem Tun ertappe, werde ich es entweder nicht sehen oder dich beglückwünschen, je nachdem.«

»Ich glaube nicht, daß du mich ertappen wirst.«

»Und verlaß dich darauf, daß du mich nicht ertappen wirst, du über Schwerter springender Schelm«, antwortete sie heiter.

Sie hatte das letzte Wort, denn in diesem Augenblick schwirrte Rufos Bogensehne, und er schrie: »Getroffen!« Im nächsten Moment hatten wir alle Hände voll zu tun. Ich schoß einem Wildschwein meinen ersten und letzten Pfeil in den sabbernden Schlund und fütterte ein zweites mit Stahl. Helena brachte ihren Pfeil ins Ziel, aber er glitt von Knochen ab, und die Bestie stürmte weiter. Ich gab ihr einen Fußtritt in die Seite, während ich noch versuchte, meine Klinge aus dem anderen Keiler herauszuziehen. Helena erlegte das Monstrum mit ihrem Degen und gleich darauf ein zweites, indem sie wie ein Matador im Augenblick der Wahrheit über die Degenspitze peilte, den Stahl zwischen die Schulterblätter des Wildschweins stieß und graziös zur Seite sprang, als es immer noch weiterstürmte, tot, aber nicht gewillt, es zuzugeben.

Der Kampf war vorüber. Der alte Rufo hatte ohne Hilfe drei Angreifer erlegt und eine üble Schlitzwunde davongetragen; ich hatte einen Kratzer am Oberschenkel, und meine Braut war

unverletzt, wovon ich mich überzeugte, sobald Ruhe eingekehrt war. Dann machte ich den Wachtposten, während unsere Chirurgin Rufo versorgte.

»Wie ist es, Rufo?« fragte ich. »Kannst du gehen?«

»Und wenn ich kriechen müßte, ich würde nicht in diesem Wald bleiben.« Er nickte zu dem wertlosen Schweinefleisch um uns her. »Wie dem auch sei, von den Ratten haben wir im Moment nichts zu befürchten; erst wenn sie die Kadaver abgenagt haben.«

Ich stellte die Formation um und schickte Rufo mit Helena voraus, während ich selbst die Nachhut bildete, was ich schon lange hätte machen sollen. Unter gewöhnlichen Bedingungen ist die Nachhut etwas sicherer als die Spitze, aber dies waren nicht gewöhnliche Bedingungen. Ich hatte mein Urteil von dem blinden Bedürfnis, meine Braut persönlich zu beschützen, benebeln lassen.

Nachdem ich die Nachhut übernommen hatte, wurde ich durch mein Bemühen, nicht nur nach hinten, sondern auch nach vorn zu sehen, beinahe schieläugig. Glücklicherweise war uns eine Atempause vergönnt, die mich soweit ernüchterte, daß ich mich an eine der Grundregeln jedes Spähtruppunternehmens erinnern konnte: Du mußt dich auf den anderen Mann verlassen. Von da an widmete ich dem Gelände hinter uns meine ungeteilte Aufmerksamkeit.

Wildschweine belästigten uns nicht mehr, aber mit dem Näherkommen des Abends sahen und – häufiger noch – hörten wir diese Riesenratten. Sie begleiteten uns, doch gewöhnlich ließen sie sich nicht sehen; sie griffen nie berserkerhaft an, wie die Wildschweine es getan hatten. Sie waren vorsichtig, wie Ratten es immer sind.

Ratten jagen mir Entsetzen ein. Als ich ein kleiner Junge war, mein Vater tot und meine Mutter noch nicht wieder verheiratet, hatten wir kein Geld und wohnten im Dachgeschoß eines abbruchreifen Hauses. Man konnte die Ratten in den Wänden und Zwischenböden hören, und zweimal rannten Ratten in meinem Schlaf über mich.

Noch immer kommt es vor, daß ich schreiend aufwache.

Eine Ratte wird nicht besser oder schöner, wenn man sie zur Größe eines mittelgroßen Hundes aufpustet, und diese waren wirkliche Ratten bis hin zu den Schnurrbarthaaren, nur hatte ich den Eindruck, daß ihre Beine und Füße in der Proportion größer waren.

Wir vergeudeten keinen Pfeil, solange kein sicherer Treffer gewährleistet schien, und wir machten Umwege, um die offeneren Stellen des Waldes auszunützen – was die Gefahr von oben vergrößerte. Immerhin war der Wald dicht genug, daß Angriffe aus dem Himmel unsere geringste Sorge blieben.

Ich erwischte eine Ratte, die sich zu weit vorgewagt hatte, und verfehlte eine andere. Wir mußten einen Pfeil opfern, wann immer sie frech wurden; das veranlaßte die übrigen zu größerer Vorsicht. Und einmal, als Rufo auf eine zielte und Helena mit gezogenem Degen zu seiner Unterstützung bereitstand, stürzte sich einer von diesen böartigen kleinen Blutgeiern auf Rufo.

Helena spießte ihn mit dem Degen auf, bevor er seinen Sturzflug auf Rufos Kopf abfangen konnte. Rufo hatte ihn nicht einmal gesehen; er war beschäftigt, seine Ratte festzunageln.

Der Wald wurde allmählich lichter, was eine Erleichterung war, aber unsere Pfeile gingen zur Neige. Ich machte mir über den Umstand Sorgen, als ich etwas bemerkte. »He, da vorn!« rief ich. »Ihr seid vom Kurs abgekommen. Haltet mehr rechts!« Helena hatte mir die Richtung angegeben, als wir von der Straße querfeldein marschiert waren, aber ich hatte für die Einhaltung der Route zu sorgen. Helenas Orientierungssinn war mäßig, und Rufos nicht viel besser.

»Tut mir leid«, rief Helena zurück. »Die Gegend ist so unübersichtlich.«

Ich holte sie ein. »Rufo, was macht das Bein?« Ich sah Schweiß auf seiner Stirn.

Statt zu antworten, sagte er zu Helena: »Es wird bald dunkel sein.«

»Ich weiß«, sagte sie ruhig. »Wir müssen essen und rasten. Oscar, der große flache Felsen dort vorn scheint ein günstiger Platz zu sein.«

»Wir haben uns verrechnet«, wendete Rufo ein. »Nach dem Plan müßten wir viel weiter sein.«

»Wir werden uns noch mehr verspäten, wenn ich mich nicht um dein Bein kümmere.«

»Es ist besser, ihr laßt mich zurück«, murmelte Rufo.

»Es ist besser, du bleibst still, bis deine Meinung gefragt ist«, sagte ich ihm. »Sollen wir dich von den Ratten fressen lassen?«

Der große, flache Felsen erhob sich wie ein riesiges Schädeldach zwischen den Bäumen und war der obere Teil eines Sandsteinblocks, dessen untere Hälfte ins Erdreich gebettet war. Rufo und ich erstiegen ihn und hielten von oben Wache, während Helena ihre unsichtbare Schutzvorrichtung aufbaute. Ich konnte nicht sehen, was sie tat, weil ich auf verdächtige Bewegungen jenseits von ihr achten mußte, während Rufo die andere Seite beobachtete. Später verriet sie mir jedoch, daß die Schutzanlage nichts Magisches an sich habe und durchaus im Bereich irdischer Technologie liege, sofern ein heller Kopf auf die Idee käme. Es sei einfach ein elektrischer Zaun ohne Draht, ähnlich der drahtlosen Telegrafie.

Es war gut, daß ich angestrengt Ausschau hielt, statt herauszubringen, wie sie diesen Zauberkreis absteckte, denn sie wurde von der bis dahin einzigen Ratte angegriffen, die keinen Verstand hatte. Sie lief direkt auf Helena zu, die nichts merkte, bis mein Pfeil an ihr vorbeipfiff. Dann riß sie ihren Degen heraus und stach das eklige Tier ab. Es war ein sehr altes Männchen mit weißem Schnurrbart und fehlenden Nagezähnen und wahrscheinlich von schwachem Verstand. Aber seine Größe war die eines ausgewachsenen Wolfs, und trotz zweier tödlicher Wunden hatte die Bestie alles von einem rotäugigen, tollwütigem Dämon.

Helena kam zu uns, und gemeinsam öffneten wir den Faltkasten. Sie nahm ihr chirurgisches Besteck heraus, und ich versorgte uns

alle mit Pfeilen und Lebensmitteln. Diesmal aßen wir ohne gedeckten Tisch, Rufo auf dem Rücken liegend, um sein verletztes Bein zu schonen, während Helena ihn behandelte und zwischendurch Fleischstücke und Brot in seinen Mund steckte. Zuletzt bestrich sie die gesäuberte und geklammerte Wunde mit einem farblosen Gelee und legte den Verband auf. Wenn es schmerzte, ließ Rufo sich nichts davon anmerken.

Mittlerweile war es dunkel geworden, und längs des unsichtbaren Zauns glühten Augen im Widerschein unserer Taschenlampen aus der Dunkelheit. Die meisten schienen Ratten zu gehören. Sie hatten uns eingeschlossen. An einer Stelle schienen sich Wildschweine eingefunden zu haben; dort waren die Augen höher über dem Grund.

»Wird dieser Schutz die ganze Nacht wirksam bleiben?« fragte ich Helena.

Sie bejahte.

»Hoffentlich behältst du recht. Für Pfeile ist es zu dunkel, und ich kann mir nicht gut vorstellen, wie wir uns einen Weg durch diese Menge hauen sollen. Ich fürchte, du mußt deinen Fahrplan wieder ändern.«

»Das kann ich nicht, mein Held. Aber vergiß diese Bestien. Nun fliegen wir.«

»Warum haben wir das nicht gleich getan?« fragte ich aufgebracht, aber Rufo kam ihrer Antwort mit einem Ächzen zuvor: »Das habe ich befürchtet. Du weißt, daß es mich seekrank macht.«

»Armer Rufo«, sagte Helena weich. »Doch keine Angst, alter Freund. Ich habe eine Überraschung für dich. Für Fälle wie diesen habe ich in CANNES Dramamine gekauft. Du weißt, das ist die Droge, die 1944 der Invasion in der Normandie zum Erfolg verholfen hat. Oder vielleicht weißt du es nicht.«

»Ob ich es weiß?« erwiderte Rufo. »Ich nahm an der Invasion teil, meine Dame – und ich bin allergisch gegen Dramamine. Während der ganzen Überfahrt fütterte ich die Fische; die

schlimmste Nacht, die ich jemals hatte! Da bin ich noch lieber hier!«

»Rufo«, fragte ich, »hast du wirklich an der Invasion teilgenommen?«

»Natürlich. Eisenhower kann nicht mehr geschwitzt haben als ich, aber er hatte wenigstens den Ruhm, während ich...«

»Aber warum? Das war doch nicht dein Kampf.«

»Du könntest dich fragen, warum du in diesem Kampf bist, Oscar. In meinem Fall wollte ich gar nichts damit zu tun haben. Ich hatte damals ein Mädchen in Armentieres, aber ich war in England und konnte nicht zu ihr, also dachte ich, die Landung sei eine gute Gelegenheit. Sie war ein munterer Bettgenosse, ungehemmt und immer bei der Sache und lernwillig ...«

»Während ihr zwei euren Junggesellenreminiszenzen nachhängt«, unterbrach Helena mit leichtem Vorwurf in der Stimme, »kann ich ja die Flugausrüstung fertigmachen.« Und sie stand auf und ging zum Faltkasten.

»Erzähl weiter, Rufo«, sagte ich.

»Nein«, sagte er mißmutig. »Sie mag es nicht. Ich habe es im Gespür. Du hast die verdammteste Wirkung auf sie, Oscar. Mit jeder Minute wird sie zimperlicher und damenhafter, und das ist überhaupt nicht ihre Art. Es kann nicht mehr lange dauern, bis sie ›Vogue‹ und ›Elle‹ abonniert, und dann kann kein Mensch sagen, wie weit es noch mit ihr kommen wird. Ich verstehe es nicht, es kann nicht an deinem Aussehen liegen. Das soll keine Beleidigung sein, keineswegs.«

»So habe ich es auch nicht aufgefaßt. Nun, du kannst mir die Geschichte ein anderes Mal erzählen. Wenn du dich dann noch erinnerst.«

»Ich werde sie nie vergessen«, sagte Rufo mit einem Anflug von Wehmut. »Aber Oscar, Seekrankheit ist noch nicht die Hälfte davon. Du glaubst, diese Wälder seien voller Bestien, und schlimmer könne es kaum kommen. Nun, da kann ich dich eines

Schlechteren belehren. Dieser Flug wird uns vom Regen in die Traufe bringen. Wo wir hinkommen, wimmelt es von Drachen.«

»Ich weiß.«

»Sie hat es dir bereits gesagt? Aber du mußt es selbst sehen, um es zu glauben. Die Wälder sind buchstäblich voll von ihnen. Große, kleine, und die halbwüchsigen Zweitonner, die ständig hungrig sind. Vielleicht findest du nichts dabei, weil du es noch nicht erlebt hast, aber ich habe keine Lust, mich von ihnen herumscheuchen und schließlich fressen zu lassen. Man sollte die ganze Gegend mit Gift besprühen; die Regierung sollte ein entsprechendes Gesetz beschließen.«

Helena war zurückgekehrt. »Nein, es sollte kein Gesetz beschlossen werden«, sagte sie fest. »Rufo, rede nicht von Dingen, die du nicht verstehst. Die Zerstörung des ökologischen Gleichgewichts ist der schlimmste Fehler, den eine Regierung machen kann.«

Rufo verstummte murrend. Ich sagte: »Helena, wozu sind Drachen gut? Kannst du mir das erklären?«

»Ich habe mich noch nie mit Studien über das natürliche Gleichgewicht auf Nevia beschäftigt, das ist nicht meine Verantwortung. Aber ich kann mir die Folgen vorstellen, die eine Ausrottung der Drachen haben würde. Und eine Ausrottung wäre möglich; die Leute hier haben eine Technologie, die nicht zu verachten ist. Diese Ratten und Schweine richten erhebliche Ernteschäden an. Ratten helfen mit, die Zahl der Wildschweine in Grenzen zu halten, weil sie Frischlinge fressen. Aber die Flurschäden der Ratten sind noch ernster als die der Wildschweine. Die Drachen grasen untertags in diesen Wäldern, wenn die bei Nacht aktiven Ratten in ihren Erdlöchern schlafen. Die Drachen und Wildschweine halten das Unterholz kurz und fressen das Laub von den tiefer hängenden Ästen. Aber Drachen wissen auch eine wohlschmeckende Ratte zu schätzen, und wenn ein Drache einen Rattenbau ausmacht, pustet er einen Flammenstoß hinein, der zwar nicht immer die alten Ratten tötet, weil die Baue zwei oder drei Ausgänge haben, aber meistens die Brut erledigt, die dann vom

Drachen ausgegraben und verzehrt wird. Es gibt eine alte Übereinkunft, die schon fast zu einem Vertrag geworden ist und darauf hinausläuft, daß die Menschen die Drachen in Ruhe lassen, solange diese in ihrem eigenen Gebiet bleiben und die Zahl der Ratten dezimieren.«

»Aber warum tötet man nicht die Ratten und rottet dann die Drachen aus?«

»Damit die Wildschweine überhandnehmen? Bitte, mein lieber Mann, ich weiß nicht alle Antworten in dieser Angelegenheit; ich weiß nur, daß die Störung des natürlichen Gleichgewichts eine Sache ist, an die man mit sehr viel Vorsicht und Behutsamkeit und möglichst mit einem sehr vielseitigen Computer herangehen sollte. Die Nevianer scheinen es zufrieden zu sein und stören die Drachen nicht.«

»Wie es aussieht, werden wir sie stören. Ist das nicht ein Vertragsbruch?«

»Es ist kein richtiger Vertrag, es ist Volksweisheit bei den Einwohnern Nevias und Instinkt oder konditionierter Reflex bei den Drachen. Und wir werden keine Drachen beunruhigen, wenn wir es vermeiden können. Hast du mit Rufo die Taktik diskutiert? Wenn wir hinkommen, wird keine Zeit sein.«

Also beriet ich mit Rufo, wie man Drachen tötet, während Helena den Faltkasten packte und ihre Vorbereitungen beendete. »Also los«, sagte Rufo trübe. »Alles ist besser als wie eine geöffnete Auster dazusitzen und zu warten, daß man gegessen wird. Und es ist würdiger. Ich bin ein besserer Bogenschütze als du, darum bleibe ich hinten.«

Rufo hängte sich den Faltkasten über die Schulter. Helena befestigte Sockenhalter oder Strumpfbänder über unseren Knien, dann mußten wir uns in Zielrichtung auf den Felsen setzen.

»Den Eichenpfeil, Rufo«, sagte sie.

»Helena«, sagte ich, »hast du das Rezept vielleicht aus dem Buch von Albertus Magnus?«

»Meins ist ähnlich«, erwiderte sie, »aber verlässlicher. Wenn ich jetzt um Ruhe bitten dürfte – ich muß mich auf meine Hexerei konzentrieren. Lege den Pfeil so hin, daß er möglichst genau auf das Tor zeigt.«

Ich tat es.

»Ist das die genaue Richtung?« fragte sie.

»Wenn die Karte, die du mir gezeigt hast, richtig gezeichnet ist, müßte die Richtung stimmen.«

»Wie weit ist der Drachenwald von hier entfernt?«

»Hör zu, mein Schatz, warum fliegen wir nicht direkt zum Tor und lassen die Drachen in Ruhe, wenn wir schon durch die Luft gehen?«

»Ich wünschte, wir könnten es«, sagte sie geduldig. »Aber der Wald ist so dicht, daß wir nicht durch die verflochtenen Baumkronen kämen. Außerdem leben hoch oben in diesen Bäumen Wesen, die noch schlimmer sind als die Drachen. Sie wachsen...«

»Bitte«, sagte Rufo. »Ich bin schon jetzt höhenkrank, und wir sind noch nicht in der Luft.«

»Gut«, sagte Helena. »Ich werde dir später davon erzählen, Oscar, wenn du es dann noch wissen willst. Auf jeden Fall dürfen wir keine Begegnung mit diesen Dingen riskieren; sie bleiben in der Höhe, außer Reichweite der Drachen. Wie weit ist es bis zum Wald?«

»Hm. Zwölfeinhalb Kilometer nach der Karte, und dann noch drei Kilometer durch den Wald zu der Höhle, wo das Tor ist.«

»Gut. Legt eure Arme fest um meine Mitte, und haltet so engen Körperkontakt wie möglich; es muß auf uns alle in gleicher Weise wirken.«

Rufo und ich legten unsere Arme um sie und verschränkten die Finger über ihrem Bauch. »So ist es gut. Haltet fest, ja?« Helena schrieb Zahlen und Formeln auf den Felsen neben den Pfeil.

Der Pfeil segelte in die Nacht davon, und wir mit ihm.

Ich weiß nicht, wie ich vermeiden sollte, diesen Vorgang Magie zu nennen. Ich verstand es selber nicht, genauso wenig wie ich erklären kann, warum ich mich nicht verlaufen kann. Ich finde es einfach unverständlich, daß andere Leute es können.

Wenn ich im Traum fliege, tue ich das auf zweierlei Weise: Das eine ist ein Vogelflug, und ich kreise und stoße herab und ziehe wieder hoch; das andere ist ein Dahinsegeln, wobei ich wie der kleine Prinz mit gekreuzten Beinen in der Luft sitze und mich durch die reine Kraft der Persönlichkeit fortbewege.

Die letztere Methode war die, derer wir uns bedienten. Wir segelten dahin wie auf einem fliegenden Teppich, nur taten wir es ohne diesen. Es war eine schöne Nacht zum Fliegen (alle Nächte in Nevia sind schön; während der Regenzeit regnet es kurz vor Morgengrauen, sagte man mir), und der größere Mond versilberte das Land unter uns mit seinem Schein. Schwarz standen die Wälder in der Ferne, dicht und hoch und unberührt.

Wir waren noch keine zwei Minuten in der Luft, als Rufo sagte: »Verzeihung!« Damit drehte er den Kopf zur Seite und übergab sich in hohem Bogen. Das war der einzige Zwischenfall während eines sonst perfekten Fluges.

Kurz bevor das ununterbrochene Waldgebiet begann, sagte Helena: »Amech!« Wir blieben wie ein Hubschrauber in der Luft stehen und gingen dann langsam zur Landung auf unseren drei Hintern nieder. Der Pfeil ruhte vor uns auf dem Grund, wieder ein totes Stück Holz und nichts sonst. Rufo steckte ihn in seinen Köcher zurück.

»Wie fühlst du dich?« fragte ich ihn. »Was macht das Bein?«

Er schluckte. »Das Bein ist gut. Wie ich mich fühle? Zum Kotzen.«

»Still!« zischte Helena. »Es wird ihm gleich besser gehen. Aber seid still, es geht um unser Leben!«

Wir brachen auf, ich mit gezogenem Schwert voran, Helena in der Mitte, und Rufo mit aufgelegtem Pfeil am Schluß.

Der Wechsel vom silbrigen Mondlicht in die tiefe Schwärze des Waldgrundes machte mich blind, und ich schob mich vorwärts, tastete nach Baumstämmen und betete, daß ich nicht etwa aus Versehen einen Drachen anrampelte, der auf dem Weg schlief, den mein Orientierungssinn mir wies. Man hatte mir versichert, daß die Drachen nachts schliefen, aber ich hatte kein Vertrauen zu Drachen und ihren Lebensgewohnheiten. Vielleicht standen die Junggesellen Wache, so wie es die alten Pavianmännchen tun.

Einmal stoppte mich meine Nase, als eine ranzige Moschusbrise mich anwehte. Ich wartete und wurde mir allmählich eines Umrisses von der Größe eines Immobilienbüros bewußt – ein Drache, der mit seinem Kopf auf dem Schwanz schlief. Ich führte die zwei in weitem Bogen um das unheimliche Hindernis, vermied jedes Geräusch und hoffte, daß mein Herz nicht so laut war, wie es in mir klang.

Meine Augen hatten sich nun der Finsternis angepaßt und nutzten jeden vereinzelt Strahl weißen Mondscheins, der durch das Blätterdach sickerte. Und sie nahmen noch etwas anderes wahr. Der Boden war moosig und schwach phosphoreszierend, so wie man es manchmal bei verrottenden Baumstämmen antrifft. Sehr wenig nur, aber es wirkte wie eine Dunkelkammerbeleuchtung, vollkommene Finsternis, wenn man hineinkommt, später aber hell genug, um einzelne Gegenstände klar auszumachen. Ich konnte jetzt die Bäume und den Boden sehen – und Drachen.

Zuvor hatte ich gedacht: Was ist schon ein Dutzend Drachen in einem großen Wald? Wahrscheinlich werden wir gar keinen sehen. Auch bei uns kann man lange Tage durch einen wildreichen Wald laufen, bis man einen Hirsch sieht.

Der Mann, der die Campingplatz-Konzession für diesen Wald bekommt, wird bald ein Vermögen gemacht haben, wenn er sich eine Methode ausdenkt, die Drachen zum Zählen zu bewegen. Nachdem wir sehen konnten, waren wir niemals außer Sichtweite von einem oder sogar mehreren.

Natürlich waren es keine Drachen. Nein, diese waren häßlicher. Es waren Saurier, und sie erinnerten mich an eine Nachbildung des

Tyrannosaurus, die ich mal gesehen hatte – ein großes Hinterteil und schwere Hinterbeine, ein mächtiger Schwanz, und viel kleinere Vorderbeine, die weniger zum Gehen als zum Ergreifen der Beute bestimmt zu sein schienen. Der Kopf saß auf einem sehr langen Hals und bestand zu einem guten Teil aus Zähnen. Sie waren Allesfresser, während ich gelesen hatte, daß der Tyrannosaurus nur Fleisch fraß. Aber dies war nur ein geringer Trost, denn diese Drachen fraßen ebenfalls Fleisch, wenn sie es kriegen konnten; sie zogen es vor. Außerdem hatten sie die erstaunliche Fähigkeit entwickelt, ihre eigenen Verdauungsabgase zu verbrennen.

Einmal leuchtete weitab zu unserer Linken ein gewaltiger Feuerstrahl auf, begleitet von einem bellenden Grunzen wie von einem sehr alten Alligator. Der Lichtschein dauerte mehrere Sekunden an, dann erlosch er. Wir gingen weiter, aber ich verlangsamte das Marschtempo, nachdem der Lichtschein erloschen war, denn er hatte genügt, um unsere Nachtblindheit für eine halbe Minute wiederherzustellen.

Ich bin allergisch gegen Drachen – buchstäblich, nicht nur aus Angst. Allergisch in der Art, wie der arme alte Rufo allergisch gegen Dramamine ist.

Meine Augen begannen zu tränen, sobald wir in diesem Wald waren, meine Nasenschleimhäute wurden gereizt, und bevor wir einen Kilometer gegangen waren, rieb ich meine Oberlippe mit der linken Faust, um ein Niesen durch Schmerzen zu ersticken. Schließlich half auch das nicht mehr, und ich stieß zwei Finger in die Nasenlöcher und biß auf meine Lippen, und die eingeschlossene Explosion brachte beinahe meine Trommelfelle zum Platzen. Das passierte, als wir gerade das Südende eines Kolosses umgingen, der wie ein Fernlaster mit Anhänger quer zu unserer Marschrichtung lag. Ich blieb stehen, und sie blieben stehen, und wir warteten. Das Monstrum wachte nicht auf.

Als ich weitergehen wollte, hielt meine Angetraute mich am Arm zurück. Sie suchte in ihrer Arznetasche, fand etwas, rieb es

unter meine Nase und in die Nasenlöcher. Dann bedeutete sie mir mit einem sanften Stoß, daß wir weitergehen könnten.

Zuerst kam ein kaltes Brennen in meine Nase, dann wurde sie gefühllos, und nach kurzer Zeit war ich vom Juckreiz befreit.

Nach mehr als einer Stunde dieses nervenaufreibenden Schleichens durch hohen, dunklen Wald und an schlafenden Riesenechsen vorbei glaubte ich unserem Ziel nahe zu sein. Die Höhle mit dem Tor konnte nur noch ein paar hundert Meter entfernt sein, und ein Stück voraus stieg der Boden an. Dort irgendwo mußte der Höhleneingang liegen – und nur ein Drache war uns im Weg, und das nicht in direkter Linie.

Ich eilte vorwärts.

Da war dieser kleine Bursche, nicht größer als ein Känguruh und von ungefähr ähnlicher Form, wenn man von den fünf Zentimeter langen Milchzähnen absah. Vielleicht war er so jung, daß er nachts aufwachen und aufs Töpfchen gehen mußte, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich an einem Baum vorbeiging, hinter dem er war, und aus Versehen und ohne es zu ahnen auf seinen Schwanz trat. Er quietschte.

Das war verständlich. Aber sofort wachte der erwachsene Drache zwischen uns und der Höhle auf. Er war nicht sehr groß – vielleicht mit Schwanz zwölf Meter lang.

Der gute alte Rufo handelte augenblicklich, als ob er den Auftritt seit Tagen geübt hätte, rannte mit schußbereitem Bogen zum Hinterende des Kolosses und schrie: »Bring seinen Schwanz hoch!«

Ich rannte zum Kopfende und versuchte das Monstrum durch Gebrüll und Gefuchtel mit dem Schwert herauszufordern, während ich überlegte, wie weit der Flammenwerfer reichen mochte. Es gibt nur vier Stellen, wo man einen Pfeil in einen nebianischen Drachen schießen kann; der Rest ist gepanzert wie ein indisches Nashorn, nur dicker. Diese vier Stellen sind sein Maul (wenn offen), seine Augen (ein schwieriges Ziel; sie sind klein) und jene Stelle direkt unter seinem Schwanz, wo jedes Tier verwundbar ist.

Meine Idee war, daß der nicht allzu intelligente Drache seine Koordination und Übersicht verlieren würde, wenn er sich vorn und hinten gleichzeitig auf das Unerträglichste belästigt fühlte. Darauf könnten wir ihn beschießen, bis er kampfunfähig wäre oder genug hätte und sich davonmachte. Aber ich mußte seinen Schwanz hochbringen, damit Rufo schießen konnte. Diese Echsen, auch darin dem Tyrannosaurus nicht unähnlich, griffen mit aufgerichtetem Kopf und Oberkörper an und balancierten diese Masse durch Heben des Schwanzes aus.

Der Drache schwenkte seinen Kopf hin und her, und ich versuchte mich im Gegentakt zu bewegen, um nicht in der Zielrichtung zu sein, wenn er Flammen spuckte – als ich plötzlich einen ersten Methanhauch ins Gesicht bekam und mich so schnell zurückzog, daß ich rückwärts gegen das Baby rannte, dem ich zuvor auf den Schwanz getreten war, auf meinen Schultern landete und mich überrollte. Das rettete mich. Diese Flammen schießen ungefähr sieben Meter weit. Der erwachsene Drache hatte sich aufgerichtet und hätte mich immer noch braten können, aber sein Junges war zwischen uns, und er ließ es nicht zu einem vollen Gasausbruch kommen.

In den Chemiebüchern heißt es, daß »reines Methan ein farbloses und geruchloses Gas« ist. Was aus dem Verdauungstrakt dieses Sauriers kam, war nicht rein; es war so befrachtet mit Keton und Aldehyden, daß es wie eine ungechlorte Latrinengrube roch.

Rufo schrie: »Getroffen!«, und im gleichen Augenblick nahm der Koloß einen Ausdruck deutlicher Verwirrung an, öffnete wiederum sein Maul, ohne Flammen zu spucken, und versuchte sein Hinterteil mit beiden Vordergliedmaßen zu erreichen. Das konnte er nicht, die Vorderbeine waren viel zu kurz, aber er versuchte es. Ich hatte mein Schwert eingesteckt, als ich die Länge der Flammen gesehen hatte. Nun hielt ich den Bogen und hatte Zeit, einen Pfeil in den Saurierrachen zu schießen, in die linke Mandel, vielleicht.

Diese Botschaft kam schneller durch. Mit einem Wutschrei, der den Boden erzittern ließ, stürzte der Gigant auf mich los und

rülpste einen Feuerstrahl in meine Richtung – und Rufo schrie: »Dritter Treffer!«

Ich konnte ihm nicht gratulieren; diese Biester sind schnell für ihre Größe. Aber ich bin auch schnell und hatte mehr Anfeuerung. Ein so großes Ding kann seine Richtung nicht rasch ändern, aber es kann den Kopf drehen, und mit ihm die Flammen. Ich bekam meine Hosen angesengt und bewegte mich noch schneller.

Helena zielte sorgfältig und schoß einen Pfeil in die andere Mandel, während ich den Feuerstößen auszuweichen suchte. Darauf bemühte sich das arme Ding so angestrengt, uns beide gleichzeitig anzunehmen, daß es sein Gleichgewicht verlor und auf die Seite fiel, was ein kleines Erdbeben auslöste. Rufo schickte einen weiteren Pfeil in den Darmausgang, und Helena brachte es fertig, mit ihrem zweiten Pfeil die Zunge des Sauriers zu durchbohren und an den Gaumen zu nageln.

Der Koloß zog sich zu einem Ball zusammen, kam auf die Füße, richtete sich auf und versuchte mich mit einem neuen Flammenstoß zur Strecke zu bringen. Ich konnte sehen, daß er mich nicht mochte.

Und die Flamme ging aus.

Das war etwas, auf das ich gehofft hatte. Ein richtiger Drache, mit Burgen und gefangenen Prinzessinnen, hat so viel Feuer, wie er braucht. Aber diese Kreaturen fermentierten ihr eigenes Methan und konnten keinen allzu großen Reservetank haben, vom Druck ganz zu schweigen – hoffte ich. Wenn wir diesen Freund dazu bringen konnten, all seine Munition in kurzer Zeit aufzubrauchen, mußte eine Pause eintreten, bis er seinen Vorrat ergänzen konnte.

Unterdessen verfolgten Helena und Rufo unbeirrt ihre Nadelkissentaktik. Der Drache gab sich mächtig viel Mühe, wieder Feuer zu machen, während ich auf die andere Seite rannte und versuchte, das quietschende Drachenbaby zwischen mir und dem großen zu halten. Dieser verhielt sich wie ein fast leeres Gasfeuerzeug; die Flamme flackerte jämmerliche zwei Meter heraus und erlosch. Aber der Drache strengte sich so an, mich mit

diesem letzten Flackern zu erwischen, daß er wieder aus dem Gleichgewicht kam und fiel.

Ich verließ mich darauf, daß er eine Sekunde oder zwei unbeholfen liegenbleiben würde, wie ein Mann, der hart angerempelt worden ist, rannte hin und steckte mein Schwert in sein rechtes Auge.

Er reagierte mit einem gewaltigen, krampfartigen Zucken und gab auf.

Ein glücklicher Stoß. Es heißt, die großen Saurier hätten Gehirne von Kastaniengröße gehabt. Geben wir diesem Drachen den Kredit, daß sein Gehirn so groß wie eine Zuckermelone war – es bleibt immer noch eine gute Portion Glück dabei, wenn man durch eine Augenhöhle stößt und direkt ins Gehirn trifft. Nichts von dem, was wir ihm bis dahin angetan hatten, war mehr als ein Nadelstich für ihn gewesen. Aber er starb an diesem einen Schwertstich. Sankt Michael und Sankt Georg mußten meine Klinge geführt haben.

Und Rufo schrie: »Oscar! Wir hauen ab! Schnell!«

Mehrere Drachen, vom Kampfgetöse aus dem Schlaf geschreckt, kamen gerannt. Mir war zumute wie bei der Grundausbildung, wo man ein Schützenloch graben, hineinkriechen und sich von einem Panzer überrollen lassen muß.

»Hier entlang!« brüllte ich. »Rufo! Diese Richtung, nicht die andere! Helena!«

Rufo schwenkte herum, und wir liefen, was wir konnten. Ich sah die Höhlenöffnung, schwarz wie die Sünde und einladend wie die Arme einer Mutter. Helena blieb zurück; ich stieß sie hinein, und Rufo stolperte ihr nach, und ich machte kehrt, um die Dame meines Herzens gegen weitere Drachen zu verteidigen. Aber sie schrie: »Oscar! Hinein, du Idiot! Ich muß die Schutzanlage setzen!«

Also verdrückte ich mich schnell ins Höhleninnere, und ich schimpfte sie auch nicht, weil sie ihren Ehemann einen Idioten genannt hatte.

Der kleinste Drache folgte uns zur Höhle, nicht kriegerisch (obwohl ich kein Vertrauen zu irgend etwas habe, das mit Zähnen dieses Formats aufwartet), sondern mehr instinktiv, so wie ein Entenküken jedem folgt, der vorangeht. Er versuchte nach uns hineinzugehen und zog plötzlich den Kopf zurück, als seine Schnauze den unsichtbaren Elektrozaun berührte. Dann blieb er draußen stehen und machte jämmerliche Geräusche.

Ich begann mich zu fragen, ob Helenas Schutzvorrichtung Flammen aufhalten konnte. Gleich darauf hatte ich meine Antwort, als ein alter Drache eintraf, seinen Kopf in die Öffnung steckte, ihn indigniert zurückzog, uns bäugte und seinen Flammenwerfer einschaltete.

Nein, der Schutz half nicht gegen Flammen.

Wir waren weit genug im Innern, daß wir nicht versengt wurden, aber Rauch, Gestank und Hitze waren fürchterlich und auf die Dauer nicht weniger tödlich.

Ein Pfeil zischte an meinem Kopf vorbei, und der Drache verlor das Interesse an uns. Er wurde von einem anderen abgelöst, der nicht überzeugt war. Rufo überzeugte ihn, bevor er Zeit hatte, seine Lötlampe anzuzünden. Die Luft klärte sich; ein leichter Zug aus dem Innern der Höhle befreite uns von Qualm und Kloakengeruch.

Mittlerweile hatte Helena eine Laterne angezündet. Die Drachen hielten vor der Höhle eine Protestversammlung ab. Ich blickte hinter mich. Ein niedriger, schmaler Höhlengang führte abwärts. Helena und Rufo berieten mit leisen Stimmen. Ich kümmerte mich nicht um sie, denn in der Höhlenöffnung erschien ein neues Untersuchungskomitee.

Ich traf den Vorsitzenden in seine weiche Zunge, bevor er rülpsen konnte. Sein Stellvertreter sprang ein und konnte eine kurze Bemerkung von ungefähr fünf Metern Länge anbringen, bevor auch er anderen Sinnes wurde. Das Komitee zog sich zurück

und schloß sich der Protestversammlung an, die laut grunzend ihr Mißfallen ausdrückte.

Der junge Drache blieb die ganze Zeit in der Nähe. Als die Erwachsenen sich zurückgezogen hatten, kam er wieder zum Eingang und blieb kurz vor der Stelle stehen, wo er sich letztesmal die Nase verbrannt hatte. »Koo-werp?« sagte er klagend. »Koo-werp? Kiit!« Offenbar wollte er eingelassen werden.

Helena berührte meinen Arm. »Wenn es dir recht ist, gehen wir. Wir sind fertig.«

»Kiiit!«

»Sofort«, stimmte ich zu, dann schrie ich zurück: »Hau ab, Junge! Geh zu deiner Mama.«

Rufo kam zu mir und schaute hinaus. »Wahrscheinlich kann er nicht«, meinte er. »Ich vermute, das war seine Mama, die wir ruiniert haben.«

Ich antwortete nicht, weil er vermutlich recht hatte; der erwachsene Drache, den wir erledigt hatten, war sofort erwacht, als ich dem Jungen auf den Schwanz getreten war. Das hatte wie Mutterinstinkt ausgesehen, wenn Drachen Muttergefühle kennen; ich habe keine Ahnung.

Aber es ist eine höllische Sache, wenn man nicht mal einen Drachen töten und hinterher ein gutes Gefühl haben kann.

Wir folgten dem Höhlengang ins Innere des Hügels und schlängelten uns an bizarren Tropfsteingebilden vorbei. Rufo führte uns an, die Laterne in der erhobenen Hand. Wir kamen in einen kuppelförmigen Raum mit einem Boden aus glasigglatten Ablagerungen. Stalaktiten tropften von der Decke. Rufo stellte seine Laterne in eine Ecke, von wo sie den größten Teil der Höhle erhellte, dann zeigte er mir Spinnweben zwischen den Stalaktiten. »Die Spinnen hier sind harmlos«, erklärte er. »Nur dick und häßlich. Sie beißen nicht mal wie Spinnen. Aber paß auf, wo du deine Füße hinsetzt!« Er zog mich zurück. »Diese Dinger sind schon bei der leisesten Berührung giftig. Blindwürmer. Deshalb

brauchten wir so lange. Wir mußten sichergehen, daß die Höhle einigermaßen sauber ist. Aber hier sind noch ein paar.«

Die sogenannten Blindwürmer waren durchscheinend weißlich und schleimig-weich und hatten die Länge ausgewachsener Ringelnattern. Rufo ging suchend durch die Höhlenkammer, spießte drei oder vier auf sein Schwert und trug sie durch den Eingang hinaus.

Er kam bald zurück und begann seine Klinge zu säubern. »So ist es besser«, bemerkte er. »Ich will ihr Parfüm nicht riechen. Sie verwesen sehr rasch und riechen dann wie frische Häute. Oder Kopra. Habe ich dir schon mal gesagt, daß ich als Koch auf einem Kopraschoner zwischen Sydney und Rarotonga gefahren bin? Wir hatten einen Kapitän, der sich nie wusch und einen Pinguin in seiner Kajüte hielt. Ein Pinguinweibchen, natürlich. Dieser Vogel war nicht reinlicher als er und pflegte ...«

»Rufo«, sagte Helena, »Hilfst du mir mit dem Gepäck?«

»Ja! Ich komme schon.«

Wir nahmen Essen, Schlafmatten, Pfeile und einige Dinge aus dem Faltkasten, die Helena für ihre Hexenkünste oder was auch immer benötigte, und dann holte Rufo einige Feldflaschen heraus. Helena hatte mir schon früher einmal gesagt, daß Karth-Hokesh eine Welt sei, wo die lokale Biochemie sich nicht mit menschlichem Leben vertrage. Alles, was wir essen oder trinken wollten, mußten wir mitbringen.

Ich beäugte die Ein-Liter-Feldflaschen mit Mißvergnügen. »Glaubst du nicht, daß wir zu knapp mit Proviant und Wasser versorgt sind?«

Sie schüttelte ihren Kopf. »Mehr werden wir nicht brauchen.«

»Lindbergh wollte den Atlantik mit einem Butterbrot als Proviant überfliegen«, warf Rufo ein. »Aber ich drängte ihn, mehr mitzunehmen.«

»Woher weißt du, daß wir nicht mehr brauchen werden?« beharrte ich. »Besonders Wasser? Mit einem Liter pro Kopf werden wir nicht weit kommen.«

»Ich werde meine Feldflasche mit Cognac füllen«, sagte Rufo.
»Ihr teilt mit mir, ich teile mit euch.«

»Mein lieber Oscar, Wasser ist schwer«, antwortete Helena.
»Wenn wir uns mit allem behängen wollten, was wir in einem Notfall brauchen, wären wir so beladen, daß wir nicht mehr kämpfen könnten. Es wird schon Mühe genug machen, drei Menschen, Waffen und ein Minimum an Kleidung durch das Tor zu bringen. Lebende Körper sind am einfachsten. Ich kann von euch beiden Energie einsetzen. Gegenstände aus Material, das früher einmal belebt war, sind ebenfalls ziemlich leicht durchzubringen; du wirst bemerkt haben, daß unsere Kleider aus Wolle sind, unsere Bogen aus Holz und die Sehnen aus Darm. Gegenstände aus unbelebter Materie sind am schwierigsten, besonders Stahl, doch wir müssen Schwerter haben, und wenn wir noch Feuerwaffen hätten, würde ich mich bis zum Äußersten anstrengen, sie mitzunehmen, denn nun werden wir sie brauchen. Aber ich sage dir das nur zu deiner Information. Du mußt entscheiden. Wenn nötig, kann ich außer den Schwertern noch zwanzig bis dreißig Pfund toter Materie mitnehmen. Wähle aus, was dein Genius dir sagt.«

»Mein Genius ist angeln gegangen. Aber es gibt eine einfache Antwort, mein Liebling. Nimm alles mit.«

»Wie bitte?«

»Jocko hat uns mit einer halben Tonne Lebensmitteln, einem Hektoliter Wein und etwas Wasser ausgerüstet. Obendrein hat er uns mit einem Sortiment von Mordwerkzeugen, Panzerungen und anderen Dingen versorgt. In diesem Faltkasten ist genug, um eine Belagerung zu überstehen, und das Schöne an ihm ist, daß er nur fünfzehn Pfund wiegt, wenn er gepackt ist – weniger als das Gewicht, das du mit einiger Anstrengung durch das Tor nach Karth-Hokesh bringen könntest. Die fünfzehn Pfund behindern mich nicht; ich werde sie kaum spüren.«

Helenas Gesicht nahm den Ausdruck einer Mutter an, deren Kind gerade auf den Schwindel mit dem Storch gekommen ist, und die sich nun überlegt, wie sie ein schwieriges Thema angehen soll.

»Mein lieber Mann, die Masse ist viel zu groß. Ich bezweifle, daß irgendeine Hexe oder irgendein Zauberer sie ohne Hilfe bewegen könnte.«

»Aber zusammengefaltet?«

»Das verändert sie nicht, Oscar; die Masse ist trotzdem da. Stell dir eine kräftige Stahlfeder vor, ganz eng und klein zusammengeschoben, so daß viel Energie in ihr gespeichert ist. Es erfordert enorme Kräfte, einen Faltkasten in seiner kompakten Form durch eine Transition zu bringen, oder er explodiert.«

Ich erinnerte mich an den Schlammgeiser, der uns durchnäßt hatte, und verzichtete auf weiteres Argumentieren. »Na schön, du mußt es wissen. Aber eine Frage: Wenn die Masse immer da ist, warum wiegt sie so wenig, wenn der Kasten zusammengefaltet ist?«

Helena bekam wieder diesen Gesichtsausdruck. »Du mußt entschuldigen, aber wir haben nicht dieselbe Sprache – die mathematische Sprache –, die mir eine Antwort erlauben würde. Bisher, meine ich; ich verspreche dir eine Gelegenheit, sie zu studieren, wenn du es wünschst. Einstweilen könntest du dir das Phänomen als eine kontrollierte Raumverkrümmung vorstellen. Oder du stellst dir die Masse so weit entfernt – in einer neuen Richtung – von den Seiten des Faltkastens vor, daß die lokale Schwerkraft kaum eine Rolle spielt.«

Ich konnte mir das nicht gut vorstellen, aber es gibt eben Dinge, sagte ich mir, die sich nicht in ein paar mühelosen Stunden erlernen lassen und auch nicht für die Masse popularisiert werden können; sie erfordern jahrelangen Hirnschweiß.

Trotzdem war ich immer noch neugierig. »Helena, gibt es eine Möglichkeit, mir zu erklären, warum einige Dinge leichter durch das Tor zu bringen sind als andere? Warum beispielsweise ist es mit Holz einfacher als mit Eisen?«

Sie machte eine klägliche Miene. »Nein, weil ich es selber nicht weiß. Magie ist keine Wissenschaft, es ist eine Sammlung von

Erfahrungen und Methoden, etwas zu machen. Es sind Methoden, die wirksam sind, aber oft wissen wir nicht, warum.«

Sie nahm einen Skizzenblock aus ihrem Gepäck und zeigte mir, was sie von dem großen Turm wußte, aus dem wir das Ei des Phönix zu stehlen hatten. Dieser Skizzenblock schien ein großer Würfel aus Plexiglas zu sein, und er fühlte sich auch so an.

Aber sie hatte einen langen Anzeigestab, der hineinsank, als ob der Würfel aus Luft wäre. Mit der Spitze dieses Stabes konnte sie in drei Dimensionen zeichnen; sie hinterließ eine dünne, leuchtende Linie, wo immer Helena sie haben wollte – eine dreidimensionale Tafel.

Dies war keine Magie; es war fortgeschrittene Technologie. Der Würfel hatte etwa sechzig Zentimeter Kantenlänge, und die dreidimensionale Skizze im Innern konnte von jedem Winkel aus betrachtet werden, sogar von unten.

Der Turm, wie sie ihn zeichnete, war kein Turm, sondern ein massiger Klotz, dessen oberer Teil treppenähnlich zurückgestuft war.

Sein Inneres war ein Labyrinth.

»Als wir Nizza verließen«, sagte Helena entschuldigend, »hatte ich eine fertige Skizze des Turms im Gepäck. Jetzt muß ich aus dem Gedächtnis arbeiten. Immerhin hatte ich die Zeichnung so lange und so genau studiert, daß ich sie richtig wiedergeben kann, wenn auch die Proportionen nicht ganz stimmen. Die richtigen Wege, die zum Ei führen, sind mir klar, es ist aber möglich, daß die Irrwege und Sackgassen in dieser Zeichnung lückenhaft bleiben. Ich habe sie nicht so genau studiert.«

»Das wird nicht so wichtig sein«, versicherte ich ihr. »Wenn ich die richtigen Wege weiß, sind alle, die ich nicht kenne, notwendigerweise Irrwege, die uns ohnehin nicht nützen können, außer als Versteck.«

Sie zeichnete die richtigen Wege mit leuchtend roten Linien, die Irrwege mit grünen, und als sie fertig war, gab es weitaus mehr grüne als rote Linien in dem Würfel. Der Architekt dieses Turms

mußte einen verdrehten Verstand gehabt haben. Was der Haupteingang zu sein schien, führte hinein, aufwärts, verzweigte sich und lief wieder zusammen, führte nahe an der Kammer des Eies vorbei und führte dann auf verzwickten Umwegen wieder abwärts und entließ einen, wo man hineingegangen war.

Andere Routen führten einen in Labyrinth, aus denen man nicht wieder herausfand, indem man etwa der linken Wand folgte, oder was dergleichen Tricks sind. Selbst die rot markierten Routen waren außerordentlich kompliziert. Wenn man nicht wußte, wo das Ei verwahrt wurde, konnte man auf dem richtigen Weg hineingehen und die nächsten Monate mit fruchtloser Suche verbringen.

»Helena, warst du schon mal in dem Turm?«

»Nein. Ich war in Karth-Hokesh, aber weit hinten in den Grottenhügeln. Ich habe den Turm nur aus großer Entfernung gesehen.«

»Jemand muß darin gewesen sein. Sicherlich haben deine – deine Gegenspieler dir keinen Lageplan zugeschickt.«

»Dreiundsechzig tapfere Männer sind gestorben«, sagte sie nüchtern, »um die Informationen zu erhalten, die ich dir jetzt gebe.«

Ich war also der vierundsechzigste! Als ich meinen Schock überwunden hatte, sagte ich: »Gibt es eine Möglichkeit, nur die roten Linien zu studieren?«

»Sicher.« Sie berührte einen Knopf, und die grünen Linien verblaßten. Die rot bezeichneten Zugangswege gingen von drei Öffnungen aus, einer Tür und zwei Fenstern.

Ich zeigte auf die unterste Ebene. »Dies ist die einzige von dreißig oder vierzig Türen, die zum Ei führt?«

»Das ist richtig.«

»Dann werden sie genau hinter dieser Tür warten, um uns die Schädel einzuschlagen.«

»Das ist wohl anzunehmen.«

»Hmm.« Ich wandte mich an Rufo. »Rufo, haben wir in dem Plunder eine lange, leichte und feste Leine?«

Rufo nickte. »Eine Art schwerer Angelschnur; Reißfestigkeit um fünfzehnhundert Pfund.«

»Großartig!«

»Ich dachte mir, daß wir so etwas brauchen könnten. Sind tausend Meter genug?«

»Ja. Haben wir auch noch etwas Leichteres?«

»Ein paar hundert Meter seidene Angelschnur für Forellen.«

In einer Stunde hatten wir alle Vorbereitungen getroffen, und ich hatte mir das Labyrinth so fest ins Gedächtnis eingeprägt wie das Alphabet. »Helena, von mir aus kann es losgehen.«

»Noch nicht.«

»Warum nicht? Je eher wir anfangen, desto besser.«

»Weil ich nicht kann, mein Lieber. Diese Tore sind nicht immer offen. Dieses hier wird sich in etwa sieben Stunden für ein paar Minuten öffnen.«

Ich hatte einen ungemütlichen Gedanken. »Wenn die Leute, denen wir das Ei abjagen wollen, davon wissen, werden sie uns einen auf den Kopf geben, sobald wir herauskommen.«

»Ich hoffe nicht. Eher werden sie erwarten, daß wir aus den Grottenhügeln kommen, weil sie wissen, daß wir irgendwo dort ein Tor haben. Tatsächlich ist das der Weg, den wir nehmen wollten. Dieses Tor dagegen, selbst wenn sie es kennen, ist für uns so ungünstig gelegen, daß sie nicht erwarten, wir könnten es benutzen.«

»Du ermutigst mich immer mehr. Hast du auch daran gedacht, mir zu sagen, womit ich rechnen kann? Mit Panzern? Artillerie? Großen grünen Männern mit haarigen Ohren?«

Sie blickte bekümmert drein. »Was ich auch sagen könnte, es würde dich irreführen. Wir können annehmen, daß ihre Truppen eher Konstruktionen und Roboter statt wirklich lebendige Menschen sein werden ... was bedeutet, daß sie in jeder Form

auftreten können. Auch könnte alles Täuschung sein. Habe ich dir von der Schwerkraft erzählt?«

»Ich glaube nicht.«

»Vergib mir, ich bin müde, mein Geist ist nicht scharf. Die Schwerkraft ist veränderlich und wechselt zuweilen sprunghaft. Eine ebene Strecke erweckt den Anschein, daß es abwärts gehe, dann auf einmal steil aufwärts. Und es gibt noch eine Menge anderer Dinge und Erscheinungen, die Sinnestäuschungen sein können.«

Rufo sagte: »Oscar, wenn es sich bewegt, schieß darauf. Wenn es spricht, schneide ihm die Kehle durch. Das beseitigt die meisten Unklarheiten, ob du es mit wirklichen Gegnern oder mit Sinnestäuschungen zu tun hast. Du brauchst kein Programm und keine Rücksichten; es gibt nur uns und alle die anderen. Im Zweifel sofort schießen. Nicht lange schwitzen.«

Ich grinste ihm zu. »Nicht lange schwitzen. In Ordnung, wenn wir ankommen, können wir uns immer noch Sorgen machen.«

»Eine gute Idee«, sekundierte Helena. »Es würde uns allen guttun, wenn wir noch ein paar Stunden schliefen.«

Etwas in ihrer Stimme hatte sich verändert. Ich schaute sie an, und auch ihr Aussehen war auf eine feine, unbestimmte Weise verändert. Sie schien kleiner zu sein, weicher und mehr weiblich, anders als die Amazone, die vor weniger als zwei Stunden Pfeile in einen feuerspeienden Koloß geschossen hatte.

»Ja, eine gute Idee«, sagte ich und blickte umher. Während Helena den Turm gezeichnet hatte, war Rufo nicht müßig gewesen. Ich sah jetzt, daß er wieder eingepackt hatte, was wir nicht mitnehmen konnten, und daß er zwei Lagerstätten hergerichtet hatte – eine an der Seite der Höhle, und die andere, doppelt so breite, so weit wie möglich von der ersten entfernt.

Ich gab ihr einen fragenden Blick, sah dann zu Rufo und zuckte die Achseln. »Was nun?«

Ihr antwortender Blick sagte weder ja noch nein. Statt dessen wandte sie sich an Rufo. »Leg dich hin und gib deinem Bein

Gelegenheit zum Ausruhen, Rufo. Am besten legst du dich auf den Bauch oder drehst dich zur Wand; so wird es am wirksamsten geschont.«

Rufo durchschaute sie, und zum erstenmal zeigte er seine Mißbilligung offen. Er schnaufte, dann sagte er abrupt: »Nicht für Geld würde ich euch zusehen!«

Helena sagte zu mir in einer Stimme, die fast unhörbar war: »Vergib ihm. Er ist ein alter Mann und hat seine Eigenheiten. Sobald er im Bett ist, werde ich die Laterne löschen.«

»Helena, mein Liebling«, wisperte ich, »das ist noch immer nicht, was ich mir unter einer Hochzeitsnacht vorstelle.«

Sie blickte mir forschend in die Augen. »Ist das dein Wille?«

»Ja. Das Rezept sieht einen Krug Wein und einen Laib Brot vor. Kein Wort über eine Anstandsperson. Es tut mir leid.«

Sie legte eine Hand auf meine Brust. »Das freut mich.«

»Was?« Ich verstand nicht, warum sie das sagte.

»Ja. Wir brauchen beide Schlaf. Daß wir morgen ausgeruht sind. Daß dein starker Schwertarm uns noch viele Morgen sichern möge.«

Darauf fühlte ich mich etwas wohler und lächelte ihr zu. »Recht so, mein Kind. Aber ich zweifle, daß ich schlafen kann.«

»Oh, du wirst schlafen, keine Sorge! Und morgen, nachdem du gewonnen haben wirst, reisen wir rasch in meine Heimat. Kein Warten mehr, keine Schwierigkeiten. Ich möchte gern, daß du die Sprache meiner Heimat lernst, damit du dich nicht als ein Fremder unter uns fühlen wirst. Ich möchte, daß es auch deine Heimat sei, von Anfang an. Darum leg dich hin, damit ich dir eine Sprachlektion gebe. Du wirst schlafen, du weißt, daß du es wirst.«

»Nun ... das ist keine schlechte Idee. Aber du brauchst den Schlaf noch dringender als ich.«

»Das ist nicht so. Vier Stunden Schlaf genügen mir vollkommen.«

»Gut...«

Fünf Minuten später lag ich ausgestreckt auf dem Rücken, blickte auf in die schönsten Augen aller Welten und hörte ihre Stimme leise in einer mir fremden Sprache sprechen ...

Rufo rüttelte mich. »Frühstück, Oscar!« Er drückte mir ein belegtes Brot in die Hand und stellte einen Krug mit Bier vor mich hin. »Wenn du das in dir hast, kannst du für zwei kämpfen«, erklärte er mit ironischem Unterton. »Mehr gibt es jedenfalls nicht. Das Mittagessen ist eingepackt. Frische Kleider und deine Waffen liegen bereit. Aber du mußt dich beeilen. In ein paar Minuten sind wir dran.« Er war bereits fertig gekleidet und gegürtet.

Ich gähnte, biß von meinem Wurstbrot ab und sah mich um. Das Lager neben mir war leer, aber Helena schien eben erst aufgestanden zu sein; sie war noch nicht angezogen. Ich sah sie in der Mitte der Höhlenkammer auf dem Boden knien und irgendeine großflächige Zeichnung anlegen.

»Guten Morgen, Plaudertasche«, sagte ich. »Ein Pentagramm?«

»Mmmm ...« Sie blickte nicht auf.

Ich stand auf und ging zu ihr und betrachtete ihre Arbeit. Was immer es war, was sie zeichnete, es war nicht auf dem fünfzackigen Stern aufgebaut. Es hatte drei größere Zentren, war sehr verzwickt und hier und dort mit Notizen versehen. Ich erkannte weder die Sprache noch die Schriftzeichen.

»Hast du gefrühstückt?« fragte ich, um nicht sagen zu müssen, daß ich von der Zeichnung nichts verstand.

»Ich faste heute morgen.«

»Willst du eine Schlankheitskur machen? Das dürfte kaum der rechte Zeitpunkt sein.«

»Hör auf!«

Dann warf sie ihre Mähne zurück, blickte auf und lächelte reuig. »Entschuldige, Liebling, aber bitte schaue mir nicht dauernd über die Schulter. Ich muß diese Zeichnung aus dem Gedächtnis anlegen; meine Bücher sind im Sumpf verlorengegangen – und es ist sehr schwierig. Und keine Fragen jetzt, bitte. Du könntest mein

Selbstvertrauen erschüttern – und ich muß völlig zuversichtlich sein.«

Ich machte eine Verbeugung. »Verzeihung, meine Dame.«

»So formell brauchst du es nicht zu machen. Gib mir einen schnellen Kuß – und dann laß mich in Ruhe.«

Also beugte ich mich über sie und gab ihr einen kalorienreichen Kuß mit Salami und zog mich wieder zurück. Während ich frühstückte und mein Bier trank, zog ich mich an. Das getan, suchte ich eine Nische auf, die zur Herrentoilette bestimmt worden war. Als ich zurückkam, wartete Rufo mit meinem Schwert. »Los, Beeilung, Oscar! Du würdest dich bei deiner eigenen Erhängung verspäten.«

»Das hoffe ich.«

Wenige Sekunden später standen wir auf dem Diagramm, Helena in der Mitte, Rufo und ich je einen Schritt zurück auf beiden Seiten. Er und ich waren ziemlich behängt, ich mit zwei Feldflaschen und Helenas Schwertgehänge über meinem eigenen, sowie einem Proviantrucksack und Helenas Arznetasche. Jeder von uns beiden hatte sein Schwert gezogen und hielt es kampfbereit in der Rechten. Helenas Hose steckte hinten in meinem Gürtel, ihre Jacke zerknüllte in Rufos, während ihre übrigen Sachen auf unsere Taschen verteilt waren. Wir sahen aus, als ob wir von einem Schlußverkauf heimgekehrt wären.

Aber dieser ganze Aufzug ließ Rufos und meine linke Hand frei. Helena streckte ihre Arme aus und packte uns fest bei den Händen. Sie stand im genauen Mittelpunkt der Zeichnung, hatte die Beine gespreizt und trug, was Hexen von Berufs wegen tragen, wenn sie mit anstrengender Arbeit beschäftigt sind, nämlich nicht mal eine Haarnadel. Sie sah großartig aus, das Haar lang über den Rücken fallend, die Augen leuchtend und das Gesicht gerötet, und ich bedauerte, daß ich mich auf ihr Geheiß halb nach außen drehen mußte und sie nicht beobachten konnte.

»Fertig, meine Tapferen?« fragte sie, Erregung in der Stimme.

»Fertig«, bestätigte ich.

»Ave, Imperatrix, morituri te salutamus ...«

»Hör auf damit, Rufo! Still!« Sie begann in einer mir unbekannten Sprache zu singen. In meinem Nacken prickelte es.

Sie verstummte, drückte unsere Hände noch viel fester und rief:
»Jetzt!«

Unvermittelt wie das Zuschlagen einer Tür finde ich mich in einer Situation wieder, die Mickey Spillane erfunden haben könnte.

Ich habe nicht mal Zeit zum Ächzen. Vor mir ist dieser Kerl, dieses Ding im Begriff, mich niederzuhauen, also stoße ich meine Klinge durch seine Gedärme und reiße sie schnell heraus, während er sich überlegt, auf welche Seite er fallen soll. Ein anderer hockt am Boden und versucht, an den Beinen seiner Kampfgefährten vorbei auf mich zu schießen. Ich springe herum wie im Veitstanz und merke kaum den Ruck an meinem Gürtel, als Helena ihren Degen herausreißt.

Dann sehe ich, wie sie einen Gegner niedersticht, der eben auf mich anlegen will. Sie ist überall zugleich, nackt wie ein Frosch, aber doppelt so lebendig. Im Augenblick des Durchgangs hatte ich ein Gefühl wie in einem plötzlich absinkenden Schnellaufzug, und die unvermittelt reduzierte Schwerkraft macht jede Bewegung unwillkürlich heftiger, ruckartiger.

Helena macht Gebrauch davon. Nachdem sie den Burschen abgestochen hat, der mich niederschießen wollte, segelt sie über meinen Kopf auf einen anderen Angreifer zu, stößt ihm den Degen durch die Kehle – und er ist kein Angreifer mehr.

Ich höre Rufo hinter mir grunzen, aber ich kann mich nicht umdrehen und sehen, wie er sich schlägt, aber seine Geräusche und Flüche sagen mir, daß er immer noch mehr austeilt als er einstecken muß.

Plötzlich schreit er: »Hinlegen!« und etwas schlägt in meine Kniekehlen, und ich gehe zu Boden. Wie ich wieder auf die Beine rollen will, merke ich, daß Rufo der Täter war. Er liegt neben mir auf dem Bauch und feuert mit einer Waffe, die einer

Maschinenpistole nicht unähnlich ist, auf ein bewegliches Ziel draußen auf der Ebene, vor sich als Deckung den toten Körper eines unserer Spielgefährten.

Helena liegt auch am Boden, aber sie kämpft nicht. Jemand hat ein Loch durch ihren rechten Oberarm gemacht.

Außer uns schien nichts mehr am Leben zu sein, wenigstens nicht in unserer Nähe, aber hundert bis hundertfünfzig Meter entfernt waren Gestalten. Ich sah eine fallen, hörte ein Zischen und roch verbranntes Fleisch in meiner Nähe. Eine von diesen Feuerwaffen lag unweit von mir halb unter einem Gefallenen; ich zog sie heraus und versuchte mich mit dem Mechanismus vertraut zu machen. Sie hatte einen Kolben und ein Rohr, das der Lauf sein mußte; sonst sah nichts daran vertraut aus.

Helena kroch zu mir, den verwundeten Arm schlaff nachziehend. »Hier, du mußt es wie ein Gewehr anlegen und zielen. Unter deinem linken Daumen ist ein Knopf. Den mußt du drücken. Das ist alles – kein Repetieren, kein Nachladen.«

Und kein Rückstoß, stellte ich fest, als ich eine der rennenden Gestalten ins Visier bekam und auf den Knopf drückte. Es gab eine kleine Rauchwolke, und er fiel. Ob es »Todesstrahlen« waren, oder ein Laser oder was auch immer – man brauchte nur zu zielen, den Knopf zu drücken, und wer das Pech hatte, am anderen Ende der Waffe zu sein, bekam ein Loch durch den Leib gebrannt und gab das Spiel auf.

Ich traf noch ein paar Gegner, und dann sah ich, daß Rufo mir keine Ziele übriggelassen hatte. Nichts bewegte sich, so weit ich sehen konnte.

Rufo hob seinen Kopf und spähte umher. »Bleib liegen«, sagte er. »Man kann nie wissen.« Er wälzte sich zu Helena, öffnete ihre Medikamententasche, riß ein Verbandpäckchen auf und umwickelte hastig ihre Wunde.

Dann wandte er sich nach mir um. »Wie schlimm bist du verletzt, Oscar?«

»Ich? Ich habe nicht einen Kratzer!«

»Was ist denn das da auf deinem Hemd? Ketchup? Erdbeermarmelade? Laß mal sehen.«

Er langte herüber und schlug meine Jacke zurück, dann knöpfte er eilig mein Hemd auf. Jemand hatte knapp unter den Rippen ein Loch in meine linke Seite gebohrt. Ich hatte es weder gespürt noch gemerkt, aber als ich nun die Wunde sah, schmerzte sie auf einmal höllisch, und mir wurde übel. Ich schaute umher, um mein Blut nicht zu sehen, während Rufo mir einen Notverband anlegte.

Wir hatten zehn Gegner im Nahkampf getötet, dazu noch fünf oder sechs, die geflohen waren.

Ich glaube, sie hatten gerade Wachablösung an der Stelle, die als ein Tor bekannt war, als wir eintrafen – und hätten wir unsere Schwerter in jenem Augenblick nicht in den Händen gehalten, wären wir mit Sicherheit niedergemacht worden. So aber töteten wir einige, bevor die anderen merkten, daß ein Kampf im Gange war. Sie waren verwirrt, erschrocken und demoralisiert, und wir konnten auch den Rest erledigen, ohne auf organisierten Widerstand zu stoßen. Karate und viele andere ernsthafte Kampfformen arbeiten nach dem gleichen Prinzip: Angriff um jeden Preis, mit allen Mitteln und ohne Verschnaufpause. Es ist nicht so sehr die Technik oder die Gewandtheit als vielmehr eine Einstellung.

Ich hatte Zeit, unsere Gegner eingehender zu betrachten; einer lag mit aufgeschlitztem Bauch da und hatte mir sein Gesicht zugekehrt. »Iglis« würde ich sie nennen, aber in der einfacheren Standardausführung ohne Extras. Keine Schönheit, keine Bauchnabel und nicht viel Gehirn – vermutlich nur für den Kampf und für das Überleben konstruiert und programmiert. Welch letzteres auch für uns galt – aber wir taten es schneller.

Die massakrierten Wachmannschaften anzusehen, bekam meinem Magen nicht gut, also blickte ich zum Himmel auf. Es half nicht. Der Himmel war nicht normal. Er schien zu brodeln und sich in verschiedenen Ebenen übereinander zu schieben, wie wenn meine Augen die falsche Brennweite hätten. Auch die Farben

waren falsch, grell und schockierend wie Kunstwerke der Popkultur. Ich gab es auf und blickte wieder auf unsere Opfer, deren Anblick im Vergleich mit diesem Himmel fast erbaulich wirkte.

Während Rufo mich verarztete, zog Helena sich im Liegen ihre lange Hose an. »Kann ich mich aufsetzen und meine Jacke anziehen?« fragte sie.

»Nein«, sagte Rufo. »Bleib liegen. Vielleicht denken sie, wir seien tot.« Rufo und ich halfen ihr beim Anziehen, ohne daß einer von uns sich über die Leichenbarrikade erhob. Ich war sicher, daß unsere unsanfte Behandlung ihrem Arm Schmerzen bereitete, aber sie sagte nur: »Schnallt den Degen an die linke Seite. Was nun, Oscar?«

»Wo sind die Leinen?«

»Rufo hat sie. Aber ich weiß nicht, ob wir auf sie zählen können. Dies ist ein sehr seltsamer Ort.«

»Zuversicht«, sagte ich. »Vor ein paar Minuten hast du mir darüber einen kleinen Vortrag gehalten. Du mußt deinen kleinen Verstand zurückdrängen und fest daran glauben, daß du es kannst und daß es gehen wird.«

Wir machten uns fertig und beluden uns mit unserem Zeug, zu dem nun drei Strahlengewehre und drei Pistolen der gleichen Art gekommen waren, richteten dann den eichenen Pfeil auf die Spitze des kilometerhohen Turmes. Er beherrschte eine ganze Seite der Szene, mehr ein Berg als ein Gebäude, schwarz und ungeheuerlich.

»Fertig?« fragte Helena. Wir nickten, und sie malte mit dem Finger im Sand. »Los!«

Wir flogen. Einmal in der Luft, wurde mir klar, was für ein leichtes Ziel wir waren. Aber auch auf dem Boden wären wir für jeden im Turm ein leichtes Ziel gewesen – drei langsame Fußgänger auf dem Präsentierteller. »Schneller!« schrie ich in Helenas Ohr. »Laß uns schneller fliegen!«

Wir taten es. Die Luft schrillte an unseren Ohren vorbei, und wir bockten und sackten durch, als wir jene Stellen der Schwerkraftveränderung passierten, vor denen Helena mich gewarnt hatte. Vielleicht war eben dieser torkelnde Flug unsere Rettung; wir bildeten nun ein unsicheres, in seinen Bewegungen unberechenbares Ziel. Wie auch immer, wenn wir alle Mitglieder der Wachmannschaft getötet hatten, war es möglich, daß niemand im Turm von unserer Ankunft wußte.

Der Grund unter uns war grauschwarze Wüste, umgeben von einem gebirgigen Ringwall wie ein Mondkrater, und der Turm nahm die Stelle einer Zentralerhebung ein. Ich riskierte einen weiteren Blick in den Himmel und versuchte mir über seine Natur klarzuwerden. Keine Sonne. Keine Sterne. Kein schwarzer oder blauer Himmel. Licht kam von überall, und der Himmel bestand aus Streifen und wallenden, kochenden Formen und Schattenlöchern in allen Farben des Prismas.

»Was in Gottes Namen soll das für ein Planet sein?« wollte ich wissen.

»Es ist kein Planet«, rief sie zurück. »Es ist ein Ort, in einer anderen Art von Universum. Er ist nicht zum Leben geeignet.«

Ich zeigte auf den Turm. »Jemand lebt hier.«

»Nein, nein, niemand lebt hier. Das wurde nur gebaut, um das Ei zu bewachen.«

Das Monströse dieser Vorstellung drang nicht gleich in mein Bewußtsein ein. Ich erinnerte mich plötzlich, daß wir hier nicht riskieren durften, etwas zu essen oder zu trinken – und fing an, mich zu fragen, wie wir die Luft atmen konnten, wenn die Biochemie dieser verwünschten Gegend derart giftig war. Meine Brust fühlte sich beengt und begann zu brennen. Also fragte ich Helena, und Rufo stöhnte; übergeben hatte er sich noch nicht.

»Oh, wenigstens zwölf Stunden«, erwiderte sie. »Mach dir keine Gedanken. Es ist nicht wichtig.«

Worauf meine Brust erst recht zu schmerzen begann und auch ich zu stöhnen anfang.

Kurz darauf landeten wir auf dem Turm; Helena brachte ihr »Amech!« kaum zeitig genug heraus, um uns vor dem Vorbeifliegen zu bewahren.

Die Spitze war flach, ungefähr zweihundert Quadratmeter groß, schien aus schwarzem Glas zu sein – und hatte nichts, woran man ein Seil hätte befestigen können. Ich hatte zumindest mit einem Entlüftungsrohr gerechnet.

Das Ei des Phönix war etwa hundert Meter direkt unter uns.

Für den Fall, daß wir den Turm erreichten, hatte ich zwei Pläne parat. Es gab drei Öffnungen (unter Hunderten), von denen gangbare Wege zum Ei führten – und zum Niegeborenen, dem Seelenesser, der es bewachte. Eine Öffnung – eine Tür – war auf Erdgeschoßebene, und diesen Zugang hatte ich von vornherein ausgeklammert; die möglichen Gefahren waren zu groß. Eine zweite Öffnung war einige hundert Meter über dem Boden, und ihr hatte ich ernsthafte Überlegungen gewidmet. Ich wollte einen Pfeil mit einer dünnen Angelschnur hinaufschießen, so daß die Schnur über irgendeinen Vorsprung in die Öffnung flöge; mit ihr wollte ich sodann das stärkere Seil hinaufziehen und daran hochklettern – kein Problem für einen guten Alpinisten wie Rufo (ich war keiner).

Aber der gewaltige Turm hatte keinerlei Vorsprünge, alles war moderne Einfachheit der Architektur – zu weit geführt.

Der andere Plan setzte voraus, daß wir die Spitze des Turms erreichen könnten. Von dort, so hatte ich gedacht, könnten wir uns am Seil zur dritten erfolgversprechenden Öffnung hinunterlassen, die sich fast auf der gleichen Ebene mit dem Ei befand. Und nun waren wir hier oben, bereit, die Idee in die Tat umzusetzen – und keine Gelegenheit, das Seil festzumachen.

Nachträgliche Einfälle sind die besten – warum hatte ich Helena nicht gesagt, sie solle uns direkt in dieses Loch in der Wand steuern?

Nun, das hätte eine sehr genaue und feine Ausrichtung dieses albernen Pfeils erfordert; vielleicht wären wir durch das falsche

Loch geflogen. Aber die entscheidende Tatsache war, daß ich nicht an die Möglichkeit gedacht hatte.

Helena saß da und behandelte ihren verletzten Arm. Ich sagte: »Schatz, kannst du uns langsam und in ein paar Kreisen hinunter und in das Loch fliegen?«

Sie blickte schmerzlich auf: »Nein.«

»Nun, dann nicht. Zu dumm.«

»Ich wollte es dir nicht sagen, Oscar, aber die hohe Geschwindigkeit unseres Flugs hat die Energien der Trägerelemente erschöpft. Solange ich sie nicht aufladen kann, werden sie uns nicht helfen. Und zum Aufladen brauche ich Dinge, die es hier nicht gibt.«

»Oscar«, sagte Rufo, »wie wäre es, wenn wir die ganze Spitze des Turmes als Haltepfosten verwendeten?«

Es war eine geniale Idee – einer hielt das Ende, während ein anderer mit der Seilrolle eine Runde um den Rand der Dachfläche machte, dann das Seil mit dem einen Ende verknotete und den Rest der Seillänge hinunterhängen ließ. Wir machten es – und es stellte sich heraus, daß die Leine dreißig Meter zu kurz war.

Helena beobachtete unseren Versuch. Als ich zugeben mußte, daß dreißig Meter fehlendes Seil genauso schlecht waren wie überhaupt kein Seil, sagte sie nachdenklich: »Ich frage mich, ob Aarons Stab helfen würde?«

»Bestimmt, wenn er irgendwo in dieser überdimensionierten Tischtennisplatte steckt. Aber was verstehst du unter Aarons Stab?«

»Es macht steife Dinge schlaff und schlaffe Dinge steif. Wenn wir das Seil über das Dach legten und ungefähr zehn Meter auf der anderen Seite hinunterhängen ließen und dieses Ende und den aufliegenden Teil des Seils stahlhart machten, würde es wie ein Haken wirken.«

»Kannst du das machen?«

»Ich weiß nicht. Es ist aus dem »Schlüssel Salomons«, das ist eine Zauberformel. Es hängt davon ab, ob ich mich daran erinnern kann – und ob solche Dinge in diesem Universum wirken.«

»Selbstvertrauen! Natürlich kannst du es.«

»Ich weiß nicht mal, wie die Beschwörung anfängt. Liebling, kannst du hypnotisieren? Rufo kann es nicht – jedenfalls nicht bei mir.«

»Ich habe keine Ahnung davon.«

»Mach es einfach so wie ich, wenn ich dir eine Sprachenlektion gebe. Schaue mir in die Augen, sprich leise und sag mir, daß ich mich an die Worte erinnern soll.«

Wir versuchten es. Ich ließ dreißig Meter Seillänge auf der anderen Seite hinunter, um ganz sicherzugehen; Helena legte sich auf den Rücken, und ich fing an, leise (und ohne Überlegung) zu ihr zu sprechen, ständig dieselbe Aufforderung wiederholend.

Sie schloß ihre Augen und schien zu schlafen. Nach einer Weile begann sie auf einmal fremdartige Worte zu murmeln.

»He, Oscar! Das verdammte Ding ist hart wie Stein und steif wie ein Leitungsrohr!«

Ich weckte Helena, und wir ließen uns mit den Füßen an der Wand das Seil hinab. Rufo folgte als letzter mit dem Gepäck. Wir waren im Turm, kaum eine Stunde nach unserer Ankunft in diesem verrückten »Ort«, der Karth-Hokesh genannt wurde.

Ich machte halt, vergegenwärtigte mir die Skizze mit der roten Linie, schätzte die Richtung und Entfernung des Eies und glaubte meiner Sache sicher zu sein. Wir brauchten nur ein paar hundert Meter zu gehen, das Ei zu nehmen und wieder zu verschwinden. Meine Brust hörte auf zu schmerzen.

»Oscar«, sagte Rufo. »Sieh mal, draußen auf der Ebene.«

»Was?«

»Nichts«, antwortete er. »Die Leichen sind verschwunden. Die Sicht ist klar, es gibt keinen Busch, der sie verdecken könnte. Aber sie sind weg.«

Ich schaute nicht hin. »Das ist nicht unser Problem. Wir haben zu tun. Helena, kannst du mit der linken Hand eines von diesen Pistolendingern bedienen?«

»Selbstverständlich.«

»Du bleibst drei Meter hinter mir undfeuerst auf alles, was sich bewegt. Rufo, du folgst Helena und hältst deinen Bogen schußbereit. Hänge dir eins von den Strahlengewehren um. Wir lassen alles überflüssige Zeug hier zurück. Du kannst keinen Bogen spannen, Helena, also läßt du ihn hier. Meinen kann ich jetzt auch nicht gebrauchen. Ich gebe ihn ungern aus der Hand, aber ich muß. Verdammt.«

»Ich werde ihn für dich tragen, mein Held.«

»Nein. Wir dürfen uns nicht belasten.« Ich hakte meine Feldflasche vom Gürtel, trank ausgiebig und reichte sie weiter. »Trinkt sie leer und laßt sie bei den anderen Sachen. Wenn wir Glück haben, finden wir das Zeug nachher wieder.«

Während Rufo trank, hängte Helena sich meinen Bogen und meinen Köcher über den Rücken. »Siehst du? Es behindert mich nicht und wiegt fast nichts.«

»Meinetwegen. Wenn er dich stört, wirf ihn weg. Nun trink deinen Teil, und wir gehen.«

Ich spähte den Korridor entlang, in dem wir standen. Er war fünf Meter breit und ebenso hoch, führte in einer sanften Biegung nach rechts und war beleuchtet, ohne daß ich eine Lichtquelle ausmachen konnte. Die Rechtsbiegung entsprach der Route, die ich mir eingeprägt hatte. Es war totenstill. »Fertig? Bleibt dicht hinter mir.« Ich zog mein Schwert, und wir gingen los, schnell und so leise wie es uns möglich war.

Bald war die Öffnung, durch die wir eingestiegen waren, nicht mehr zu sehen. Das riesige Bauwerk wirkte leer, aber nicht tot. Nur das Schwert in meiner Hand gab mir Mut, in dieses Labyrinth einzudringen.

Wir kamen zu einem scharfen Knick nach links. Ich blieb stehen. »Helena, dieser Knick war nicht in deiner Skizze.«

Sie antwortete nicht. »Ich weiß es genau«, drängte ich. »Auf deiner Skizze führte der Korridor geradeaus weiter. Denk nach, verdammt!«

»Ich bin nicht sicher, Oscar.«

»Ich bin dafür um so sicherer.«

»Chef«, sagte Rufo, »weißt du genau, daß wir durch das richtige Loch hereingekommen sind?«

»Ich bin fest davon überzeugt. Und wenn ich mich irre, sind wir sowieso tote Leute. Komm, Rufo, steck deinen Hut auf den Bogen und halte ihn um die Ecke, wie wenn jemand vorsichtig den Kopf vorschieben würde. Ich werde gleichzeitig weiter unten Ausschau halten.« Ich legte mich auf den Bauch und schob mich zur Ecke vor.

»Fertig – jetzt!« Ich spähte dicht über dem Boden um die Ecke, während Rufo weiter oben das Feuer etwaiger Gegner auf seinen Hut zu lenken versuchte.

Nichts war in Sicht, nur der leere Korridor, der sich nun in gerader Linie fortsetzte.

»Alles klar. Weiter!« Wir eilten um die Ecke und durch den stillen Gang.

Nach zwanzig Schritten blieb ich wieder stehen. »Teufel nochmal!«

»Ist was faul, Oscar?« fragte Rufo.

»Eine ganze Menge. Nach der Skizze sind es vielleicht zweihundert Meter.«

»Ist das schlimm?«

»Das ist eben die Frage. Bevor wir um diese Ecke kamen, war es in dieser Richtung und diesem Winkel zu unserer Linken. Jetzt muß es aber zu unserer Rechten sein.«

Rufo sagte: »Hör zu, Oscar, warum folgen wir nicht einfach den Wegen, die du memoriert hast? Vielleicht Erinnerst du dich nicht an jede kleine ...«

»Sei still. Paß auf, ob was von vorn kommt. Helena, du stellst dich dort in die Ecke und beobachtest mich. Ich möchte etwas ausprobieren.«

Sie gehorchten. Ich kehrte um und ging um die Ecke und noch ein Stück weiter zurück. Dann machte ich wieder kehrt. Kurz vor dem Knick im Korridor schloß ich die Augen und ging gradeaus weiter.

Nach zehn oder fünfzehn Schritten öffnete ich die Augen und blieb stehen. »Damit ist es bewiesen«, sagte ich zu Rufo.

»Was ist bewiesen?«

»Es gibt keinen Knick in dem Korridor.« Und ich zeigte zur Ecke zurück.

Rufos Miene wurde alarmiert und besorgt. »Sag mal, Oscar, wie fühlst du dich?« fragte er behutsam und versuchte, seine Hand an meine Stirn zu legen.

Ich wich ihm aus. »Ich habe kein Fieber. Kommt beide mit mir.« Ich führte sie um die Ecke zurück, dann noch etwa zwanzig Meter weiter. Dort blieb ich stehen und zeigte auf die Wand gerade vor uns, wo der Korridor nach links abknickte. »Rufo, schieß einen Pfeil auf die Wand voraus in der Ecke. Und sieh zu, daß er die Wand in ungefähr drei Metern Höhe trifft.«

Rufo blickte mich an, seufzte und spannte seinen Bogen. Der Pfeil schoß heraus – und verschwand in der Wand. Rufo zuckte mit der Schulter. »Muß da oben ziemlich weich sein. Du hast uns um einen Pfeil gebracht, Chef.«

»Vielleicht. Jetzt kommt mit.«

Wieder nahmen wir diese Ecke, und da lag der verschossene Pfeil auf dem Boden des Korridors, ein wenig weiter von der Ecke entfernt als die Distanz von der Abschußstelle zur vermeintlichen Ecke betragen hatte. Rufo hob sein Geschoß auf; er verglich die Farben des gefiederten Endes mit denen seiner übrigen Pfeile und runzelte angestrengt die Brauen. Dann steckte er den Pfeil in seinen Köcher zurück. Er sagte nichts. Wir gingen weiter.

Wir kamen zu einer Stelle, wo Stufen abwärts führten, während sie nach der Skizze in meinem Kopf aufwärts führen mußten. »Paßt auf!« rief ich leise zurück. »Fühlt die Stufen mit den Füßen und fällt nicht.«

Die Stufen waren normal – wie Stufen einer Treppe, die man hinuntergeht. Doch mein Orientierungssinn sagte mir, daß wir stiegen und unsere Entfernung und unser Winkel zum Zielpunkt sich entsprechend veränderten. Ich schloß meine Augen für einen kurzen Versuch und fand, daß ich tatsächlich stieg. Nur meine Augen waren getäuscht. Es war wie eins von den verrückten Häusern in Amüsierparks, in denen ein eben aussehender Boden alles andere als eben ist.

Ich hörte auf, die Genauigkeit von Helenas Karte anzuzweifeln und folgte dem Kurs, wie ich ihn im Kopf hatte, ungeachtet dessen, was meine Augen mir sagten. Als der Gang sich in vier Richtungen abzweigte, während mein Gedächtnis nur eine einfache Gabelung registriert hatte, deren einer Arm in eine Sackgasse führte, schloß ich ohne zu zögern meine Augen und folgte meinem Gefühl.

Der Pfad war verschlungen wie Gedärme in einem Bauch; der Architekt mußte eine Brezel als Lineal verwendet haben. Schlimmer noch wurde es, als wir eine Treppe erstiegen, wo nach der Skizze eine ebene Strecke war, und plötzlich von einer Schwerkraftanomalie erfaßt wurden und auf einmal die Decke hinunterrutschten.

Es schadete uns nicht weiter, außer daß wir unsanft auf dem Boden landeten. Ich half Rufo beim Aufsammeln der verstreuten Pfeile, und wieder machten wir uns auf den Weg. Wir näherten uns dem Nest des Niegeborenen, des Seelenessers – und dem Ei.

Die Gänge wurden enger, die falschen Biegungen zahlreicher und schwieriger zu begehen – und das Licht wurde schwächer.

Das war nicht das Schlimmste. Ich habe keine Angst vor Dunkelheit oder vor engen Gängen. Es erfordert schon einen Warenhausaufzug im Schlußverkauf, um in mir Klaustrophobie auszulösen. Aber ich begann Ratten zu hören.

Ratten, viele Ratten, die in den Wänden um uns, unter uns und über uns huschten, trippelten, nagten und quietschten. Ich fing an zu schwitzen und ärgerte mich, daß ich vor dem Aufbruch so viel Wasser getrunken hatte. Dunkelheit und Enge nahmen zu, bis wir auf allen vieren durch einen roh ausgehauenen Tunnel krochen und schließlich sogar in völliger Finsternis auf den Bäuchen dahinrobbten ... und jetzt drängten sich auch noch Ratten an uns vorbei, überliefen und streiften uns quietschend.

Nein, ich schrie nicht. Helena war hinter mir, und sie schrie nicht und beklagte sich nicht über ihren verwundeten Arm – also konnte ich nicht schreien. Jedesmal wenn sie vorwärtskroch, berührte sie meinen Fuß mit ihrer Hand, um anzuzeigen, daß bei ihr und Rufo alles in Ordnung war. Wir verschwendeten unsere Kräfte nicht mit Reden.

Ich sah ein schwaches Etwas, zwei eigenartige Lichtpunkte voraus, und ich hielt an und starrte und blinzelte und starrte wieder. Dann drehte ich den Kopf über die Schulter und wisperte zurück: »Ich sehe etwas. Bleib hier, während ich weiterkrieche und nachsehe, was es ist. Hast du verstanden?«

»Ja, Oscar.«

»Sag es Rufo.«

Dann beging ich die einzige wirklich mutige Tat, die ich jemals in meinem Leben vollbracht habe: Ich schob mich vorwärts. Mut ist, wenn man weitergeht, obwohl man so entsetzt ist, daß man nicht atmen kann und das Herz stillzustehen droht, und das ist eine genaue Beschreibung des Exsoldaten und Berufshelden E. C. Gordon für diesen Moment. Ich war ziemlich sicher, was diese zwei schwachen Lichter waren, und je näher ich ihnen kam, desto stärker wurde meine Gewißheit – ich konnte das verdammte Biest riechen und seine Umrisse deuten.

Eine Ratte. Nicht die gewöhnliche Wanderratte, die in den Städten lebt und zuweilen Babys benagt, sondern eine Riesenratte, groß genug, um dieses Loch zu blockieren, aber hinreichend kleiner als ich, um Raum für einen Angriff auf mich zu haben –

Raum, der mir ganz und gar abging. Ich konnte nur vorwärtsrobben, mein Schwert vor mich halten und versuchen, mit der Spitze so zu zielen, daß ich sie damit aufspießen würde – denn käme sie an der Schwertspitze vorbei, hätte ich für die Abwehr nichts als meine bloßen Hände und keinen Raum, sie zu gebrauchen. Die Ratte wäre im Nu an meinem Gesicht.

Ich verschluckte saure Kotze und schob mich weiter. Die Augen der Ratte schienen sich ein wenig abwärts zu bewegen, als kauerte sie sich zum Angriff nieder.

Aber kein Ansturm kam. Die Lichter wurden deutlicher und lagen weiter auseinander, und als ich mich noch einen oder zwei Meter vorwärtsgequetscht hatte, erkannte ich mit zitternder Erleichterung, daß es keine Rattenaugen waren, sondern etwas anderes. Irgend etwas. Es war mir egal, was.

Ich kroch weiter. Nicht nur war das Ei in dieser Richtung; ich wußte noch immer nicht, was diese Lichter waren, und ich mußte es feststellen, bevor ich Helena und Rufo nachkommen ließ.

Die »Augen« waren zwei Löcher in einem Wandteppich, der den Ausgang dieses Rattengangs verdeckte. Ich konnte die Gewebestruktur sehen, und als ich noch näher herankam, fand ich, daß ich durch die Löcher in einen Raum blicken konnte.

Es war ein großer Raum, und der Boden lag etwa einen Meter tiefer als das Loch, in dem ich lag. Am anderen Ende des Raumes, wenigstens zwölf Meter entfernt, stand ein Mann neben einer Bank und las in einem Buch. Noch als ich ihn beobachtete und mich über seine Anwesenheit wunderte, hob er den Kopf und blickte in meine Richtung. Er schien zu zögern.

Ich zögerte nicht. An seinem Ausgang war das Loch hoch genug, daß ich ein Bein unter meinem Bauch anziehen und mich hinausschnellen konnte, wobei ich den Wandbehang mit dem Schwert beiseite fegte. Ich strauchelte, fiel und sprang auf die Füße, kampfbereit.

Er war mindestens genauso schnell. Während ich aus dem Loch gesprungen war, hatte er sein Buch auf die Bank geklatscht, einen

Degen gezogen und war auf mich zugesprungen. Nun blieb er mit leicht angewinkelten Knien stehen, den linken Arm zurückgenommen, die Degenspitze in gerader Linie mit Handgelenk und Arm auf mich gerichtet, perfekt wie ein Fechtmeister, und musterte mich. Zwischen unseren Klingen war immer noch ein Abstand von einem Meter oder mehr.

Ich stürzte mich nicht auf ihn. Es gibt eine Alles-oder-nichts-Taktik, »das Ziel« genannt, die von den besten Fechtmeistern gelehrt wird und in einem Sturmangriff mit voll gestrecktem Fechtarm besteht. Die Taktik gibt keinen Raum zum Parieren einer Konteraktion und kann nur Erfolg bringen, wenn die Aufmerksamkeit des Gegners momentan abgelenkt ist. Andernfalls ist sie selbstmörderisch.

Diesmal wäre sie Selbstmord gewesen; er war wach wie ein Kater, der sein Fell sträubt. Also wartete ich ab und musterte ihn, wie er mich musterte. Er war ein knapp mittelgroßer, schlanker Mann mit Armen, die für seine Größe lang waren. Ich war nicht sicher, ob meine Reichweite größer war als seine, um so weniger, als sein Degen länger war als mein Schwert (doch dadurch auch langsamer, es sei denn, er hatte ein sehr starkes Handgelenk). Seiner Kleidung nach hätte er ins Paris Richelieus passen können, und er wirkte elegant und selbstsicher – trotz einer überaus großen Nase, die mich an das Riechorgan meines Feldwebels gemahnte. Aber damit endete die Ähnlichkeit auch schon; mein Feldwebel hatte nie gelächelt, wie dieser Mann jetzt lächelte, und er hatte eng beisammenstehende, böartige Schweinsaugen gehabt. Die Augen dieses Mannes waren lustig und stolz zugleich.

»Bist du ein Christ?« wollte er wissen.

»Was bedeutet es dir?«

»Nichts. Blut ist Blut, so oder so. Wenn du ein Christ bist, beichte. Wenn nicht, rufe deine Götter an. Ich werde dir drei Strophen zubilligen, denn ich bin sentimental; ich möchte gern wissen, wen ich töte.«

»Ich bin Amerikaner.«

»Ist das ein Land? Oder eine Krankheit? Und was machst du hier?«

»In Hokesch?«

Er zuckte die Achseln, aber seine Degenspitze bewegte sich keinen Zentimeter. »Das ist eine Frage der Geographie; dieses Schloß stand einmal in den Karpathen, aber nenne es Hokesch, wenn es deinen Tod glücklicher macht. Nun komm, laß uns singen.«

Er kam so rasch und mit so geschmeidigen Bewegungen auf mich zu, daß er zu schweben schien, und unsere Klingen tönnten hell, als ich parierte und einen Gegenstoß machte, gekontert wurde – Remise, Reprise, Schlag und Angriff –, der Satz lief so glatt, so lange und in so vielen Variationen, daß ein Zuschauer hätte denken können, wir trügen ein Turnier aus.

Aber ich wußte es besser! Dieser erste Angriff sollte mich töten, und das gleiche galt für jede seiner Bewegungen während des Satzes. Zugleich prüfte er mich, probierte die Kraft meines Handgelenks, suchte nach Schwächen, ob ich Angst vor tiefen Stößen hatte und zu hoch retournierte, oder ob ich mich vielleicht entwaffnen ließe. Ich hatte nicht eine Gelegenheit zu einem Ausfall; jeder Teil des Satzes wurde mir aufgezwungen, ich erwiderte bloß und versuchte am Leben zu bleiben.

Nach drei Sekunden wußte ich, daß ich es mit einem besseren Fechter zu tun hatte, als ich einer war, mit einem Handgelenk wie Stahl, doch zugleich geschmeidig wie eine zustoßende Schlange. Er war der einzige Fechter, dem ich je begegnete, der die Prim und Oktav genauso bereitwillig und gekonnt einsetzte wie Sixte und Quart. Jeder lernt sie, und mein Fechtmeister hatte dafür gesorgt, daß ich sie so oft übte wie die anderen sechs – aber die meisten Fechter wenden sie nicht an; sie lassen sich höchstens einmal dazu zwingen, aus Ungeschicklichkeit und um nicht einen glatten Punkt zu verlieren.

Ich würde verlieren, nicht einen Punkt, aber mein Leben – und ich wußte lange vor dem Ende jenes ersten langen Satzes, daß ich

nach aller Logik im Begriff war, meinen Abschied von der Welt zu nehmen.

Und dann begann der Idiot zu singen!

Er sang drei Vierzeiler eines Spottliedes, die lang genug für wenigstens dreißig beinahe erfolgreiche Mordversuche waren, und mit dem letzten Wort befreite er sich so gewandt und unerwartet, wie er zuvor eröffnet hatte.

»Komm, komm, Junge!« sagte er. »Willst mich allein singen lassen, wie? Und wie ein Clown sterben, während die Damen zusehen? Sing! – und nimm deinen Abschied mit Anmut, den letzten Reim im Todesröcheln.« Er stampfte mit dem rechten Fuß einen Flamencorhythmus. »Probier's! Der Preis ist der gleiche, so oder so.«

Ich blickte nicht auf seine Füße, als er stampfte; es ist ein alter Trick, und manche Fechter stampfen bei jedem Vorstoß, selbst wenn sie täuschen, um ihren Gegner nervös zu machen, aus dem Takt zu bringen oder zu einem erschrockenen Schritt rückwärts zu bewegen und so einen Punkt zu gewinnen. Ich war zuletzt darauf hereingefallen, als ich mich noch nicht rasierte.

Aber seine Worte gaben mir eine Idee. Seine Ausfälle waren kurz – ein voll gestreckter Ausfall ist dekorative Spielerei für Florettfechter, zu gefährlich für den Ernstfall. Aber er hatte mich zum Rückzug gezwungen, und hinter mir war nicht mehr viel Raum bis zur Wand. Binnen kurzem würde ich entweder wie ein Schmetterling an die Wand geheftet sein, oder ich würde über etwas Ungesehenes stolpern, hinfallen und wie Abfallpapier im Park aufgespießt werden. Ich durfte nicht riskieren, diese Wand hinter mir zu lassen.

Ebenso schlimm war, daß Helena jeden Moment aus diesem Rattenloch hinter mir kommen konnte und Gefahr lief, dabei getötet zu werden, selbst wenn es mir gelänge, ihn im gleichen Augenblick niederzustoßen. Aber wenn ich ihn umdrehen könnte – Meine Angetraute war eine praktisch denkende Frau; keine

sportliche Fairneß würde sie hindern, ihm den Degen in den Rücken zu stoßen.

Wenn ich nun auf seine Verrücktheit einging und zu singen versuchte, könnte er vielleicht eine Weile mitspielen und amüsiert zuhören, bevor er mich tötete.

Aber ich konnte mir nicht leisten, das Duell beliebig in die Länge zu ziehen. Er hatte bereits meinen Unterarm getroffen. Es war nur ein kleiner Stich, nicht viel mehr als ein blutiger Kratzer – aber er würde mein Handgelenk bald schwächen und beeinträchtigte meine Sicherheit: Blut macht das Heft schlüpfrig.

»Erste Strophe«, verkündete ich, ging vorwärts und eröffnete mit einem kurzen und spielerischen Ausfall, der seinen Degen kaum berührte. Er respektierte es, griff nicht an, spielte mit dem Ende meiner Klinge, machte federleichte Paraden.

Das war, was ich wollte. Ich begann einen Bogen nach rechts zu schlagen, während ich rezitierte – und er ließ mich: »Ein achtzigjähriger Saufbold war der Wirtin von nebenan hold ...«

Und ich griff an.

Es klappte nicht ganz. Er hatte sich ein wenig entspannt, ganz wie ich gehofft hatte, und erwartete offenbar, daß ich während meines Vortrags keine ernsthaften Ausfälle machen würde.

Ich überraschte ihn, aber er ging nicht zurück. Statt dessen parierte er mit eiserner Hand, und plötzlich waren wir in einer unhaltbaren Position, corps-a-corps, forte-a-forte und beinahe tete-a-tete.

Er lachte in mein Gesicht und sprang gleichzeitig mit mir zurück in die Ausgangsposition. Aber ich fügte noch etwas hinzu. Bisher hatten wir nur auf Stich gefochten. Die Spitze ist gefährlicher als die Schneide, aber mein Schwert hatte beides, und ein Degenfechter ist manchmal nicht auf einen Schnitt gefaßt. Als wir uns trennten, schlug ich mit der Klinge nach seinem Kopf.

Ich wollte ihn spalten. Dafür reichte die Zeit nicht, und meinem Schlag fehlte die Kraft, aber ich schlitzte ihm die rechte Stirnseite bis fast zur Augenbraue auf.

»Touche«, rief er. »Gut gemacht. Und nun laß den Rest hören.«

»In Ordnung«, sagte ich, focht vorsichtig weiter und wartete, daß ihm das Blut ins Auge liefe. Eine Kopfverletzung ist die blutigste aller Fleischwunden, und in diese setzte ich große Hoffnung. Und mit dem Fechten ist es eine komische Sache; man gebraucht nicht eigentlich seinen Verstand, dafür geht es viel zu schnell. Das Handgelenk denkt und steuert Füße und Körper, ohne das Gehirn zu fragen. Was man wirklich denkt, ist für später, ist eine Speicherung von Instruktionen wie das Programmieren eines Computers.

Ich fuhr fort:

»Beim Bier, da tat sie als ob,
doch später, da wurde sie grob,
weil er auch mit ihr noch ins Bett wollt...«

Ich traf ihn in den Unterarm, ähnlich wie er mich zuvor erwischt hatte. Ich dachte, ich hätte ihn und drängte nach, doch er tat etwas, von dem ich gehört, das ich aber noch nie gesehen hatte: Er zog sich sehr schnell zurück und wechselte seinen Degen von der rechten in die linke Hand.

Das war sehr ungünstig für mich. Ein rechtshändiger Fechter nimmt ungern einen Linkshänder an; das bringt alles aus dem Gleichgewicht, während ein Linkshänder mit den Eigenheiten der rechtshändigen Mehrheit notgedrungen vertraut ist. Und dieser Hexenmeister war mit seiner Linken ebenso stark und gewandt wie mit seiner Rechten. Außerdem hatte er jetzt das vom Blut unbeeinträchtigte Auge vorn.

Er traf mich wieder, diesmal in die Kniescheibe. Der Stich schmerzte wie Feuer und machte mich langsamer. Obwohl seine Verletzungen ernster waren als meine, wußte ich, daß ich nicht mehr lange durchhalten konnte.

Es gibt einen Gegenstoß in der Sekunde, äußerst gefährlich aber brillant – wenn man ihn zuwege bringt. Früher hatte ich mehrere Partien damit gewonnen, aber damals war auch das Risiko auf einen Punktverlust beschränkt gewesen. Er geht von der Sixte aus.

Zuerst kontert der Gegner. Statt zur Quart zu parieren, drückt und bindet man in einer Abwärtsbewegung die Klinge des Gegners, während man die eigene Klinge korkzieherartig hineinschraubt, bis die Spitze den anderen trifft. Oder man kann schlagen, kontern und binden, wobei man von der Sixte ausgeht und so den Gegenstoß selber auslöst.

Sein Nachteil ist, daß er vollkommen glücken muß, sonst ist es zu spät zum Parieren, und man rennt seine eigene Brust in die Degenspitze des Gegners.

Ich versuchte den Ablauf nicht auszulösen, nicht gegen diesen Könnner; ich dachte nur daran.

Wir fochten weiter, beide vorsichtig, ohne uns unnötige Blößen zu geben, aber jeder auf seine Chance lauernd. Dann trat er beim Kontern einen kleinen Schritt zurück, und sein rechter Fuß glitt im Blut aus.

Mein Handgelenk war oben, und ich drückte nach, schraubte mit perfekter Bindung herunter zur Sekunde – und meine Klinge ging durch seinen Körper.

Er blickte erstaunt, dann knickten seine Knie unter ihm ein, und der Degen entfiel seinen Fingern. Als er zusammenbrach, mußte ich mich mit meiner Klinge vorwärtsbewegen. Dann versuchte ich, sie aus ihm herauszuziehen.

Er hielt sie fest. »Nein, nein, mein Freund, bitte laß sie stecken. Sie verkorkt den Wein für eine Weile. Deine Logik ist scharf und greift mir ans Herz. Wie heißt du?«

»Oscar – äh – Gordon.«

»Ein guter Name. Man sollte niemals von einem Fremden getötet werden. Sag mir, Oscar Gordon, hast du Carcassonne gesehen?«

»Nein.«

»Geh hin. Liebe ein Mädchen, töte einen Mann, schreibe ein Buch, fliege zum Mond – alles das habe ich getan.« Er würgte und spuckte Blut aus. »Es wird dunkel. Laß uns Geschenke austauschen und als Freunde voneinander scheiden. Zuerst mein

Geschenk, ein Wunsch: Du bist ein Glückspilz, du wirst nicht im Bett sterben. Nun gewähre mir dein Geschenk, ich bin mehr als bereit.«

Also gab ich ihm den Gnadenstoß, richtete mich müde auf, ging zur Bank und fiel darauf. Dann wischte ich beide Klingen ab, zuerst seinen Degen und dann, umständlich und liebevoll, mein Schwert. Ich brachte es fertig, aufzustehen und ihm mit einem sauberen Schwert zu salutieren. Es war eine Ehre, ihn gekannt zu haben.

Ich bedauerte, daß ich ihn nicht nach seinem Namen gefragt hatte. Er schien gedacht zu haben, daß ich ihn kannte.

Schwerfällig setzte ich mich und betrachtete den Wandbehang vor dem Rattenloch und fragte mich, warum Helena und Rufo noch nicht herausgekommen waren. All dieses Waffengeklirr und Gerede ...

Ich dachte daran, hinüberzugehen und nach den beiden zu rufen. Aber im Augenblick war ich zu müde, mich zu bewegen. Ich seufzte und schloß meine Augen.

Durch jugenhaften Leichtsinn (und Achtlosigkeit, für die ich schon unzählige Male gescholten worden war) hatte ich ein Dutzend Eier zerbrochen. Meine Mutter blickte auf die Bescherung, und ich sah ihr an, daß sie im Begriff war zu weinen. So verzog sich auch mein Gesicht. Sie brachte ihre Tränen unter Kontrolle, nahm mich sanft bei der Schulter und sagte: »Es ist schon gut, mein Junge. So wichtig sind Eier nicht.« Aber ich schämte mich, wand mich aus ihren Armen und rannte.

Bergab rannte ich unbekümmert und fast fliegend – dann wurde mir auf einmal klar, daß ich am Lenkrad saß und der Wagen außer Kontrolle war. Ich stieß mit den Beinen herum und suchte das Bremspedal und konnte es nicht finden, fühlte Panik ... dann fand ich es endlich und fühlte es mit der Widerstandslosigkeit unter meinem Fuß wegsacken, die anzeigt, daß der Druck der Bremsflüssigkeit verlorengegangen ist. Voraus auf der Straße war etwas, und ich konnte nicht sehen, konnte nicht mal meinen Kopf

bewegen, und meine Sicht wurde durch etwas behindert, das mir in die Augen rann. Ich riß das Steuer herum und nichts geschah.

Schreie in meinem Ohr, als der Aufprall kam – und ich wachte mit einem Ruck im Bett auf, und die Schreie waren meine eigenen. Ich würde zu spät zur Schule kommen. Schande und Angst, und der Schulhof war leer; die anderen Kinder, saubergewaschen und tugendhaft, saßen längst auf ihren Plätzen, und ich konnte mein Klassenzimmer nicht finden. Ich hatte nicht mal Zeit gehabt, ins Badezimmer zu gehen, und nun saß ich in der Schulbank und hatte die Hosen unten und war im Begriff zu tun, wozu ich zu Hause keine Zeit mehr gehabt hatte, und alle die anderen Kinder hatten ihre Hände oben, aber der Lehrer rief mich auf. Ich konnte nicht aufstehen, um zu antworten; meine Hose war nicht nur unten, ich hatte überhaupt keine an, und wenn ich aufstünde, würden sie es sehen, die Jungen würden mich auslachen, die Mädchen würden kichern und wegschauen und die Nasen rümpfen. Aber die unerträgliche Schande war, daß ich als einziger die Antwort nicht wußte!

»Komm, komm!« sagte der Lehrer scharf. »Verschwende nicht die Zeit der Klasse, E. C. Du hast deine Aufgabe nicht gelernt!«

Nun, das hatte ich tatsächlich nicht. Doch, ich hatte, aber der Lehrer hatte »Aufgaben 1–6« an die Tafel geschrieben, und ich hatte das als »1 und 6« aufgefaßt, und dies war Aufgabe Nummer 4. Aber das würde er mir natürlich nie glauben; die Entschuldigung war zu dürftig.

»So ist es, mein Lieber«, fuhr mein Trainer fort, mehr traurig als ärgerlich. »Spieleifer und Einsatz, das ist alles schön und gut, aber du kannst damit keinen verdammten Dollar machen, solange du nicht mit dem Ei unter dem Arm über die Ziellinie läufst.« Er zeigte auf den Rugbyball auf seinem Tisch. »Da ist er. Am Anfang der Spielsaison hatte ich ihn vergolden und beschriften lassen, du machtest dich so gut, und ich hatte so viel Vertrauen zu dir – er sollte am Ende der Saison dir gehören, als Siegesprämie beim Festbankett.« Seine Stirn runzelte sich, und er schien bemüht zu sein, gerecht zu bleiben. »Ich will nicht sagen, daß du die Schau

ganz allein hättest retten können. Aber du machst es dir zu leicht, mein Lieber. Wenn es brenzlich wird, könntest du dich ein bißchen mehr anstrengen.« Er seufzte. »Mein Fehler; ich hätte gleich hart sein sollen. Statt dessen versuchte ich dir ein Vater zu sein. Aber ich möchte dir klarmachen, daß du nicht der einzige bist, der durch diese Unglückssaison auf der Verliererliste steht... In meinem Alter ist es nicht leicht, einen neuen Job zu finden.« Ich zog die Decken über meinen Kopf; ich hielt es nicht aus, ihm in die Augen zu sehen. Aber sie wollten mich nicht in Ruhe lassen; jemand fing an, meine Schulter zu rütteln und an der Decke zu zerren. »Gordon!«

»Laß mich allein!«

»Wach auf, Gordon. Los, mach schon, oder der Feldwebel reißt dir den Arsch auf. Er will dich sehen. Dicke Luft.«

Das merkte ich, als ich in sein Büro kam. In meinem Mund war ein Geschmack wie von Erbrochenem, und ich fühlte mich furchtbar – wie wenn ein Wasserbüffel mich in die Sule gedrückt und sich auf mir gewälzt hätte.

Der Feldwebel sah mich nicht an, als ich hereinkam; zuerst ließ er mich stehen und schwitzen. Als er mich anblickte, musterte er mich von oben bis unten, bevor er sprach.

Und dann sprach er langsam und ließ mich jedes Wort kosten. »Unerlaubte Entfernung von der Truppe, eigenmächtige Urlaubsüberschreitung, Beleidigen und Terrorisieren einheimischer Frauen, unbefugter Gebrauch von Regierungseigentum ... skandalöse Führung ... Widersetzlichkeit und obszöne Redewohnheiten ... Befehlsverweigerung und Tötlichkeiten gegen Militärpolizisten ... Widerstand gegen die Inhaftierung – Gordon, warum haben Sie nicht ein Pferd gestohlen? Nach unseren Gesetzen werden Pferdediebe gehängt. Es würde alles soviel einfacher machen.«

Er lächelte über seinen eigenen Humor. Der alte Bastard hatte sich immer für geistreich und humorvoll gehalten.

Aber mir war völlig egal, was er sagte. Ich begriff dumpf, daß es alles ein Traum gewesen war, bloß ein weiterer von diesen schlechten Träumen, die ich in letzter Zeit hatte, weil ich aus diesem Dschungel herauswollte. Selbst sie war nicht wirklich gewesen. Meine – wie war noch ihr Name? – selbst ihren Namen hatte ich mir selber zurechtgemacht. Helena. Ach, Helena, mein Liebling, auch du warst nicht wirklich!

Er fuhr fort: »Ich sehe, daß Sie Ihre Korporalstreifen vom Ärmel getrennt haben. Nun, das spart uns Zeit, aber das ist auch das einzige Positive daran. Wie Sie aussehen! Unrasiert, offene Hose, und Ihre Uniform ist verdreckt! Gordon, Sie sind eine Schande für die Armee der Vereinigten Staaten. Sie sind sich darüber im klaren, nicht wahr? Und aus diesem Ding können Sie sich nicht herausreden, und wenn Sie noch so schön singen.«

Er schwang in seinem Drehstuhl herum – er hatte seinen fetten Hintern noch nicht einmal davon hochgekriegt, seit sie ihn nach Asien geschickt hatten. »Ich möchte nur eins wissen. Wo haben Sie das her? Und von welcher fixen Idee waren Sie besessen, als Sie es zu stehlen versuchten?« Er nickte zum Ablageschrank hinter seinem Schreibtisch.

Ich erkannte, was darauf lag, obwohl es mit Goldfarbe bemalt gewesen war, als ich es zuletzt gesehen hatte, während es jetzt mit dem speziellen klebrigen schwarzen Schlamm überzogen war, den sie in Südostasien haben. Ich ging darauf zu. »Der gehört mir!«

»Nein!« sagte er scharf. »Unterstehen Sie sich! Daß Sie ihn gestohlen haben, macht ihn noch nicht zu Ihrem Eigentum. Zu Ihrer Information, Sie Unglücksrabe, die Ärzte glauben, daß er sterben wird.«

»Wer?«

»Warum sollte es Sie kümmern, wer? Fünf Cents gegen einen Bangkok-Tical, daß Sie seinen Namen nicht wußten, als Sie ihn zusammenschlugen. Sie können nicht herumlaufen und Einheimische erschlagen, nur weil Sie gerade in unternehmungslustiger Stimmung sind. Diese Leute haben Rechte, falls Sie das

noch nicht gehört haben sollten. Sie sollen sie nur zusammenschlagen, wann und wo es Ihnen gesagt wird.«

Plötzlich lächelte er. Es stand ihm nicht gut. Mit seiner langen, scharfen Nase und seinen kleinen, geröteten, eng beisammenstehenden Augen sah er wie eine Ratte aus. Plötzlich erkannte ich, wie groß diese Ähnlichkeit war.

Aber er lächelte weiter und sagte bedeutungsvoll: »Trotz allem, Gordon, vielleicht haben Sie sich diese Korporalstreifen zu früh abgetrennt.«

»Hah?«

»Ja. Vielleicht gibt es einen Ausweg aus diesem Schlamassel. Setzen Sie sich. Setzen Sie sich, sagte ich. Wenn es nach mir ginge, würden wir Sie einfach auf Außenposten schicken und vergessen – der sicherste Weg, Sie loszuwerden. Aber der Kompaniechef hat eine andere Idee – auch keine schlechte, eine, die Ihre ganze Akte schließen könnte. Für heute nacht ist ein Überfall auf ein Dorf geplant.« Er beugte sich zur Seite, nahm eine Flasche Four Roses und zwei Tassen aus seinem Schreibtisch und schenkte ein. »Also trinken Sie einen.«

Jeder wußte von der Flasche – jeder außer dem Kompaniechef, vielleicht. Aber nie war bekannt geworden, daß der Feldwebel jemanden daraus eingeschenkt hätte – bis auf einmal, als er seinem Opfer nach dieser Stärkung mitgeteilt hatte, daß ein Kriegsverfahren gegen ihn eingeleitet werde.

»Nein, danke.«

»Kommen Sie, nehmen Sie es. Zieren Sie sich nicht, Sie werden es brauchen. Dann nehmen Sie eine Dusche und bringen sich in Ordnung, damit Sie wenigstens anständig aussehen, selbst wenn Sie es nicht sind, wenn Sie zum Chef gehen.«

Ich stand auf. Ich gierte nach diesem Whisky, ich brauchte ihn. Ich hätte mich mit dem übelsten Fusel zufriedengegeben – und Four Roses ist eine ziemlich gute Marke.

Aber ich wollte nicht mit ihm trinken. Ich sollte hier überhaupt nichts trinken ...

Ich spuckte ihn an.

Er machte ein völlig konsterniertes Gesicht und schien auf seinem Stuhl auseinanderzufließen. Ich zog mein Schwert und hackte auf ihn ein.

Es wurde dunkel, aber ich schlug weiter um mich; manchmal traf ich etwas, manchmal nicht.

Jemand schüttelte mich. »Wach auf!«

»Laß mich in Ruhe!«

»Du mußt aufwachen, Oscar! Komm, bitte reiß dich zusammen!«

»Ja, mein Held – bitte!«

Ich schlug die Augen auf, lächelte sie an und versuchte dann umherzublicken. Mein Gott, was für ein Schlachthaus! In der Mitte und in meiner Nähe war eine Säule aus schwarzem Glas, dick und etwa eineinhalb Meter hoch. Auf ihrer Oberfläche lag das Ei. »Ist es das?«

»Ja«, stimmte Rufo zu. »Das ist es.«

»Ja, mein Held und Beschützer«, bestätigte Helena. »Das ist das wahre Ei des Phönix. Ich habe es geprüft.«

»Ah ... und wo ist der alte Seelenesser?«

»Du hast ihn getötet. Bevor wir herkamen. Du hattest immer noch das Schwert in der Hand und das Ei fest unter deinen linken Arm geklemmt. Es hat uns viel Mühe gekostet, dir beides zu entwinden, damit ich dich behandeln konnte.«

Ich schaute an mir herab, sah, was sie meinte und blickte schnell weg. Rot ist einfach nicht meine Farbe. Um meine Gedanken von der Chirurgie abzulenken, sagte ich zu Rufo: »Was hat euch so lange aufgehalten?«

Helena antwortete: »Ich dachte, wir würden dich nie finden!«

»Wie habt ihr mich gefunden?«

»Sie übertreibt«, sagte Rufo. »Wir hätten dich nicht verlieren können. Wir folgten einfach deiner Blutspur – selbst wo sie vor kahlen Wänden endete.«

»Ah – so – Habt ihr einen toten Mann gesehen?«

»Drei oder vier. Fremde, wahrscheinlich Roboter. Wir haben uns nicht aufgehalten. Und wir dürfen uns auch jetzt nicht

aufhalten. Wenn du soweit zusammengeflickt bist, daß du gehen kannst, müssen wir zurück. Die Zeit ist kurz.«

Ich bewegte mein rechtes Knie vorsichtig. Es schmerzte noch immer höllisch, wo der Fechtmeister meine Kniescheibe angebohrt hatte, aber Helena bemühte sich um die Verletzung. »Zur Not kann ich gehen«, sagte ich, dann fürchte ich meine Stirn. »Aber ich möchte nicht gern noch mal durch diesen Rattengang kriechen. Mir graust vor Ratten.«

»Was für Ratten, Oscar? In welchem Rattengang?«

Ich erzählte es ihm.

Helena gab keinen Kommentar, während sie fortfuhr, mich zu verbinden. Rufo sagte: »Es ist wahr, Oscar, du hast dich auf alle viere niedergelassen und bist gekrochen und dann auf dem Bauch gerobbt – in einem Korridor wie allen anderen. Ich konnte keinen Sinn darin sehen, aber du hattest bewiesen, daß du wußtest, was du tatest, also fragten wir nicht lange. Nachdem du uns gesagt hattest, wir sollten warten, während du erkundetest, taten wir das auch – bis wir lange Zeit gewartet hatten und sie beschloß, wir sollten lieber versuchen, dich ausfindig zu machen.«

Ich ließ das Thema fallen.

Als Helena mich verarztet hatte, machten wir uns auf den Rückweg und hatten keine Schwierigkeiten, keine Sinnestäuschungen, keine Fallen, nichts außer der Tatsache, daß der »richtige Weg« lang und ermüdend war. Rufo ging voraus, Helena mit dem Ei blieb in der Mitte, und ich humpelte hinterdrein.

Niemand von uns wußte, ob wir noch einmal angegriffen werden konnten, noch wären wir imstande gewesen, mehr als ein Rudel Welpen abzuwehren. Nur Rufo konnte einen Bogen spannen oder einen Degen führen; ich war völlig wehrlos. Wie auch immer, es kam nur darauf an, Helena Zeit zur Zerstörung des Eies zu geben, statt es in fremde Hände fallen zu lassen. »Und das ist kein Grund zur Besorgnis«, versicherte Rufo. »Es ist ungefähr so, wie wenn du auf einer Atombombe sitzt, wenn sie losgeht. Du merkst nichts mehr.«

Sobald wir einmal aus dem Turm waren, hatten wir einen langen Fußmarsch zu den Grottenhügeln und dem anderen Tor zu machen. Unterwegs aßen wir, teilten uns Helenas Wasser und Rufos Schnaps. Als wir die Höhle erreichten, in der sich dieses Tor befand, fühlte ich mich besser. Nicht einmal der Himmel, der keiner war, und die seltsamen Schwerkraftveränderungen machten mir etwas aus.

Der Höhlenboden war bereits mit einem Pentagramm versehen. Helena brauchte die Zeichnung nur aufzufrischen, dann warteten wir eine Weile, bis das Tor sich öffnete. Dies war der Grund unserer Eile gewesen: anzukommen, bevor das Tor geöffnet war. Danach würde es für Wochen oder vielleicht Monate geschlossen bleiben – viel länger, als ein Mensch es in Karth-Hokesh aushalten konnte.

Wir waren nur ein paar Minuten vorzeitig erschienen und machten uns eilig für den Durchgang bereit. Ich war gekleidet wie der Kriegsgott Mars – nur ich und das Schwert an der Seite, doch die Verbände bedeckten nicht viel weniger Körperfläche als meine Kleider, die an diesem ungastlichen Ort zurückblieben, zusammen mit meinem Bogen, dem ich ein wenig nachtrauerte. Rufo trug nur seine unattraktive rosige Haut. Seine Ansicht war, daß ein Schwert ein Schwert sei und er bessere zu Hause habe. Helena trug aus beruflichen Gründen nicht mehr als er.

»Wie lange?« fragte Rufo.

»Zwei Minuten«, antwortete sie. Die Uhr in Helenas Kopf ist so genau wie mein Orientierungssinn. Sie brauchte nie eine Uhr.

»Hast du es ihm gesagt?« fragte Rufo.

»Nein.«

»Schämst du dich nicht?« sagte Rufo ärgerlich. »Findest du nicht, daß du ihn lange genug hereingelegt hast?« Er sprach mit erstaunlicher Grobheit, und ich wollte ihm sagen, daß er nicht so mit ihr reden solle. Aber Helena schnitt ihm das Wort ab.

»Still!«

Sie fing an zu singen, dann verstummte sie, wartete einen Moment. »Jetzt!«

Plötzlich war es eine andere Höhle. Ich fühlte mich schwerer. »Wo sind wir?«

»Auf Nevias Planet«, sagte Rufo. »Auf der anderen Seite der Berge. Und ich habe gute Lust, auszusteigen und zu Jocko zu gehen.«

»Tu's nur«, sagte Helena zornig. »Du redest zuviel.«

»Nur wenn mein Kumpel Oscar mitkommt. Hast du Lust, alter Kamerad? In ungefähr einer Woche können wir dort sein. Keine Drachen. Sie werden sich freuen, dich wiederzusehen – besonders Muri.«

»Du läßt gefälligst Muri aus dem Spiel!« Helenas Stimme klang schrill.

»Kannst du nicht vertragen, was?« sagte er säuerlich. »Ein jüngeres Mädchen und alles das.«

»Du weißt, daß es nicht der Grund ist!«

»Und ob es der Grund ist!« versetzte er. »Und wie lange, glaubst du, kannst du damit durchkommen? Es ist nicht fair, es war niemals fair. Es ...«

»Ruhe jetzt! Wir müssen sofort weiter!« Wieder gaben wir einander die Hände, und – bums! waren wir an einem anderen Ort. Es war wieder eine Höhle. Eine Seite öffnete sich ins Freie; die Luft war sehr dünn und bitterkalt, und Schnee war hereingeweht und bedeckte den Boden mit einer dünnen, zarten Decke. Das Pentagramm war aus Gold und in den Felsen eingelassen. »Wo ist dies?« wollte ich wissen.

»Auf deinem Planeten«, antwortete Helena. »Eine Gegend, die Tibet genannt wird.«

»Und du könntest hier umsteigen«, fügte Rufo hinzu, »wenn sie nicht so dickköpfig wäre. Oder du könntest hinausgehen – aber es ist eine lange, harte Wanderung.«

Ich fühlte mich nicht verlockt. Nackt und als Amerikaner in Tibet – und obendrein zur Winterszeit, wie es schien: Der Gedanke bot keinen Anreiz. Soviel ich wußte, herrschten in Tibet die Chinesen, die meinem Land aus verschiedenen Gründen nicht gerade gewogen waren. »Müssen wir uns lange hier aufhalten?« fragte ich. »Dieses Loch braucht eine Zentralheizung.« Ich wollte keinen Streit mehr hören. Helena war Gegenstand meiner Liebe, und ich konnte nicht untätig dastehen und zuhören, wie jemand grob zu ihr war. Aber Rufo war mein Blutsbruder durch viel gemeinsam vergossenes Blut; ich verdankte ihm mein Leben, und nicht nur einmal.

»Nicht lange«, antwortete Helena. Sie sah müde und abgespant aus.

»Aber die Zeit reicht, um diese Sache klarzustellen«, sagte Rufo hartnäckig, »damit du dir selber ein Bild machen und entscheiden kannst und nicht wie eine Katze im Sack herumgetragen wirst. Sie hätte es dir schon lange sagen sollen. Sie ...«

»Positionen!« schnappte Helena. »Es geht weiter. Rufo, wenn du nicht den Mund hältst, bleibst du hier und kannst wieder zu Fuß gehen – im Schnee und barfuß bis zum Hals.«

»Nur zu«, sagte er. »Drohungen machen mich nur dickköpfig. So dickköpfig, wie du immer bist. Oscar, sie ist...«

»STILL!«

»... Kaiserin der zwanzig Universen ...«

Wir waren in einem großen, achteckigen Raum mit prächtigen Wänden aus silbern schimmernden Reliefs.

»... und meine Großmutter«, endete Rufo.

»Nicht ›Kaiserin‹«, protestierte Helena. »Das ist ein albernes Wort dafür.«

»Den Sinn trifft es gut genug.«

»Und was das andere angeht, das ist mein Unglück, nicht mein Fehler.« Sie sprang auf, nicht länger müde aussehend, und legte einen Arm um mich, als ich hochkam, während sie das Ei des Phönix in der anderen Hand hielt. »Oh, Liebling, ich bin so glücklich! Wir haben es geschafft! Willkommen daheim, mein Held!«

»Wo?« Ich war so benommen – zu viele Zeitzonen, zu viele Überlegungen in zu kurzer Zeit.

»Zu Hause. In meiner Heimat, die jetzt auch deine ist, wenn du sie willst. Wir sind in unserem Heim.«

»Ah, ich sehe ... meine Kaiserin.«

Sie stampfte mit dem Fuß auf. »Du sollst mich nicht so nennen!«

»Die richtige Form der Anrede«, sagte Rufo, »ist ›Euer Weisheit‹. Ist es nicht so, Euer Weisheit?«

»Rufo, sei endlich still. Geh und bring uns Kleider.«

Er schüttelte seinen Kopf. »Der Krieg ist vorbei, und ich bin ausbezahlt worden. Geh sie selber holen, Oma.«

»Rufo, du bist unmöglich.«

»Wütend auf mich, Oma?«

»Ich werde es sein, wenn du nicht aufhörst, mich Oma zu nennen.« Plötzlich reichte sie mir das Ei, legte ihre Arme um Rufo und küßte ihn. »Nein, Oma ist nicht böse mit dir«, sagte sie sanft. »Du warst immer ein unartiges Kind, und ich werde nie vergessen,

wie du damals Austern in mein Bett gelegt hast.« Sie küßte ihn wieder und streichelte seinen Kranz weißer Haare. »Oma hat dich lieb. Oma wird dich immer liebhaben. Ich finde dich großartig und nahezu vollkommen – abgesehen davon, daß du ein unerträgliches, unwahrhaftiges, verdorbenes, ungehorsames und respektloses Balg bist.«

»Das ist besser«, sagte er. »Wenn ich es mir überlege, sind meine Gefühle für dich ähnlicher Art. Was willst du anziehen?«

»Mmm ... du könntest eine Auswahl holen. Es ist so lange her, seit ich eine anständige Garderobe hatte.« Sie wandte sich zu mir um. »Was möchtest du gern tragen, mein Held?«

»Ich weiß nicht. Ich weiß überhaupt nichts. Was immer du für geeignet hältst – Euer Weisheit.«

»Oh, Liebling, bitte rede mich nicht so an. Niemals.« Sie schien auf einmal den Tränen nahe.

»In Ordnung. Wie soll ich dich anreden?«

»Helena ist der Name, den du mir gegeben hast. Wenn du mir unbedingt einen anderen Namen geben muß, könntest du mich deine ›Prinzessin‹ nennen. Ich bin keine Prinzessin, und ich bin auch keine ›Kaiserin‹; das sind schlechte Übersetzungen. Aber es gefällt mir, ›deine Prinzessin‹ zu sein – so wie du es manchmal gesagt hast.« Sie blickte mich nüchtern und ernsthaft an. »Ich möchte, daß du so zu mir bist, wie du immer warst. Dabei soll es bleiben.«

»Ich werde es versuchen ... meine Prinzessin.«

»Mein Held!«

»Aber es scheint da eine Menge Tatsachen zu geben, von denen ich nichts weiß.«

»Ich wollte dir alles sagen, mein lieber Oscar, und du wirst auch alles erfahren. Aber ich hatte Angst, du würdest nicht mit mir kommen, wenn ich dir zu früh alles erzählte.«

»Vielleicht war das eine weise Überlegung«, antwortete ich.
»Aber nun bin ich hier, und du kannst es mir sagen. Ich wünsche es.«

»Ich werde reden. Aber es wird Zeit erfordern. Liebling, kannst du deine Ungeduld noch ein wenig zügeln? Nachdem du so geduldig – so sehr geduldig – mit mir gewesen bist?«

»Meinetwegen«, stimmte ich zu. »Auf eine weitere Stunde soll es mir nicht ankommen. Aber ich kenne mich hier nicht aus, ich brauche ein paar Tips. Denke an den Fehler, den ich beim alten Jocko machte, nur weil ich die örtlichen Bräuche nicht kannte.«

»Ja, mein Lieber, das werde ich tun. Aber mach dir keine Sorgen, die Sitten und Gebräuche sind hier sehr einfach. Primitive Gesellschaften haben immer viel kompliziertere Regeln als zivilisierte – und diese ist nicht primitiv.« In diesem Augenblick kam Rufo zurück und warf ihr einen großen Haufen Kleider vor die Füße. Sie drehte sich um, eine Hand noch immer auf meinem Arm, legte mit besorgter Miene einen Finger an den Mund und sagte, völlig von ihrer neuen Überlegung in Anspruch genommen: »Nun laß mich sehen. Was soll ich tragen?«

»Komplex« ist ein relativer Begriff; ich kann nur die Umrisse skizzieren.

Medio ist der Hauptplanet der zwanzig Universen. Aber Helena war nicht »Kaiserin«, und es ist kein Imperium, aber ich werde von Kaisern und Kaiserinnen und von Imperien reden, weil keine andere Bezeichnung hinreicht.

Niemand weiß, wie viele Universen es gibt. Die Theorie setzt keine Grenze. Alles was in den zwanzig Universen bekannt ist, läßt sich darauf reduzieren, daß zwanzig entdeckt worden sind, daß jedes von ihnen seine eigenen Gesetze hat, und daß die meisten von ihnen Planeten haben, oder manchmal auch »Orte«, wo menschliche Wesen leben. Die zwanzig Universen schließen viele wirkliche Imperien ein. Unsere Galaxis in unserem Universum hat ihre stellaren Imperien, aber so gewaltig ist unsere Galaxis, daß unsere menschliche Rasse vermutlich niemals einer

anderen begegnen wird, außer durch die Tore, die die Universen verbinden. Einige Planeten haben keine bekannten Tore. Die Erde hat viele, und das ist ihre einzige Bedeutung; im übrigen gilt sie als ein überfülltes, zurückgebliebenes Elendsquartier.

Vor siebentausend Jahren wurde eine Idee geboren, wie man politische Probleme meistern könne, die für eine Lösung zu groß oder zu kompliziert waren. Die Fragestellung war zunächst bescheiden: Wie konnte ein Planet entwickelt und geleitet werden, ohne ihn zu ruinieren? Die Bewohner dieses Planeten zählten ausgezeichnete Kybernetiker zu den ihren, aber davon abgesehen waren sie kaum weiter fortgeschritten als wir; sie brannten immer noch die Scheune nieder, um die Ratten zu kriegen und brachten ihre Daumen in die Maschinerien. Diese Experimentierer wählten einen hervorragenden Herrscher aus und versuchten ihm zu helfen.

Niemand wußte, warum dieser Bursche so erfolgreich war, aber er war es, und das war genug. Sie gewährten ihm kybernetische Unterstützung, nahmen für ihn alle Krisen in ihrer Geschichte, alle bekannten Einzelheiten, was getan wurde und die Resultate jeder Maßnahme auf Band und organisierten das Material so, daß er es befragen konnte wie ein zweites Gedächtnis.

Die Methode funktionierte. Nicht lange, und er überwachte den ganzen Planeten Medio, der damals noch einen anderen Namen trug. Der Mann beherrschte ihn nicht, er löste nur schwierige Fälle.

Sie nahmen auch auf, was dieser erste »Kaiser« tat, Gutes und Schlechtes, um so seinem Nachfolger Anleitung zu geben.

Das Ei des Phönix ist eine kybernetische Aufzeichnung der Erfahrungen von zweihundertdrei »Kaisern« und »Kaiserinnen«, von denen die meisten alle bekannten Universen »beherrschten«. Wie ein Faltkasten ist dieses Ei innen größer als außen. Im Gebrauch hat es eher die Ausmaße der Großen Pyramide von Gise.

Phönix-Legenden gibt es in allen Universen: Das Wesen, das stirbt, aber unsterblich ist und immer wieder jung aus seiner eigenen Asche emporsteigt. Das Ei ist ein solches Wunder, denn heute ist es weit mehr als eine auf Band genommene Bibliothek; es

ist ein Kompendium aller Erfahrungen aller jener hervorragenden Persönlichkeiten, angefangen mit Seiner Weisheit I. bis zu Ihrer Weisheit CCIV., Madama Oscar Gordon.

Das Amt ist nicht erblich. Helenas Vorfahren schließen einige frühere »Weisheiten« ein, aber Millionen anderer Leute können von sich das gleiche sagen. Ihr Enkel Rufo wurde nicht ausgewählt, obwohl er alle ihre Vorfahren mit ihr teilt. Oder vielleicht hat er das Amt abgelehnt. Ich habe ihn nie danach gefragt, es hätte ihn vielleicht an eine Zeit erinnert, als einer seiner Onkel etwas Verwerfliches tat.

Die Ausbildung eines einmal gewählten Kandidaten ist umfassend. Die Zubereitung von Kutteln gehört ebenso dazu wie die höchste Mathematik oder alle Formen persönlichen Kampfes, denn schon vor Jahrtausenden wurde erkannt, daß auch die am besten bewachte Person länger lebt, wenn sie selbst wie eine wildgewordene Kreissäge kämpfen kann. Ich stieß auf diesen Tatbestand, als ich meiner Angetrauten eine plumpe Frage stellte.

»Nicht allzu lange«, antwortete sie, unangenehm berührt. »Gewöhnlich werden wir von Attentätern umgebracht.«

Die Ausbildung eines Kandidaten schließt ferner Reisen in vielen Welten ein; nicht zu allen von Menschen bewohnten Planeten, denn so lange lebt niemand. Nachdem ein Kandidat alles das hinter sich gebracht hat und zum Nachfolger erwählt worden ist, beginnt das fortgeschrittene Studium: das Ei selbst. Der »Thronerbe« läßt sich die Erinnerungen, sogar die Persönlichkeiten vergangener Weisheitsträger einprägen. Er (oder sie) wird eine Integration von ihnen. Helena-Plus. Eine Supernova. Ihre Weisheit.

Die lebende Persönlichkeit dominiert, aber alle ihre verblichenen Vorgänger bleiben durch das Ei ebenfalls gegenwärtig.

Ohne das Ei zu befragen, könnte Helena sich an Erfahrungen und Entscheidungen von Leuten erinnern, die einige Jahrhunderte tot sind. Mit dem Ei – angeschlossen an seinen übermenschlichen

Gedächtnisspeicher – hatte sie siebentausend Jahre scharfer, frischer Erinnerungen zu ihrer Verfügung.

Helena gab mir gegenüber zu, daß sie zehn Jahre gezögert hatte, bevor sie die Nominierung angenommen hatte. Sie hatte die Identifikation mit allen diesen Leuten nicht gewollt; sie hatte weiterhin sie selbst sein wollen, frei, ein Leben zu führen, wie es ihr gefiel. Aber die Methoden der Kandidatenauslese scheinen nahezu unfehlbar zu sein; nur drei haben je abgelehnt.

Als Helena Kaiserin wurde, hatte sie kaum die zweite Hälfte ihrer Ausbildung angefangen, und man hatte ihr erst sieben ihrer Vorgänger eingeprägt. Dieses Einprägen dauert nicht lange, aber das Opfer braucht zwischen den Prägungen Erholungszeit – denn es bekommt jedes verdamnte Erlebnis, das dem Vorgänger je zustieß, ob gut oder schlecht –, wie er als Kind zu einem Haustier grausam war, und seine erinnerte Scham in seinen erwachsenen Jahren, den Verlust seiner Jungfräulichkeit, die unerträglichen Selbstvorwürfe, als er eine ernste und wichtige Sache falsch entschied – alles.

»Ich muß ihre Fehler erfahren«, sagte sie mir, »Fehler sind die einzige sichere Weise zu lernen.«

So beruht das ganze System darauf, einer Person alle die elenden Fehler und Irrtümer von siebentausend Jahren aufzubürden.

Zum Glück braucht das Ei nicht oft befragt zu werden. Die meiste Zeit konnte Helena sie selbst sein, nicht mehr über eingeprägte Erinnerungen bekümmert als jeder von uns über ungute Kindheitserinnerungen bekümmert ist. Die meisten Probleme konnte sie aus dem Handgelenk lösen – ohne im Schwarzen Raum beim Ei Zuflucht und Unterstützung suchen zu müssen.

Denn als sich diese empirische Methode des »Regierens« entwickelte, stellte sich heraus, daß die geeignete Antwort auf die meisten Probleme lautete: Tue nichts.

Ich fragte den alten Rufo – Verzeihung: Doktor Rufo, den berühmten und ausgezeichneten vergleichenden Kulturologen (mit

einer Schwäche für die Niederungen menschlichen Lebens) –, wie eine fortgeschrittene Gesellschaft mit einer solchen Devise ihrer Angelegenheiten regele?

Er furchte die Stirn. »Meistens tut sie es nicht.«

Das war zugleich eine Beschreibung der Kaiserin der zwanzig Universen: Meistens tat sie nichts.

Aber manchmal tat sie etwas. So kam es vor, daß sie etwa sagte: »Dieses Durcheinander wird sich klären, wenn ihr den Unruhe-stifter dort – Wie heißt du? Du mit den Brillantringen an den Fingern – hinausführt und erschießt. Tut es gleich.« (Ich war anwesend. Sie taten es gleich. Er war Leiter der Delegation, die ihr das Problem vorgelegt hatte – irgendein Streit über intergalaktische Handelspräferenzen im VII. Universum –, und seine eigenen Delegierten schleppten ihn hinaus und töteten ihn, während Helena weiter ihren Kaffee trank. Es ist besserer Kaffee, als wir ihn zu Hause haben, und ich war so aufgeregt, daß ich mir eine Tasse einschenkte.)

Ein Kaiser hat keine Macht. Doch wenn Helena entschiede, daß ein bestimmter Planet entfernt werden sollte, würden die Leute sich an die Arbeit machen, und in der betreffenden Himmels-gegend würde es eine Nova geben. Helena hatte so etwas nie getan, aber in der Vergangenheit war es zuweilen vorgekommen. Seine Weisheit wird lange seine Seele (und das Ei) befragen, bevor er irgend etwas derart Endgültiges dekretiert, selbst wenn sein überentwickelter Pferdeverstand ihm sagt, daß es keine andere Lösung gibt.

Der Kaiser ist die einzige Quelle des imperialen Rechts, einziger Richter, einzige vollziehende Gewalt – und tut sehr wenig und hat keine Möglichkeit, seine Entscheidungen durchzusetzen. Was er oder sie hat, ist das gewaltige Prestige eines Systems, das unter negativen Devisen wie »Leben und leben lassen« oder »Zeit ist der beste Arzt« sieben Jahrtausende überdauert hat. Dieses Nicht-System hält zusammen, weil es keine Organisation hat, keine Gemeinsamkeiten und keine hochfliegenden Pläne; weil es keine Vollkommenheit sucht – nur Antworten, um gerade so

durchzukommen, mit viel Raum für die verschiedensten Möglichkeiten und Haltungen.

Lokale Affären sind lokal. Kindesmord? – Es sind eure Kinder, es ist euer Planet.

Die Krise mit dem Ei begann lange vor meiner Geburt. Seine Weisheit CCIIL. war ermordet und zugleich war das Ei entführt worden. Irgendwelche Leute wollten Macht – und das Ei war durch den in ihm gespeicherten einzigartigen Erfahrungsschatz der Schlüssel zu einer Macht, wie Dschingis-Khan sie nie erträumt haben konnte.

So kam Helena halb ausgebildet ins Amt, konfrontiert mit der größten Krise, die das Imperium je durchgemacht hatte, abgeschnitten von ihrem Lagerhaus der Weisheit.

Aber nicht hilflos. Eingepägt in ihren Geist war die Erfahrung von sieben ausgezeichneten Männern, und ein großer technisch-wissenschaftlicher Apparat stand zu ihrer Verfügung bereit – bis auf jenen einzigartigen und unersetzlichen Teil, der als das Ei bekannt war. Zuerst mußte sie herausbringen, was mit dem Ei geschehen war. Es war nicht sicher, einen Großangriff auf den Planeten der Diebe einzuleiten; das Ei könnte dabei zerstört werden.

Es gab – wie überall – Methoden, einen Mann zum Sprechen zu bringen, wenn es einem nichts ausmachte, ihn geistig und körperlich zu Tode zu quälen. Helena machte es nichts aus, und die Methode war ähnlich wie das Schälen einer Zwiebel. Sie schälten mehrere.

Karth-Hokesh ist so tödlich, daß es nach den einzigen Entdeckern benannt worden war, die nach einem Besuch dort lebendig zurückgekommen waren. (Wir waren in der erträglichsten Zone, der Rest ist viel schlimmer.) Die Diebe hielten sich dort nicht lange auf; sie versteckten das Ei, stellten ringsum Wachen und Fallen auf und sicherten die Zugangswege.

Ich fragte Rufo: »Was für einen Nutzen hatte das Ei dort für sie?«

»Keinen«, sagte er. »Sie lernten bald, daß sie ohne Ihre Weisheit nicht viel damit anfangen konnten. Sie brauchten entweder den zum Ei gehörigen Stab von Kybernetikern – oder Ihre Weisheit persönlich. Sie konnten das Ei nicht öffnen. Sie ist die einzige, die das ohne fremde Hilfe kann. Darum legten sie ihr eine Falle. Ihre Weisheit sollte gefangen oder getötet werden – möglichst gefangen, wenn nötig, getötet. Im letzteren Fall hätte man anschließend versucht, sich der Schlüsselpersonen hier auf Medio zu bemächtigen. Solange Ihre Weisheit am Leben war, konnten sie das nicht riskieren.«

Helena versuchte die günstigste Möglichkeit zur Wiedergewinnung des Eies zu bestimmen. Eine Invasion lehnten die Computer wegen der Gefahr für das Ei ab. Wie immer die Frage gestellt wurde, stets erschöpften sich die Anstrengungen der Rechenanlagen in der gleichen albernen Antwort.

Mir.

Das heißt, sie empfahlen einen Helden – einen Mann mit einem starken Rücken, einem schwachen Geist und hoher Wertschätzung seiner eigenen Haut. Dazu kamen ein paar andere Merkmale. Die Rückgewinnungs-Expedition eines solchen Mannes, unterstützt von Helena persönlich, könnte gelingen. Rufo wurde durch eine Eingebung Helenas hinzugefügt (Eingebungen Ihrer Weisheiten kommen Geniestreichen gleich), und die Maschinen bestätigten die Zweckmäßigkeit dieser Regelung. »Ich wurde eingezogen«, sagte Rufo. »Als ich die Einberufung bekam, weigerte ich mich sofort. Aber meine Vernunft hat mich noch immer im Stich gelassen, wenn es sie betraf, verdammt noch mal; sie hat mich verzogen, als ich ein Kind war.«

Es folgten Jahre der Suche nach dem geeigneten Mann. (Ich werde nie erfahren, warum ausgerechnet ich es sein mußte.) Inzwischen erkundeten todesmutige Männer die Situation und brachten nach und nach die Tücken des Labyrinths in Erfahrung. Helena selbst rekognoszierte auf Nevia und schloß dort mit einigen Bewohnern Freundschaft.

Ich fragte, ob Nevia Teil des »Imperiums« sei. Ja und nein, erklärte mir Rufo. Nevias Planet hat die einzigen Tore nach Karth-Hokesh, und darin liegt seine Bedeutung für das Imperium. Andererseits hat das Imperium für Nevia keinerlei Bedeutung.

Darauf fragte ich Rufo, welche Erfolgschancen die Computer uns gegeben hatten.

»Wie kommst du auf die Idee?« wollte er wissen.

»Nun, ich verstehe ein wenig von Datenverarbeitung.«

»Das bildest du dir ein. Aber es gab tatsächlich eine Wahrscheinlichkeitsberechnung. Dreizehn Prozent Erfolg, siebzehn Prozent unentschieden – und siebzig Prozent Tod für uns alle.«

Ich pfiiff.

»Du hast keinen Grund zu pfeifen«, sagte er indigniert. »Du wußtest nicht mehr, als ein Kavalleriepferd weiß. Du hattest keinen Grund, dich zu fürchten.«

»Ich fürchtete mich.«

»Du hattest gar keine Zeit, richtig vor Angst zu schwitzen. Das war so geplant. Unsere einzige Chance lag in Schnelligkeit und überraschendem Zuschlagen. Aber ich wußte die ganze Zeit Bescheid. Junge, als du uns dort im Turm warten ließest und dann ewig nicht zurückkamst, da hatte ich genug Angst, um in die Hose zu machen.«

»Nun, ich habe in die Hose gemacht!«

Doch genug davon. Sagte ich, was mit den Eierdieben geschehen ist? Nichts. Ihre Tore wurden zerstört; sie sind isoliert, bis sie die interstellare Raumfahrt entwickeln. Für die legeren Maßstäbe des Imperiums ist das gut genug. Ihre Weisheiten sind niemals nachtragend.

Medio ist ein lieblicher Planet. Der Erde ähnlich, aber ohne ihre Mängel. Im Laufe von Jahrtausenden wurde er zu einem Traumland umgestaltet. Wüsten, Schnee und Dschungel wurden für Sport und Vergnügen in hinreichendem Maße bewahrt;

Überschwemmungen und andere Naturkatastrophen sind von der Technologie aus der Wirklichkeit des Planeten verdrängt worden.

Er ist nicht überfüllt, hat aber eine große Bevölkerung für seine Größe – die etwa der des Mars entspricht, aber mit Ozeanen. Ungefähr die Hälfte der Bevölkerung besteht aus Besuchern, weil seine große Schönheit und seine kulturellen Vorzüge als Brennpunkt von zwanzig Universen ihn zu einem Touristenparadies machen. Für die Bequemlichkeit der Besucher wird alles getan, und das mit schweizerischer Gründlichkeit, aber mit den Mitteln einer Technologie, die auf Erden unbekannt ist.

Helena und ich hatten Wohnsitze in wenigstens zehn Orten, von Palästen bis zu einer kleinen Fischerhütte, wo sie selber kochte. Meistens lebten wir in einer Wohnung in einem künstlichen Berg, der das Ei und seinen Stab beherbergte. Hier gab es Säle für jeden erdenklichen Zweck, Konferenzräume, Sekretariate und so weiter. Wenn Helena nach Arbeit zumute war, wollte sie solche Erleichterungen in der Nähe haben. Doch ein Botschafter eines Sternensystems oder ein auf Besuch weilender Herrscher über hundert Systeme hatte etwa die gleiche Chance, in unsere Privatgemächer eingeladen zu werden, wie ein Landstreicher an der Hintertür eines Herrensitzes in Beverly Hills Aussichten hat, in den Ankleideraum geführt zu werden.

Wenn Helena allerdings Gefallen an dem Mann fand, brachte sie es fertig, ihn um Mitternacht in die Wohnung zu schleifen und mit einem Imbiß zu bewirten. Aber sie gab keine offiziellen Empfänge und fühlte sich nicht verpflichtet, an gesellschaftlichen Ereignissen teilzunehmen. Sie gab keine Pressekonferenzen, hielt keine Reden, legte keine Grundsteine, empfing keine Pfadfinderdelegationen und Vereine, lehnte zeremonielle Auftritte und alle anderen zeitraubenden Repräsentationsaufgaben ab, mit denen sich irdische Staatsoberhäupter und Souveräne befassen.

Sie konsultierte Berater, die sie nicht selten von anderen Universen zu sich beorderte, und sie verfügte über alle Nachrichten von überall. Durch dieses in Jahrhunderten entwickelte System zur Nachrichtenübermittlung verfolgte sie das Geschehen in den

zwanzig Universen und entschied, welche Probleme ihrer Mitwirkung bedurften. Eine chronische Beschwerde war, daß das Imperium »entscheidende Fragen« ignorierte – und so war es auch. Ihre Weisheit befaßte sich nur mit Problemen, die sie selbst auswählte; das Fundament des Systems war die Überzeugung, daß die meisten Probleme sich von selbst lösten.

Gelegentlich besuchten wir Parties, von denen es eine endlose Auswahl gab. Für solche Besuche existierte nur ein negatives Protokoll: Helena nahm weder Einladungen an, noch ließ sie ihre Besuche ankündigen; sie kam, wann es ihr gefiel, und ließ nicht zu, daß man ein Aufhebens von ihrer Anwesenheit machte. Dies war eine drastische Veränderung für die hauptstädtische Gesellschaft, weil ihr Vorgänger auf genaues Protokoll gehalten und ein Zeremoniell gepflegt hatte, wie es der Vatikan nicht genauer hätte ausarbeiten können.

Eine Gastgeberin beklagte sich bei mir, wie langweilig es unter der neuen Ägide innerhalb der Gesellschaft geworden war – ob ich da vielleicht etwas tun könne?

Ich tat etwas. Ich ging zu Helena und gab die Bemerkung wieder, worauf wir die Party verließen und zu einem Künstlerball gingen.

Medio ist ein so gründliches Gemisch von Kulturen, Rassen, Gebräuchen und Stilen, daß es wenige Regeln hat. Die wichtigste Regel war: jedem das seine. Die Leute trugen, was sie in ihrer Heimat zu tragen gewöhnt waren, oder sie experimentierten mit anderen Moderichtungen. So kam es, daß jede größere Gesellschaft wie ein Kostümfest zur Karnevalszeit aussah. Ein Gast konnte splitternackt auf einer Party erscheinen, ohne Getuschel auszulösen – und manche taten es. Darunter gab es nicht nur vollkommen behaarte Menschen, sondern auch solche, die selbst auf der Ile du Levant auffallen würden, weil sie überhaupt kein Haar haben, nicht einmal Augenbrauen. Dies ist eine Quelle des Stolzes für sie; es zeigt ihre Überlegenheit über uns haarige Affen, und darum gehen sie öfter nackt als andere Menschenrassen.

Helena trug außerhalb unserer Wohnung Kleider, also tat ich es auch. Sie ließ sich keine Gelegenheit zum Herausputzen entgehen, eine lebenswürdige Schwäche, die es möglich machte, zuweilen ihren Status zu vergessen. Sie trug nie zweimal dasselbe und probierte ständig etwas Neues an – und war enttäuscht, wenn ich es nicht bemerkte. Manche ihrer Kleider hätten sogar an einem Rivierastrand Herzanfälle ausgelöst; sie glaubte, die Kleidung einer Frau sei erst dann ein Erfolg, wenn die Männer davon zu dem Wunsch angestachelt würden, sie in Fetzen zu reißen.

Eine von Helenas wirkungsvollsten Ausstattungen war zugleich die einfachste. Rufo war zufällig bei uns, und sie kam plötzlich auf die Idee, sich anzuziehen, was sie auf der Jagd nach dem Ei getragen hatte. Sofort mußten Kleider nebianischen Stils geschneidert, mußten Bogen, Pfeile und Köcher beschafft werden. Es war ein Kostümfest, das uns glücklich machte; ich freute mich, mein gutes altes Schwert umzuschnallen, das seit langem unberührt an der Wand gehangen hatte.

Helena stand breitbeinig da, die Hände in den Hüften, den Kopf zurückgeworfen, Augen leuchtend und Wangen gerötet. »Oh, wie ich mich jung fühle! Liebling, du mußt mir versprechen, wirklich versprechen, daß wir eines Tages wieder auf Abenteuer ausgehen! Ich bin es überdrüssig, immer vernünftig sein zu müssen!«

»Gern«, stimmte ich zu. »Was meinst du, Rufo? Willst du die Straße des Ruhms ziehen?«

»Nachdem sie gepflastert worden ist.«

»Unsinn. Du wirst mitkommen. Ich kenne dich. Wann und wohin, Helena? Aber wohin ist egal – sag mir nur, wann. Lassen wir die Party sein und gehen gleich los!«

Auf einmal war ihre Fröhlichkeit verflogen. »Liebling, du weißt, daß ich nicht kann. Ich habe meine Ausbildung erst zu einem Drittel hinter mir.«

»Ich hätte dieses Ei zerschlagen sollen, als ich es fand.«

»Sei nicht böse, Liebling. Laß uns zu der Party gehen und uns amüsieren.«

Also gingen wir, und wir waren eine Sensation. Schwerter werden in Medio nicht getragen, außer von gelegentlichen Besuchern aus Gegenden wie Nevia. Auch Pfeile und Bogen sind Raritäten. Wir waren auffallend wie ein gepanzerter Ritter auf der Fifth Avenue.

Der Ball war ähnlichen Veranstaltungen auf der Erde nicht unähnlich. Nach Rufos Beobachtungen scheinen alle menschlichen Rassen die gleichen Grundformen der Unterhaltung zu haben: man versammelt sich mit einem Haufen Gleichgesinnter, um zu tanzen, zu trinken und zu klatschen. Wir stolzierten eine breite Treppe hinunter, die Musik brach ab, die Leute gafften und tuschelten – und Helena genoß das allgemeine Aufsehen. Nach einem Moment fing die Musik wieder an, und die Gäste besannen sich der negativen Höflichkeit, die Ihre Weisheit für sich in Anspruch zu nehmen pflegte. Aber wir bekamen immer noch Aufmerksamkeit. Ich hatte gedacht, daß die Geschichte von der Rückeroberung des Eies ein Staatsgeheimnis sei, weil ich nie eine Erwähnung gehört hatte.

Das war nicht so. Jeder wußte, was die Kostüme bedeuteten, und noch mehr. Ich stand am Büfett, schlürfte Weinbrand und aß Anchovies, als ich von Scheherezades Schwester gestellt wurde. Sie war von einer menschlichen, aber fremdartigen Rasse, ähnlich einem Typ, wie er manchmal von Eurasierinnen vertreten wird. Sie trug einen daumengroßen Rubin am Hals und hatte ein hinreichend undurchsichtiges Kleid an. Sie mochte einen Meter sechzig groß sein, wog vielleicht hundertzehn Pfund, und ihre Taillenweite konnte nicht mehr als fünfzig Zentimeter betragen, was zwei andere Maße übertrieben erscheinen ließ, die das nicht nötig hatten. Sie war brünett und hatte so schräggestellte Augen, wie ich es noch nie gesehen hatte. Sie sah wie eine schöne Katze aus und beobachtete mich, wie eine Katze einen Vogel beobachtet.

Ich lächelte ihr zu und fragte sie nach ihrem Namen.

»Sverlani. Welt ...« (Namen und Kodebezeichnung hatte ich noch nie gehört.) »Studentin der Lebensmittelplanung.«

»Oscar Gordon. Erde. Soldat.« Ich hatte die Kodebezeichnung für Erde vergessen, aber das war unwichtig; sie wußte, wer ich war.

Sie blickte auf das Schwert, und ihre Pupillen weiteten sich. »Ist-war Schwert zerstört Wachen Ei?«

»War-ist«, bejahte ich. Sie hauchte mit einem kleinen Seufzer den Atem aus.

»Anfassen?« sagte sie bittend.

»Gern.«

»Richtig anfassen?«

Ich wollte nicht, daß andere mit meinem Schwert herumspielten, aber ich bin Wachs in den Händen hübscher Mädchen. »Aber vorsichtig«, brummte ich, dann zog ich das Schwert und reichte es ihr so, daß sie den Knauf fassen konnte, bereit zum Zupacken, bevor sie jemandem das Auge ausstechen oder sich den Fuß durchbohren konnte.

Sie nahm es mir behutsam aus der Hand, Augen und Mund groß, aber statt am Griff faßte sie es beim Fingerschutz. Ich mußte es ihr zeigen. Ihre Hand war viel zu klein für die Waffe.

Sie bemerkte die Inschrift. »Heißt?«

Dum vivimus, vivamus ließ sich nicht gut übersetzen, nicht etwa, weil sie die Idee nicht verstehen könnte, sondern weil das Motto für alle diese Leute so selbstverständlich war wie Wasser für den Fisch. Wie sonst sollte einer leben? Aber ich versuchte es. »Das Leben genießen, so lange es dauert. Essen. Trinken. Lachen.«

Sie nickte gedankenvoll, dann stieß sie probeweise in der Luft herum, das Handgelenk abgeknickt und den Ellenbogen draußen. Ich konnte es nicht ertragen, also nahm ich ihr die Waffe und führte ihr einen Ausfall mit anschließender Parade vor – das ist ein so anmutiger Bewegungsablauf, daß große, haarige Männer gut dabei aussehen.

Ich salutierte und gab ihr das Schwert zurück, dann berichtigte ich ihre Haltung, Handgelenk und rechten Ellenbogen und den linken Arm. Sie machte einen Ausfall, und die Schwertspitze verfehlte mit knapper Not die rechte Hinterbacke eines Gastes.

Sie gab mir das Schwert, ich wischte die Klinge ab und schob sie in die Scheide. Wir hatten eine ansehnliche Schar Zuschauer angelockt. Ich nahm ein belegtes Brötchen vom Büfett, aber sie war noch nicht fertig mit mir. »Du ich Schwert springen?«

Der Bissen blieb mir im Hals stecken. Wenn ich sie richtig verstanden hatte, war das ein verhüllter Antrag, der diskreteste, den ich gehört hatte, seit ich auf Medio lebte. Gewöhnlich werden keine langen Umschweife gemacht. Aber sicherlich hatte Helena nicht die Einzelheiten unserer Hochzeitszeremonie verbreitet? Rufo? Ich hatte es ihm nicht erzählt, aber Helena mochte es getan haben.

Als ich nicht antwortete, machte sie deutlich, was sie meinte, und ohne die Stimme zu dämpfen: »Ich Nichtjungfrau Nichtmutter nichtschwanger fruchtbar.«

Ich erklärte ihr so höflich ich konnte, daß ich ausgebucht sei. Sie ließ das Thema fallen und schaute auf mein belegtes Brot. »Biß kosten?«

Ich gab ihr das Brot. Sie biß herzhaft davon ab, kaute nachdenklich und sagte: »Primitiv. Robust. Starke Dissonanz.« Dann schwebte sie davon und überließ mich meinen verwirrenden Empfindungen.

Kaum zehn Minuten später erhielt ich den nächsten Antrag, und im Laufe des Abends bekam ich mehr als auf irgendeiner anderen Party. Zweifellos spielte das Schwert dabei eine Rolle, aber der eigentliche Grund war ein anderer. Ich war der Gemahl Ihrer Weisheit. Ich hätte ein Oran Utan sein können und hätte trotzdem Angebote bekommen. Viele Damen waren einfach neugierig, was für einen Mann Ihre Weisheit mit ins Bett nahm, und die Tatsache, daß ich ein Wilder oder bestenfalls ein Barbar war, machte sie noch neugieriger.

Aber ich war immer noch in den Flitterwochen mit Helena, und wenn ich alle diese Angebote angenommen hätte, wäre sie vielleicht doch zornig geworden. Wie dem auch gewesen sein mochte, nachdem ich mich an die Direktheit der Anträge gewöhnt hatte, freute ich mich darüber.

Als wir uns an diesem Abend auskleideten, sagte ich: »Hast du deinen Spaß gehabt, schöne Frau?«

Helena gähnte und lächelte. »Ganz gewiß. Und du nicht minder, wie mir scheint. Warum hast du das Kätzchen nicht mit nach Hause gebracht?«

»Was für ein Kätzchen?«

»Du weißt es. Ich meine die, der du Fechtunterricht gegeben hast.«

»Miau!«

»Nein, nein, mein Lieber. Du solltest nach ihr schicken. Ich hörte, wie sie ihren Beruf angab, und es gibt einen direkten Zusammenhang zwischen gutem Kochen und gutem ...«

»Frau, du redest zuviel!«

Medio ist ein einziger Vergnügungspark, und der Gemahl Ihrer Weisheit hat ein behagliches Leben. Nach unserem ersten Besuch in Helenas Fischerhütte erwähnte ich, wie hübsch es wäre, eines Tages zu jenem kleinen Bach zurückzukehren und Forellen zu kitzeln, wo wir Nevia betreten hatten. »Das war ein paradiesischer Fleck; ich wünschte, er wäre hier auf Medio.«

»Er soll es sein!«

»Helena – du würdest ihn verpflanzen? Ich weiß, daß einige Tore die Transition großer Massen erlauben, aber ...«

»Nein, nein, daran denke ich nicht. Aber ich weiß eine ebenso gute Möglichkeit. Laß mich überlegen. Es wird ein paar Tage dauern, bis alles aufgenommen und vermessen sein wird. Aber einstweilen – Hinter dieser Wand hier ist nicht viel, nur eine Lichtmaschine und solches Zeug. Sagen wir, eine Tür hier, und die Stelle, wo wir die Fische brieten, hundert Schritte dahinter. In

einer Woche kann es fertig sein, oder der Architekt bekommt sein Honorar nicht. Ist es dir so recht?«

»Helena, das kannst du nicht machen.«

»Warum nicht, Liebling?«

»Das halbe Haus abreißen und umbauen, um mir einen Forellenbach zu geben? Phantastisch!«

»Finde ich nicht.«

»Nun, es ist ebenso phantastisch wie absurd. Übrigens war meine Idee auch nicht, diesen Bach nach hier zu verlegen, sondern hinzugehen. Ferien zu machen.«

Sie seufzte. »Wie gern würde ich Ferien machen!«

»Du hast heute eine Einprägung gemacht. Deine Stimme klingt verändert.«

»Das gibt sich, Oscar.«

»Helena, du nimmst sie zu schnell. Du erschöpfst dich.«

»Vielleicht. Aber das muß ich beurteilen, wie du weißt.«

»Wie ich nicht weiß! Du kannst die ganze Welt beurteilen, das ist deine Aufgabe, und ich weiß es, aber ich, dein Mann, muß beurteilen, ob du dich überarbeitest – und es verhindern.«

»Liebling, Liebling!«

Es gab zu viele Zwischenfälle dieser Art.

Ich war nicht eifersüchtig auf sie. Dieses Gespenst aus meiner barbarischen Vergangenheit lag in Nevia begraben; ich wurde nicht mehr von ihm verfolgt.

Noch ist Medio ein Planet, wo ein solches Gespenst sich wohlfühlen könnte. Medio hat so viele Heiratssitten wie Kulturen – Hunderte. Sie heben einander auf. Manche Menschen dort sind durch Instinkt monogam, wie man es von Schwänen sagt. Also kann ihre Monogamie nicht als »Tugend« bezeichnet werden. Wie Mut Tapferkeit angesichts der Angst ist, ist Tugend richtiges Verhalten angesichts der Versuchung. Wenn es keine Versuchung gibt, kann es keine Tugend geben. Aber diese unbeugsamen Monogamisten waren keine Gefahr. Wenn jemand aus

Unwissenheit einer dieser keuschen Damen einen Antrag machte, riskierte er keine Ohrfeigen; sie gab ihm einen Korb, und das Gespräch ging weiter. Noch spielte es eine Rolle, ob ihr Ehemann mithörte; in einer von Natur aus monogamen Rasse lernt niemand, eifersüchtig zu sein. Nicht, daß ich es je getestet hätte; für mich sahen sie wie verdorbener Brotteig aus – und rochen auch so. Wo die Versuchung fehlt, gibt es keine Tugend.

Aber ich hatte Gelegenheit, »Tugendhaftigkeit« zu zeigen. Dieses Kätzchen mit der Wespentaille war eine Versuchung für mich. Und ich erfuhr, daß sie einem Kulturkreis angehörte, in dem Frauen erst zu heiraten pflegen, wenn sie sich als fruchtbar erwiesen haben, wie in Teilen der Südsee und gewissen Orten in Europa; mit ihrem Antrag hatte sie kein Stammestabu verletzt.

Eine andere Versuchung, die kleine Zhai-i-van, gehörte zu jenen, die keine Kleider trugen. Sie brachte sie selbst hervor; von der Nasenspitze bis zu ihren kleinen Zehen war sie mit weichem, glattem, grauem Pelz bedeckt, der eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit Chinchilla hatte.

Ich hatte nicht das Herz, sie war ein zu liebenswertes Kind.

Aber diese Versuchung gab ich im Gespräch mit Helena offen zu – und sie bedeutete mir freundlich und ohne diese Worte zu gebrauchen, daß ich ein einfältiger Trottel sei; Zhai-i-van galt selbst bei ihren eigenen Leuten als eine hervorragende Künstlerin, und das wollte bei einem Volk, das für seine talentierte Erosverehrung bekannt war, etwas heißen.

Doch ich kniff weiterhin. Eine Balgerei mit einem so süßen Kind sollte Liebe voraussetzen, wenigstens etwas, und es war nicht Liebe, nur dieser schöne Pelz – zusammen mit der Befürchtung, daß eine Balgerei mit Zaii-i-van zu Liebe werden könnte, und sie mich nicht heiraten könnte, selbst wenn Helena mich freigäbe.

Oder nicht freigäbe – Medio kennt keine Gesetze gegen Polygamie. Manche Religionen dort kennen Vorschriften dafür oder dagegen, aber diese Mischung von Kulturen hat zahllose

Religionen, und sie heben einander genauso auf wie gegensätzliche Sitten einander aufheben. Kulturologen haben eine Gesetzmäßigkeit religiöser Freiheit festgestellt, die, wie sie sagen, unveränderlich ist: Religiöse Freiheit in einem kulturellen Komplex ist umgekehrt proportional zu der Kraft der stärksten Religion. Dies ist ein Aspekt einer allgemeinen Unveränderlichen, die besagt, daß alle Freiheiten aus kulturellen Konflikten entstehen, weil eine Sitte oder eine Gewohnheit, die nicht von ihrem Negativ in Frage gestellt sind, befehlend ist und immer als »gottgegeben« oder als »Naturgesetz« betrachtet wird.

Doch zurück zum Thema – Die Bewohner Medios kennen jede Art von Heiratsverträgen und machen davon Gebrauch. Oder auch nicht. Sie praktizieren häusliche Partnerschaft, Beischlaf, Fortpflanzung, Freundschaft und Liebe, aber nicht notwendigerweise alles zugleich oder mit derselben Person. Ehekontrakte können so kompliziert sein wie Fusionierungsvertrag zwischen zwei Aktiengesellschaften und Dauer, Zwecke, Pflichten, Verantwortlichkeiten, Anzahl und Geschlecht von Kindern, genetische Selektionsmethoden, Bedingungen für die Aufhebung und Optionen für eine Verlängerung spezifizieren – alles, nur nicht »eheliche Treue«. Es gilt dort als selbstverständlich, daß diese nicht erzwungen werden kann und darum nicht vertragsfähig ist.

Trotzdem ist eheliche Treue verbreiteter als auf der Erde; sie ist nur nicht gesetzlich vorgeschrieben.

Die übliche Form des Ehekontrakts ist kein Kontrakt; er bringt seine Kleider in ihre Wohnung und bleibt – bis sie seine Sachen vor die Tür wirft. Diese Form wird wegen ihrer Stabilität hochgeschätzt; eine Frau, die »seine Schuhe wirft«, hat es nicht leicht, einen anderen Mann zu finden, der mutig genug ist, ihre Gemütsart in Kauf zu nehmen.

Mein »Kontrakt« mit Helena war nicht mehr als das. Aber das war nicht die Quelle meines zunehmendes Unbehagens.

Eifersucht war es auch nicht, ganz gewiß nicht.

Aber ich war mehr und mehr von diesen toten Männern beunruhigt, die sich in ihren Geist drängten.

Eines Abends, als wir uns für irgendeinen Anlaß zurechtmachten, fuhr sie mich an. Ich hatte davon geschwätzt, wie ich meinen Tag verbracht hatte und wie ich in Mathematik unterwiesen worden war, und ohne Zweifel war ich so unterhaltend gewesen wie ein Kind, das über seine Erlebnisse im Kindergarten berichtet. Aber ich war enthusiastisch, eine neue Welt eröffnete sich mir – und Helena war immer geduldig.

Aber diesmal fuhr sie mich ungeduldig an – in einer Baritonstimme.

Ich erstarrte. »Du hast heute eine Einprägung gemacht!«

Ich konnte beinahe sehen, wie sie umschaltete. »Ach – vergib mir, Liebling! Nein, ich bin nicht ich selbst. Ich bin Seine Weisheit CLXXXII.«

Ich rechnete rasch. »Das ist der Vierzehnte, den du dir seit unserer Ankunft eingeprägt hast – und in all den Jahren vorher hast du nur sieben in dich aufgenommen. Was, zum Teufel, bezweckst du damit? Willst du dich ausbrennen? Geisteskrank werden?«

Sie fuhr wieder auf, gewann aber sofort die Selbstbeherrschung zurück und antwortete sanft: »Nein, ich riskiere nichts.«

»Das ist nicht, was ich höre.«

»Was du gehört haben magst, hat kein Gewicht, Oscar, weil kein anderer als ich meine Kapazität beurteilen kann, oder was es heißt, eine Einprägung zu empfangen. Es sei denn, du hast mit meinem Nachfolger gesprochen?«

»Nein.« Ich wußte, daß sie einen ausgewählt hatte, und ich vermutete, daß er eine oder zwei Einprägungen gemacht hatte – eine normale Vorsichtsmaßregel für den Fall der Ermordung. Aber ich hatte ihn noch nie gesehen, wollte ihn nicht sehen und wußte nicht, wer er war.

»Dann mach dir keine nutzlosen Sorgen.« Sie seufzte. »Aber Liebling, wenn es dir nichts ausmacht, gehe ich heute abend lieber nicht aus. Es wird besser sein, wenn ich zu Bett gehe und schlafe.

Der alte CLXXXII. ist die unsympathischste Person, die ich je gewesen bin. Er war ein großartiger und erfolgreicher Mann in einem kritischen Zeitalter, du mußt über ihn lesen. Aber in seinem Innern war er ein launisches Biest und haßte die gleichen Leute, denen er half. Er ist jetzt frisch in mir. Ich muß ihn in Ketten halten.«

»Ist gut, laß uns zu Bett gehen.«

Sie schüttelte ihren Kopf. »Nur wenn du wirklich müde bist und schlafen willst. Ich werde mit Autosuggestion arbeiten, und morgen früh wirst du nicht wissen, daß er hier gewesen ist. Geh ruhig zur Party. Such dir ein Abenteuer und vergiß, daß du eine schwierige Frau hast.«

Ich ging, aber ich war zu mißgelaunt, um an ein »Abenteuer« auch nur zu denken.

Der alte CLXXXII. war nicht der Schlimmste. Ich kann in einem Streit meinen Mann stehen, und Helena, so amazonenhaft sie auch sein mag, ist nicht stark genug, um mit mir fertig zu werden. Wenn sie grob würde, bekäme sie schließlich doch den Hintern voll. Auch brauchte ich keine Einmischung von Leibwachen zu befürchten; das war von Anfang an geregelt worden: Wenn wir zwei allein in unserer Wohnung oder anderswo waren, blieben wir ungestört. Jede dritte Person änderte das, und auch allein blieb Helena nie unbewacht, nicht mal im Bad. Ob ihre Leibwächter Männer waren oder Frauen, wußte ich nicht; sie waren nie in Sicht, wenn ich mit ihr zusammen war. So blieben unsere gelegentlichen Streitereien privat und taten uns vielleicht beiden gut, als zeitweilige Erleichterung.

Aber der »Heilige« war noch schwerer zu ertragen als der alte Bösewicht. Er war Seine Weisheit CXLI. und war so verdammt vornehm und vergeistigt und lupenrein, daß ich für drei Tage angeln ging. Helena selbst war robust und vital und voller Lebensfreude; dieser Bursche trank nicht, rauchte nicht, schnupfte kein Kokain und sagte nie ein unfreundliches Wort. Man konnte beinahe Helenas Heiligschein sehen, während sie unter seinem Einfluß stand.

Schlimmer noch war, daß er der Fleischeslust entsagt hatte, als er sich den Universen geweiht hatte, und dies hatte eine Wirkung auf Helena, die mich schockierte. So ging ich angeln.

Ein Gutes muß ich über den Heiligen sagen. Helena erzählte mir, daß er dazu neigte, aus frommen Motiven das Falsche zu tun, und so konnte sie von ihm allein mehr lernen als von irgendeinem anderen; er machte jeden Fehler im Buch, und nach nur fünfzehn Jahren Amtszeit wurde er umgebracht.

Seine Weisheit CXXXVII. war eine Sie – und Helena war zwei Tage lang abwesend. Als sie nach Hause kam, erklärte sie es mir. »Ich mußte, Lieber. Ich habe mich immer für eine streunende Hündin gehalten – aber sie hat sogar mich schockiert.«

»Wieso?«

»Ich spreche nicht darüber. Ich habe mir selber eine intensive autosuggestive Behandlung verabfolgt, um sie zu begraben, wo du sie nie finden wirst.«

»Du machst mich neugierig.«

»Ich weiß, daß du neugierig bist, alle Einflüsse von ihrer Seite zu unterdrücken; eine schwierige Aufgabe, denn sie ist eine direkte Urahne von mir. Aber ich hatte Angst, sie könnte dir besser gefallen als ich. Diese unsägliche Hure!«

Die meisten dieser früheren »Weisheiten« waren keine schlechten Kerle. Aber unsere Ehe wäre reibungsloser gewesen, wenn ich nie erfahren hätte, daß sie da waren. Es ist schwierig, eine Frau zu haben, die aus mehreren Persönlichkeiten besteht – größtenteils Männern. Daß ich mir ihrer geisterhaften Anwesenheit bewußt war, selbst wenn Helenas eigene Persönlichkeit sie überlagerte, tat meiner Libido nicht gut. Aber ich muß einräumen, daß Helena den männlichen Gesichtspunkt besser kannte als je eine Frau in der Geschichte. Sie brauchte nicht zu erraten, was einem Mann gefallen würde; sie wußte mehr darüber als ich, aus »Erfahrung« – und war auf eine explosive Weise ungehemmt, ihr einzigartiges Wissen zu teilen.

Ich sollte mich nicht beklagen.

Aber ich tat es. Ich machte ihr zum Vorwurf, daß sie diese anderen Leute in sich trug. Sie ertrug meine ungerechten Beschwerden besser als ich meine Situation.

Die Geister der Verstorbenen in meiner Frau waren nicht das einzige Haar in der Suppe.

Ich hatte keinen Job. Ich meine nicht, täglich von acht bis fünf, samstags Rasenmähen und einen Rausch und so weiter, ich meine, ich hatte keine Aufgabe, keinen Lebenszweck. Haben Sie schon mal einen männlichen Löwen im Zoo gesehen? Frisches Fleisch zu jeder Mahlzeit, Frauen geliefert, keine Jäger, die ihm das Leben schwermachen – er hat es geschafft, nicht wahr?

Warum sieht er dann so gelangweilt aus?

Anfangs wußte ich nicht, daß ich ein Problem hatte. Ich hatte eine schöne und liebende Frau; ich war so wohlhabend, daß es keine Möglichkeit gab, meinen Reichtum in Zahlen auszudrücken; ich lebte im Luxus in einer Stadt, die schöner war als jede mir bekannte Stadt auf der Erde; alle Leute waren nett zu mir; ich hatte unbegrenzte Möglichkeiten, zu lernen und mein Wissen zu vervollkommen.

Bald merkte ich, daß ich den Ozean des Wissens nicht leertrinken konnte, obwohl er mir an die Lippen gehalten wurde. Schon auf der Erde allein ist das verfügbare Wissen so angewachsen, daß kein einzelner Mensch es umfassen kann. Man kann sich vorstellen, welchen Umfang es in zwanzig Universen und wer weiß wie vielen Zivilisationen angenommen hat.

In einer Bonbonfabrik werden die Beschäftigten angefordert, soviel zu essen, wie sie wollen. Sie hören bald ganz auf.

Ich gab meine Bemühungen nie völlig auf; Wissen ist vielfältiger. Aber meinen Studien fehlte der Zweck, der sie vorantrieb. Ich hatte keinen Antrieb, ich war ein Dilettant. Das erkannte ich, als ich sah, daß meine Lehrer enttäuscht von mir waren. So ließ ich die meisten von ihnen gehen, behielt nur Mathematik und Universalgeschichte bei und gab den Versuch auf, alles erfahren zu wollen.

Ich dachte daran, eine geschäftliche Tätigkeit anzufangen. Aber um daran Spaß zu haben, muß man Kaufmann aus Neigung sein (das war ich nicht) oder Geld brauchen. Ich hatte Geld; ich konnte es nur verlieren. Oder, wenn ich gewönne, würde ich nie erfahren, ob meine etwaigen Geschäftspartner und Konkurrenten nicht einen Wink von ihrer jeweiligen Regierung bekommen würden: Macht dem Gemahl Ihrer Weisheit keine Schwierigkeiten, wir werden eure Verluste ersetzen.

Ähnlich war es mit Poker. Ich führte das Spiel ein, und es gewann rasch Freunde – aber ich fand, daß ich es nicht mehr spielen konnte. Poker muß ernsthaft und mit Konzentration gespielt werden, oder es ist nichts. Aber wenn einem ein Ozean von Geld gehört, bedeutet es absolut nichts, ob man ein paar Tropfen dazugewinnt oder verliert.

Ich sollte vielleicht erklären: Die Apanage Ihrer Weisheit mag nicht so groß gewesen sein wie das Einkommen einiger reicher Leute auf Medio; der Planet ist reich. Aber Helenas wirkliches Einkommen war so groß, wie sie es haben wollte, ein bodenloser Brunnen des Reichtums. Ich weiß nicht, wie viele Welten zu den Kosten dieser höchsten Institution der zwanzig Universen beisteuerten, aber nehmen wir an, es waren zwanzigtausend mit je drei Milliarden Einwohnern. Die Schätzung ist sehr niedrig angesetzt.

Ein Cent von jedem dieser 60 000 000 000 000 Menschen ergibt sechshundert Milliarden Dollar. Die Zahlen bedeuten nichts, aber sie zeigen, daß eine so breite Verteilung der Lasten, die niemand fühlen konnte, immer noch mehr Geld bedeutete, als ich mir vorstellen konnte. Helenas Nicht-Regierung ihres Nicht-Imperiums kostete vermutlich einiges Geld – aber ihre und meine persönlichen Ausgaben, egal wie verschwenderisch sie erscheinen mochten, waren irrelevant.

König Midas verlor das Interesse an seinem Reichtum. So erging es auch mir.

Gewiß, ich gab Geld aus. Unsere Stadtwohnung (ich will es nicht Palast nennen) hatte eine Gymnastikhalle; ich ließ einen

Fechtsaal anbauen und übte dort fast jeden Tag mit allen Arten von Hieb- und Stichwaffen. Ich ließ Florette, Degen und Säbel anfertigen, und die besten Fechtmeister mehrerer Welten kamen, um mit mir zu trainieren und mir zu helfen. Ich ließ einen Schießstand hinzufügen und meinen Bogen aus der Höhle des Tors in Karth-Hokesh holen, und ich übte mich im Bogenschießen. Ich verbrauchte Geld nach Belieben.

Aber es machte nicht viel Spaß.

Eines Tages saß ich in meinem »Arbeitszimmer« und brütete vor mich hin, während ich mit einer Schüssel voll Juwelen spielte.

Ich hatte mich eine Weile mit Entwürfen für Schmuckstücke und mit Edelsteinschleiferei beschäftigt.

Es gab keine Möglichkeit für mich, Helena etwas zu schenken, es sei denn, ich machte das Geschenk selbst. Also ging ich an die Arbeit. Ich verfertigte Geschmeide aus echten Steinen (mit Hilfe von Experten, wie üblich), zeichnete die Entwürfe, wählte die Steine aus einer überreichlichen Kollektion aus, beschäftigte zwei Goldschmiede, arbeitete in einer Edelsteinschleiferei und überwachte jede Phase der Herstellung.

Ich wußte, daß Helena gern juwelengeschmückte Kleider trug; ich wußte, daß sie provozierende Modelle liebte, die hervorhoben, was der Hervorhebung nicht bedurfte.

Die Dinge, die ich entwarf, hätten in einer französischen Revue zu Hause sein können – aber mein Schmuck war echt. Saphire und Gold paßten zu Helenas blonder Schönheit, aber sie konnte alle Farben tragen, und ich verarbeitete auch andere Steine.

Sie freute sich aufrichtig über meinen ersten Versuch und trug das Kostüm noch am selben Abend. Ich war stolz darauf; der Entwurf allerdings war gestohlen, denn ich hatte ihn aus dem Gedächtnis nach einem Kostüm gemacht, das ich an meinem ersten Abend als Zivilist in einem Frankfurter Nachtclub an einer Schönheitstänzerin gesehen hatte.

Andere Modelle folgten, und für jedes zeigte Helena sich dankbar. Aber ich lernte etwas. Ich bin kein Juwelier. Ich sah keine

Hoffnung, es den professionellen Schmuckherstellern gleichzutun, die für die Reichen arbeiteten. Bald wurde mir klar, daß Helena meine Entwürfe nur trug, weil sie Geschenke von mir waren, genau wie Mama die Kindergartenzeichnungen ihres kleinen Lieblings an die Wand heftet. So gab ich auf.

Diese Schüssel voller Edelsteine stand seit Wochen in meinem Arbeitszimmer herum – Diamanten, Türkise und Rubine, Feueropale, Sardonyx, Karneol, Mondsteine und Saphire, Granatsteine, Smaragde, Chrysolithe und viele andere, für die ich keine Namen hatte. Ich ließ sie durch meine Finger gehen, betrachtete ihr Feuer und das Spiel ihrer Farben und bemitleidete mich selbst. Wieviel mochten diese hübschen Murmeln auf Erden kosten? Zwei Millionen Dollar oder vier? Ich konnte es nicht sagen.

Am Abend machte ich mir nicht die Mühe, sie wegzuschließen. Und ich war der Bursche, der sein Studium abbrechen mußte, weil ihm das Geld gefehlt hatte.

Ich schob die Schüssel weg und ging an mein Fenster – das dort war, weil ich Helena gleich nach unserer Ankunft gesagt hatte, daß ich kein fensterloses Arbeitszimmer mochte. Monatelang blieb mir verborgen, wieviel abgerissen worden war, um meinen Wunsch zu erfüllen; ich hatte gedacht, sie würden einfach eine Wand durchbrechen.

Es war eine schöne Aussicht, mehr ein Park als eine Stadt, und man hatte nicht das Gefühl, daß diese Stadt größer war als Tokio. Ein Summen lag in der Luft, ähnlich dem gedämpften Tosen, dem man in New York niemals entkommt, aber weicher und leiser, gerade ausreichend, um mich begreifen zu lassen, daß ich von Menschen umgeben war, Menschen, die arbeiteten, ihre Ziele verfolgten, Funktionen hatten.

Meine Funktion? Gemahl.

Gigolo!

Helena hatte, ohne es zu bemerken, die Prostitution in eine Welt eingeführt, die sie nie gekannt hatte. In eine unschuldige Welt, wo

Mann und Frau nur aus dem Grund zusammen ins Bett gingen, weil sie es beide wollten.

Ein Prinzgemahl ist kein Prostituiertes. Er hat seine Aufgaben, und die sind häufig ermüdend. Er muß seinen Ehepartner vertreten, Grundsteine legen, Reden halten, Honorationen empfangen und andere Repräsentationspflichten übernehmen. Außerdem hat er seine Pflichten als königlicher Zuchthengst und muß dafür sorgen, daß die Linie nicht ausstirbt.

Ich hatte keine von diesen Aufgaben. Nicht einmal die Pflicht, Helena zu unterhalten – ja, im Umkreis von fünfzehn Kilometern gab es Millionen Männer, die auf die Gelegenheit springen würden.

Die Nacht zuvor war schlecht gewesen. Sie hatte schlecht angefangen und war dann zu einer jener langwierigen Kopfkissen-Konferenzen ausgeartet, die verheiratete Paare zuweilen abhalten und die nicht so gesund sind wie ein richtiger Krach.

Helena hatte etwas getan, das sie noch nie getan hatte: Arbeit mit nach Hause gebracht. Arbeit in Gestalt von fünf Männern, die sich mit irgendeinem intergalaktischen Streitfall beschäftigten. Worum es ging, erfuhr ich nie, denn die Diskussion hatte schon stundenlang andauert, als sie kamen, und sie sprachen manchmal ein Idiom, das mir nicht bekannt war.

Sie ignorierten mich, ich war ein Teil der Möblierung. Auf Medio stellt man sich selten vor; wenn man mit jemandem sprechen will, sagt man eine Begrüßungsformel. Antwortet der andere nicht, geht man fort. Antwortet er, tauscht man die Identitäten aus.

Keiner von ihnen tat Derartiges, und ich wollte eher gehängt sein als den Anfang machen. Als Fremdlinge in meinem Heim war es ihre Sache. Aber sie benahmen sich nicht so, als ob es mein Heim wäre.

Ich saß da, unbeachtet, und wurde wütender und wütender.

Sie fuhr fort zu streiten, während Helena zuhörte. Nach einiger Zeit ließ sie ihre Zofen kommen, und die Mädchen

begannen sie auszukleiden und ihr Haar zu bürsten. Medio ist nicht Amerika, ich hatte keinen Grund, schockiert zu sein. Helena war rüde zu ihnen und behandelte sie wie Möbelstücke. Offenbar war ihr nicht entgangen, wie diese Leute mich behandelt hatten.

Einer sagte empfindlich: »Euer Weisheit, ich wünschte wirklich, Sie würden uns anhören, wie Sie es zugesagt hatten.«

Helena erwiderte kalt: »Ich allein beurteile mein Verhalten. Niemand sonst ist dazu in der Lage.«

Das stimmte. Die anderen konnten ihr Verhalten nicht beurteilen. Noch konnte ich es, wie mir mit einiger Bitterkeit klar wurde. Ich hatte mich über sie geärgert, als sie ihre Kammerzofen hereinrief und sich vor diesen Lümmeln ausziehen und zum Schlafengehen bereitmachen ließ. Ich hatte ihr sagen wollen, daß sie es nicht noch einmal dazu kommen lassen solle. Nun beschloß ich, diesen Punkt unerwähnt zu lassen.

Die fünf Männer ließen sich von dem Wink mit dem Auskleiden nicht beeindrucken. Nach einer Weile mußte Helena sie mit Grobheit zum Schweigen bringen. »Er hat recht. Sie haben unrecht. Bereinigen Sie den Fall in diesem Sinne. Nun gehen Sie.«

Aber ich wollte doch wenigstens einen Einwand dagegen vorbringen, daß sie diese Kerle in unsere Wohnung geführt hatte.

Helena schlug mich um eine Sekunde. Kaum waren wir allein, sagte sie: »Verzeih, mein Liebling. Ich hatte zugestimmt, mir diese alberne Meinungsverschiedenheit anzuhören, aber sie zog sich ewig in die Länge, und ich dachte, ich könnte sie rasch beenden, wenn ich diese Leute aus ihren Sesseln brächte, sie hier stehen ließe und ihnen zu verstehen gäbe, daß sie mich langweilten. Ich ahnte nicht, daß sie noch eine weitere Stunde debattieren würden, bevor ich die wahren Hintergründe herausquetschen konnte. Aber das Problem war wichtig. Ich konnte es nicht fallenlassen.« Sie seufzte. »Dieser lächerliche Mann – Und doch bringen es solche Typen fertig, bis in die höchsten Ämter und Positionen zu gelangen. Er gehörte wegen Ignoranz hingerichtet, aber ich muß

ihn seinen Irrtum korrigieren lassen, oder die Streitigkeiten brechen von neuem aus.«

Ich konnte nicht einmal andeuten, daß sie ihre Entscheidung aus Überdruß und Verärgerung getroffen hatte; der Mann, den sie zurechtgewiesen hatte, war derjenige, zu dessen Gunsten sie entschieden hatte. So sagte ich: »Laß uns zu Bett gehen, du bist müde.«

Aber dann konnte ich mich selbst nicht enthalten, über sie zu urteilen.

Wir gingen zu Bett. Nach kurzer Zeit sagte sie: »Oscar, du bist ungehalten.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Ich fühle es. Es ist auch nicht wegen dieser unhöflichen und dummen Kerle heute abend. Du bist nicht glücklich, du hast dich in letzter Zeit in dich selbst zurückgezogen.«

»Es ist nichts.«

»Oscar, alles was dich bekümmert, kann niemals ›nichts‹ für mich sein.«

»Nun ... ich fühle mich so verdammt nutzlos!«

Sie legte ihre weiche, doch kräftige Hand auf meine Brust. »Für mich bist du nicht nutzlos. Warum kommst du dir selber nutzlos vor?«

»Es ist – sieh dir dieses Bett an!« Es war ein Bett, wie es höchstens in den Träumen veränderter Lebewesen vorkommen konnte; daß es einem keinen Gutenachtkuß geben konnte, war angesichts seiner sonstigen Möglichkeiten beinahe verwunderlich. Und, wie die Stadt, war es schön, sein Mechanismus blieb verborgen. »Dieses Ding würde in meiner Heimat mehr kosten – wenn sie es bauen könnten – als das beste Haus, in dem meine Mutter je gelebt hat.«

Sie dachte darüber nach. »Möchtest du deiner Mutter Geld schicken?« Mit einem Wink schaltete sie die Sprechanlage neben dem Bett ein. »Ist Luftwaffenstützpunkt Elmendorf, Alaska, als Adresse ausreichend?«

Ich konnte mich nicht erinnern, ihr jemals gesagt zu haben, wo meine Mutter wohnte. »Nein, nein!« Ich gestikulierte zur Sprechanlage und schaltete sie aus. »Ich will ihr kein Geld schicken. Ihr Mann kommt für ihren Unterhalt auf. Sie würde kein Geld von mir annehmen. Darum geht es nicht.«

»Dann weiß ich nicht, worum es dir geht. Betten sind unwichtig, es kommt darauf an, wer darin liegt. Mein Liebling, wenn dir dieses Bett nicht gefällt, können wir ein anderes aufstellen lassen. Oder auf dem Boden schlafen. Betten sind nicht wichtig.«

»Dieses Bett ist in Ordnung. Das einzige, was mir daran nicht gefällt, ist, daß ich nicht dafür bezahlt habe. Du hast es bezahlt. Genauso ist es mit allem anderen. Dieses Haus. Meine Kleider. Mein Essen. Meine ... Spielsachen! Jedes verdammte Ding, das ich habe, hast du mir gegeben. Weißt du, was ich bin, Helena? Ein Gigolo! Weißt du, was ein Gigolo ist? In unserem Sprachgebrauch eine Art männlicher Prostituiertes.«

Eine der am meisten erbitternden Eigenschaften meiner Frau war, daß sie sich manchmal weigerte zurückzubeißen, wenn sie merkte, daß ich auf einen Streit aus war. Sie schaute mich nachdenklich an. »Amerika ist ein arbeitsames Land, nicht wahr? Die Leute arbeiten die ganze Zeit, besonders die Männer.«

»Nun ... nicht alle. Aber die meisten.«

»Anderswo ist das nicht Sitte, sogar auf der Erde. Ein Franzose ist nicht unglücklich, wenn er freie Zeit hat; er bestellt noch einen cafe au lait, zündet sich die nächste Gauloise an und erfreut sich am Nichtstun. Ich habe die Arbeit auch nicht gern, Oscar. Ich habe unseren Abend aus Faulheit ruiniert, weil ich vermeiden wollte, daß ich mich morgen noch einmal mit dieser langweiligen Angelegenheit befassen muß. Ich werde diesen Fehler nicht wiederholen.«

»Helena, das ist ganz unwichtig. Das ist vergessen.«

»Ich weiß. Es war nur der Anstoß. Du bist kein Gigolo.«

»Wie nennst du es? Wenn es wie eine Ente aussieht und wie eine Ente schnattert und sich wie eine Ente verhält, nenne ich es eine Ente. Du magst es einen Rosenstrauß nennen, es schnattert trotzdem.«

»Nein. Alles, was du hier siehst – das Bett, dieser hübsche Raum. Unser Essen. Meine und deine Kleider. Unser Schwimmbad. Der Garten mit den lieblichen Teichen. Der Nachtkammer-

diener, der für den Fall wacht, daß du oder ich einen Singvogel oder eine reife Melone verlangen könnten ... Alles das hast du mit deinen kräftigen Armen verdient. Es gehört rechtmäßig dir.«

Ich schnaufte.

»So ist es«, beharrte sie. »Das war unsere Abmachung. Ich versprach dir große Abenteuer, noch größere Gefahren und gewaltige Reichtümer. Du gingst darauf ein. Du sagtest: ›Meine Dame, Sie haben einen Helfer gefunden« Sie lächelte. »Und was für einen tapferen Helfer! Liebling, ich glaube, die Gefahren waren größer, als du ahntest... und so freute ich mich, daß nun auch die Belohnung größer ist, als du wahrscheinlich ahnen konntest. Bitte sei nicht zu scheu oder bescheiden, sie anzunehmen. Du hast sie verdient.«

»Ach ...« Ich seufzte. »Selbst wenn du recht hast, es ist zuviel. Ich ertrinke in Milch und Honig!«

»Aber Oscar, du brauchst nicht einen Bissen zu nehmen, den du nicht willst. Wir können einfach leben. In einem Raum mit einem Wandklappbett, wenn es dir gefällt.«

»Das ist keine Lösung.«

»Vielleicht möchtest du eine Junggesellenwohnung irgendwo in der Stadt?«

»Du willst ›meine Schuhe vor die Tür werfen«, was?«

Sie sagte ernst: »Mein lieber Mann, wenn deine Schuhe jemals vor die Tür geworfen werden, dann mußt du es selber tun. Ich bin über dein Schwert gesprungen. Ich werde nicht zurückspringen.«

»Langsam!« sagte ich. »Es war dein Vorschlag. Wenn ich ihn falsch verstanden habe, bitte ich um Verzeihung. Ich weiß, daß du dein Wort nicht zurücknehmen würdest. Aber vielleicht bereust du es?«

»Ich bereue es nicht. Du?«

»Nein, Helena, nein! Aber ...«

»Eine lange Pause für ein so kurzer Wort«, sagte sie. »Willst du es mir sagen?«

»Ah ... das ist es eben. Warum hast du es mir nicht gesagt?«

»Was, Oscar?«

»Nun, alles. Was mich erwartete. Daß du die Herrscherin über den ganzen Laden bist. Besonders das. Warum hast du mich da nicht aufgeklärt, bevor du mich mit dir über das Schwert springen ließest?«

Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht, aber Tränen rollten über ihre Wangen. »Ich könnte antworten, daß du mich nicht fragtest...«

»Ich wußte nicht, was ich fragen sollte!«

»Das ist wahr. Ich könnte wahrheitsgemäß anführen, daß ich geantwortet haben würde, wenn du gefragt hättest. Ich könnte erwidern, daß ich dich nicht über das Schwert springen ›ließ‹, daß du meinen Einwand, es sei nicht nötig, mir die Ehre einer Heirat nach euren Gesetzen anzubieten, nicht gelten ließest. Ich könnte darauf verweisen, daß ich keine Kaiserin und auch nicht adelig bin, sondern eine arbeitende Frau, deren Position ihr nicht einmal den Luxus gestattet, vornehm zu sein. Alles das wäre die Wahrheit. Aber ich will mich nicht dahinter verstecken; ich will deiner Frage begegnen: Ich fürchtete sehr, daß du mich verlassen würdest, wenn ich mich nicht deinem Willen beugte!«

»Du hast wirklich geglaubt, daß ich dich in deiner Gefahr verlassen würde? Nun, das macht die Sache klar. Du heiratetest mich, weil das verdammte Ei zurückgewonnen werden mußte und Deine Weisheit dir sagte, daß ich für diesen Job benötigt würde – und kneifen könnte, wenn du nicht in die Ehe einwilligtest. In dem Punkt war Deine Weisheit nicht ganz auf der Höhe; ich kneife nicht. Dumm von mir, aber ich bin hartnäckig.«

Ich begann aus dem Bett zu krabbeln.

»Mein Liebling!« Sie weinte laut.

»Entschuldige mich. Ich muß ein Paar Schuhe finden. Sehen, wie weit ich sie werfen kann.« Ich war böse, wie nur ein Mann böse sein kann, dessen Stolz verletzt ist.

»Bitte, Oscar, bitte! Hör mich zuerst an.«

»Rede nur zu.«

Sie packte meine Hand so fest, daß ich Finger verloren hätte, wenn ich mich hätte losreißen wollen. »Hör mich an. So war es ganz und gar nicht, mein Geliebter. Ich wußte, daß du unsere Sache nicht aufgegeben hättest, bevor sie beendet oder wir tot gewesen wären. Ich wußte es! Wir hatten Freuden und Gefahren und Strapazen miteinander geteilt. Ich kannte deinen Mut. Aber wäre es nötig gewesen, hätte ich dich hinhalten können, hätte dich überreden können, daß wir es einstweilen bei einer Verlobung beließen – bis die Aufgabe gelöst sei. Du bist ein Romantiker, du hättest zugestimmt. Aber, Liebling, ich wollte dich heiraten... dich nach deinen Regeln an mich binden, so daß du immer noch bei mir bleiben würdest, wenn du alles dies sehen und erfahren würdest. Es war nicht Politik, es war Liebe – romantische und unvernünftige Liebe, Liebe zu dir.«

Sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, und ich konnte sie kaum hören. »Aber ich weiß so wenig von Liebe. Liebe ist ein Schmetterling, der sich niederläßt, wann er will, und fortfliegt, wann es ihm gefällt; sie kann nie mit Ketten gebunden werden. Ich habe gefehlt. Ich versuchte dich zu binden. Es war ungerecht und grausam zu dir, das sehe ich jetzt.« Sie blickte traurig lächelnd auf. »Selbst Ihre Weisheit handelt töricht, wenn sie als Frau handelt. Aber so einfältig ich auch sein mag, ich verstehe, daß ich meinem Geliebten unrecht getan habe, wenn ich darauf gestoßen werde. Geh, geh und hole dein Schwert. Ich werde rückwärts darüber springen, und mein Held wird aus seinem seidenen Käfig befreit sein. Geh, solange mein Herz fest ist.«

»Geh dein eigenes Schwert holen, Mädchen. Diese Tracht Prügel ist längst überfällig.«

Plötzlich grinste sie, ganz Wildfang. »Aber Liebling, mein Schwert ist in Karth-Hokesh. Erinnerst du dich nicht?«

»Diesmal kommst du nicht daran vorbei!« Ich packte sie. Helena ist eine schöne Handvoll und hat erstaunliche Muskeln, aber ich bin größer, und sie kämpfte nicht so hart, wie es ihr möglich gewesen wäre. Trotzdem steckte ich einige Kratzer und

blaue Flecken ein, bevor ich ihre Beine festklemmen und ihr einen Arm auf den Rücken drehen konnte. Ich gab ihr ein paar herz hafte Schläge, hart genug, daß jeder Finger einen rosa Abdruck hinterließ, dann verlor ich das Interesse.

Nun sagen Sie mir, kamen diese Worte direkt aus ihrem Herzen – oder war es Schauspielerei?

Später sagte Helena: »Ich bin froh, daß deine Brust nicht ein kratziger Fußabstreifer wie bei manchen Männern ist, mein Schöner.«

»Ich war auch ein hübsches Baby. Wie viele Fußabstreifer hast du untersucht?«

»Einige wahllose Proben. Liebling, hast du dich entschieden, mich zu behalten?«

»Für eine Weile. Auf Bewährung, verstehst du.«

»Ich verstehe. Nachdem du nun schon so milde gestimmt bist, sollte ich dir vielleicht noch etwas anderes gestehen – und dafür meine Prügel einstecken, wenn es sein muß.«

»Du bist zu begierig. Einmal am Tag ist das Maximum, hörst du?«

»Wie du willst, mein Gebieter. Morgen früh werde ich mein Schwert holen lassen, und dann kannst du mich nach Belieben damit prügeln. Wenn du glaubst, daß du mich fangen kannst. Aber ich muß dir dies sagen und mein Gewissen davon erleichtern.«

»Hast du eins?«

»Bitte! Du bist zu unseren Therapeuten gegangen.«

»Einmal in der Woche. Der Oberchirurg behauptet, meine Wunden seien noch nicht geheilt, aber ich glaube ihm nicht; ich habe mich noch nie besser gefühlt.«

»Er hält dich hin, Oscar – auf meine Anweisung. Du bist geheilt. Aber – Liebling, ich habe das aus egoistischen Gründen getan, und du mußt mir sagen, ob ich wieder ungerecht und grausam zu dir gewesen bin. Ich gebe zu, daß ich dich hintergangen habe. Aber meine Absichten waren gut; das sage ich dir, obwohl ich nur zu gut

weiß, daß gute Absichten die Quelle von mehr Torheit sind, als alle anderen Gründe zusammengenommen.«

»Was schwatzt du da? Frauen sind die Quelle aller Torheiten.«

»Ja, Liebling. Weil sie immer gute Absichten haben – und es beweisen können. Männer handeln manchmal aus vernünftigem Selbstinteresse, was sicherer ist. Aber nicht oft.«

»Das liegt daran, daß die Hälfte ihrer Vorfahren Frauen sind. Warum bin ich ständig zu den Ärzten gelaufen, wenn ich sie nicht brauche?«

»Ich sagte nicht, daß du sie nicht brauchst. Oscar, ich habe veranlaßt, daß du einer Langlebigkeitsbehandlung unterzogen wirst.«

»Was? Ich will verdammt sein!«

»Hast du Einwände? In diesem Stadium läßt die Behandlung sich leicht rückgängig machen.«

Ich wußte, daß Langlebigkeit auf Medio möglich war, wußte aber auch, daß sie strengen Beschränkungen unterlag. Jeder konnte die Behandlung haben – wenn er sich zur Auswanderung auf einen spärlich besiedelten Planeten entschloß. Leute, die ihren ständigen Wohnsitz auf Medio hatten, mußten alt werden und sterben. Die Verordnung war alt. Da die Krankheiten praktisch besiegt waren und der hohe Lebensstandard Menschen aus allen Universen angezogen hatte, war die Bevölkerungszahl des Planeten zu stark angewachsen, und das um so mehr, als die Langlebigkeitstherapie das erreichbare Durchschnittsalter erheblich heraufgesetzt hatte.

Die Einführung der Beschränkungen hatte die Massen gelichtet, und viele Menschen waren wieder abgewandert. Manche unterzogen sich der Therapie in jungen Jahren, gingen durch ein Tor und nahmen die Risiken eines Lebens in der Wildnis auf sich. Andere warteten bis zu jenem Alter, wo sich der Mensch des allmählich nahenden Todes bewußter wird, und beschlossen dann, daß sie für eine Behandlung noch nicht zu alt seien. Und nicht wenige blieben, wo sie geboren, aufgewachsen und verwurzelt waren, und starben, wenn ihre Zeit kam.

»Ich glaube, ich habe keine Einwände«, sagte ich.

Sie seufzte erleichtert. »Ich wußte es nicht und hätte dir nichts in deinen Kaffee tun sollen. Habe ich Prügel verdient?«

»Wir werden es mit auf die Liste der anderen Gründe setzen und dir die Prügel alle auf einmal verabfolgen. Helena, wie lange hält diese Langlebigkeit vor?«

»Das ist schwer zu beantworten. Die wenigsten von jenen, die Langlebigkeit besitzen, sind im Bett gestorben. Wenn einer ein so aktives Leben führt und ein so kämpferisches Temperament hat wie du, dann wird er mit nur geringer Wahrscheinlichkeit an Altersschwäche sterben. Auch nicht an einer Krankheit.«

»Und ich werde nie alt?«

»O doch, du wirst alt. Was noch schlimmer ist, die Zeit der Senilität dehnt sich proportional aus. Wenn die Leute um dich es zulassen. Wie dem auch sei – Liebling, wie alt sehe ich aus? Wie alt taxieren mich deine Augen? Nach irdischen Maßstäben. Sei aufrichtig, ich kenne die Antwort.«

Ich versuchte sie nüchtern zu betrachten, Anzeichen des Herbstes an ihr zu entdecken – in den Augen, an ihren Händen, der Struktur ihrer Haut. Nichts zu entdecken, kein Altersmerkmal; und doch wußte ich, daß sie ein Enkelkind hatte.

»Helena, als ich dich zuerst sah, schätzte ich dich auf achtzehn. Dann drehtest du dich um, und ich erhöhte ein wenig. Wenn ich dich jetzt genau ansehe und kein Auge zudrücke – nicht über fünfundzwanzig.«

Sie lächelte. »Fünfundzwanzig Erdenjahre sind genau das Alter, auf das ich abzielte. Das Alter, wo eine Frau zu wachsen aufhört und zu altern beginnt. Oscar, dein anscheinendes Alter unter Langlebigkeit ist eine Sache deiner Wahl. Nimm meinen Onkel Joseph – den, der sich manchmal ›Graf Cagliostro‹ nennt. Er hat sich auf fünfunddreißig festgelegt, weil er sagt, daß jüngere Männer nicht für voll genommen werden. Rufo zieht es vor, älter auszusehen. Er sagt, es bringe ihm respektvollere Behandlung ein, halte ihn aus Schlägereien mit jüngeren Männern heraus – und

gebe ihm immer noch Gelegenheit, einem jüngeren Mann einen Schock zu versetzen, wenn dieser ihn herausfordere. Du weißt ja, Rufos Alter ist hauptsächlich vom Kinn aufwärts.«

»Vielleicht denkt er auch an den Schock, den er jüngeren Frauen versetzen kann«, sagte ich.

»Bei Rufo weiß man nie. Aber Liebling, ich war noch nicht fertig. Ein Teil der Behandlung besteht darin, den Körper zu lehren, sich selbst zu regenerieren. Deine Sprachlektionen hier – bei jeder war ein Hypnotherapeut anwesend, um deinem Körper durch einen schlafenden Geist Unterricht zu geben, nachdem die Sprachlektion beendet war. Das anscheinende, äußerlich erkennbare Alter wird zum Teil durch kosmetische Therapie hergestellt – Rufo brauchte nicht kahlköpfig zu sein –, aber mehr wird vom Geist kontrolliert. Wenn du dich entscheidest, welches Alter du möchtest, können sie die nötigen Vorkehrungen treffen.«

»Ich werde es mir überlegen. Ich möchte nicht allzu viel älter aussehen als du.«

Helena sah beglückt aus. »Danke, mein Lieber! Du siehst, wie selbstsüchtig ich gewesen bin.«

»Wieso? Das habe ich nicht verstanden.«

Sie legte ihre Hand auf meine. »Ich wollte nicht, daß du alt würdest und sterben müßtest – während ich jung bliebe.«

Ich blinzelte. »Verdammt, ja, das war selbstsüchtig von dir, Aber du könntest mich überlackieren und im Schlafzimmer aufbewahren. Wie deine Tante.«

Sie machte ein Gesicht. »Du bist ein böser Mann. Sie hat sie nicht lackiert.«

»Helena, ich habe hier noch nie einen solchen aufbewahrten Leichnam gesehen.«

Sie blickte erstaunt. »Aber das ist auf dem Planeten, wo ich geboren wurde. Sehr hübsch ist es dort. Habe ich dir nie davon erzählt?«

»Helena, mein Liebling, das meiste hast du mir nie erzählt.«

»Entschuldige. Oscar, ich möchte dich wirklich nicht immer von neuem mit Überraschungen konfrontieren. Frag mich. Was du willst.«

Ich überlegte. Über eine Sache hatte ich mir Gedanken gemacht, über ein gewisses Ausbleiben. Oder vielleicht hatten die Frauen ihrer Rasse einen anderen Rhythmus. Aber da war auch die Tatsache, daß ich eine Großmutter geheiratet hatte ...

»Helena, bist du schwanger?«

»Wieso, nein, Liebling. Oh! Möchtest du das? Möchtest du, daß wir Kinder haben?«

Ich versuchte mühsam zu erklären, daß ich nicht sicher gewesen sei, ob es möglich war. Helena sah beunruhigt aus. »Ich fürchte, ich werde dich wieder aufregen, Oscar. Es wird am besten sein, ich erzähle dir alles. Mein Vater war Viehzüchter, und ich hatte eine schöne Kindheit auf dem Land. Ich heiratete ziemlich jung und war jahrelang eine einfache Mathematiklehrerin mit einer Schwäche für konjekturale und optimale Geometrie. Für Magie also. Wir hatten drei Kinder. Mein Mann und ich kamen gut miteinander aus – bis ich nominiert wurde. Nicht ausgewählt, nur für die Prüfungen und eine etwaige Ausbildung benannt. Er wußte, daß ich ein genetischer Kandidat war, als er mich heiratete – aber das gilt für viele Millionen. Damals erschien es uns nicht wichtig.

Er wollte, daß ich ablehnte, und als ich trotzdem annahm, da – nun, da »warf er meine Schuhe«. Dort wird es allerdings formeller gemacht; er veröffentlichte eine Notiz in der Zeitung, daß ich nicht länger seine Frau sei.«

»Das hat er getan? Soll ich hingehen und ihm die Arme brechen?«

»Oscar! Das ist viele Jahre her und weit von hier; er ist lange tot.«

»Ach so ... Und deine drei Kinder? Eins von ihnen ist Rufos Vater oder seine Mutter geworden?«

»O nein! Das war später.«

»Nun?«

Helena holte tief Atem. »Oscar, ich habe etwa fünfzig Kinder.«

Das schaffte mich. Zu viele Schocks, und ich glaube, ich zeigte es, denn Helenas Gesicht spiegelte tiefe Beunruhigung. Hastig erklärte sie mir die näheren Umstände.

Als man sie zur Nachfolgerin benannte, wurden chirurgische, biochemische und endokrine Veränderungen in ihr vorgenommen. Etwa zweihundert lebende, unbefruchtete Eier von ihr wurden tiefgefroren und eingelagert.

Ungefähr fünfzig davon waren später künstlich befruchtet worden, meistens mit vorrätigem Samen lange verstorbener Herrscher – genetische Versuche, die den Zweck hatten, einen oder mehrere künftige »Weisheiten« gewissermaßen herauszudestillieren. Man hatte die Embryos in Nährlösungen herangezogen, und die meisten der so entstandenen Kinder hatte Helena nie gesehen. Rufos Vater war eine Ausnahme. Sie sagte es nicht, aber ich glaube, Helena hatte gern ein Kind um sich – bis die anstrengenden ersten Jahre ihres Amtes und die Suche nach dem Ei ihr keine Zeit mehr ließen.

Die Veränderungen hatten einen doppelten Zweck: ein paar hundert genetisch qualifizierte Kinder von einer einzigen Mutter, ohne diese zu belasten. Durch eine Art endokriner Steuerung war Helena frei von Evas Rhythmus, dabei aber in jeder Hinsicht jung; keine Pillen oder Hormoninjektionen. Sie war einfach eine gesunde Frau, die niemals »schlechte Tage« hatte. Dies war nicht zu ihrer Bequemlichkeit so gemacht worden, sondern um zu garantieren, daß ihr Urteil niemals von ihren Drüsen beeinflußt würde. »Das ist sehr vernünftig«, erklärte sie ernst. »Ich kann mich erinnern, daß es Tage gab, wo ich meiner besten Freundin ohne Grund den Kopf hätte abbeißen oder in Tränen ausbrechen können. In einer solchen Verfassung kann man nicht objektiv denken.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Aber Kinder kannst du keine mehr bekommen, oder?«

»Wenn du Kinder willst – ja, Liebling. Es sind noch ungefähr hundertdreißig Eier übrig, und die gehören mir. Nicht der

Nachwelt und nicht diesen genetischen Manipulanten. Mir! Sie sind alles, was ich besitze. Alles andere habe ich Kraft meines Amtes. Aber diese sind mein ... und wenn du sie willst, gehören sie dir, mein Liebling.«

Ich hätte »Ja!« sagen und sie küssen sollen. Aber ich sagte nur: »Ah ... nun, wir wollen es nicht überstürzen.«

Sie war enttäuscht. »Wie du meinst.«

»Hör zu, du brauchst deswegen nicht gleich zu weinen. Ich meine, nun, man muß sich erst an den Gedanken gewöhnen. Spritzen und so, und vor Technikern den Affen spielen ...«

Ich versuchte verständlich zu machen, daß ich die natürliche Methode seit jeher für die beste gehalten hatte und daß künstliche Besamung für mich ein schmutziger Trick war, den man nicht mal einer Kuh spielen sollte. Dieses Geschäft, wo beide Seiten nur die Ingredienzen für einen neuen Menschen lieferten und alles weitere der Technologie überlassen blieb, ließ mich an Spielautomaten denken, oder an einen Anzug aus dem Versandhaus. Aber mit der Zeit würde ich mich vielleicht anpassen. Gerade so, wie sie sich an diese verdamnten Einprägungen angepaßt hatte ...

Sie faßte meine Hände. »Liebling, das brauchst du nicht!«

»Was brauche ich nicht.«

»Vor Technikern den Affen zu spielen. Wenn du es willst, werde ich mir die Zeit nehmen, dein Baby zu bekommen. Wenn es dir nichts ausmacht, meinen Körper dick und unbeholfen zu sehen – das wird er nämlich, ich erinnere mich –, dann will ich es mit Freuden tun. Was uns beide angeht, wird es wie bei allen anderen Leuten sein. Keine Spritzen. Keine Techniker. Nichts, was deinen Stolz verletzen könnte. Natürlich müßte ich mich vorher einer Behandlung unterziehen, aber ich habe mich daran gewöhnt, wie eine Zuchtkuh manipuliert zu werden.«

»Du würdest neun Monate der Beschwerden und Unbequemlichkeiten und eine Operation auf dich nehmen – und vielleicht im Kindbett sterben –, um mir ein paar lästige Minuten zu ersparen?«

»Ich werde nicht sterben. Ich hatte drei Kinder, wie du weißt. Normale Geburten, keine Schwierigkeiten.«

»Aber wie du sagtest, das war vor vielen Jahren.«

»Das spielt keine Rolle«

»Äh – wie viele Jahre ist das her?« (»Wie alt bist du, meine Frau?« Diese Frage wagte ich nie zu stellen.)

Sie erschrak. »Ist das wichtig, Oscar?«

»Hm, nein, ich glaube nicht. Du weißt mehr über Medizin als ich ...«

Sie sagte zögernd: »Du fragtest mich, wie alt ich bin, ist es nicht so?«

Ich schwieg. Sie wartete einen Moment, dann fuhr sie fort: »Eine alte Redensart in deiner Welt besagt, daß eine Frau so jung sei, wie sie sich fühle. Und ich fühle mich jung, und ich bin jung und habe Lebensfreude und kann ein Kind austragen. Aber ich weiß – oh, ich weiß es nur zu gut! – daß dein Unbehagen nicht bloß darauf beruht, daß ich zu reich bin und eine Position innehave, die für einen Ehemann nicht leicht zu verkraften ist. Den Teil kenne ich gut; mein erster Mann verstieß mich aus diesem Grund. Aber er war in meinem Alter. Das Grausamste und Ungerechteste, das ich dir angetan habe, ist, daß ich geschwiegen habe, obwohl ich wußte, daß mein Alter für dich eine Rolle spielen könnte. Das war es, was Rufo aufregte. Nachdem du damals in der Höhle im Drachenwald eingeschlafen warst, warf er es mir mit beißender Schärfe vor. Er wisse, so sagte er, daß ich nicht darüber erhaben sei, halbwüchsige Jungen zu verführen, aber er habe nie geglaubt, daß ich so tief sinken würde, einen ahnungslosen Mann in die Ehe zu locken, ohne ihm zuvor reinen Wein einzuschenken. Er habe noch nie eine hohe Meinung von seiner alten Großmutter gehabt, sagte er, aber diesmal...«

»Hör auf!«

»Ja, Liebling.«

»Es macht keinen verdammt Unterschied!« sagte ich so entschieden, daß ich es selber glaubte. »Rufo weiß nicht, was ich

denke. Du bist jünger als der neue Tag, und du wirst es immer sein. Mehr will ich nicht darüber hören!«

»Ja, Oscar.«

Ich wechselte das Thema. »Und was diese andere Sache angeht: Ich sehe keinen Grund, daß du deinen hübschen Bauch ausweiten solltest, wenn es andere Möglichkeiten gibt. Ich bin vom Land und ein bißchen rückständig, das ist alles. Als du sagtest, du könntest selber ein Kind austragen, meintest du da, sie könnten dich wieder so zusammenbauen, wie du ursprünglich warst?«

»Nein. Ich könnte kein neues Ei bilden; ich bekäme eins von den vorrätigen eingepflanzt und wäre sowohl Wirtsmutter als auch genetische Mutter.«

»Hmm. Und männlicher Samen kann ebenso leicht eingelagert werden wie ein weibliches Ei?«

»Viel leichter.«

»Das ist alles, was ich im Moment wissen muß. Ich bin nicht allzu empfindlich gegen Spritzen; das habe ich mir bei der Armee abgewöhnen müssen. Ich werde in die Klinik gehen, oder was immer es ist, und dann können wir uns Zeit lassen. Wenn wir uns dann entschließen, brauchen wir bloß eine Postkarte einzuwerfen; alles weitere erledigen dann die Techniker.«

»Ja, Oscar, Liebling.«

»Paß auf, Helena. Ich weiß, was mit mir nicht stimmt. Ich kann es dir sagen – und vielleicht weiß Ihre Weisheit die Antwort.«

Sie blinzelte einen Moment. »Wenn du es mir sagen kannst, mein Lieber – dann wird Ihre Weisheit das Problem lösen, und wenn ich diese Stadt abreißen und anders wieder aufbauen müßte.«

»Schön. Also, es liegt nicht daran, daß ich ein Gigolo bin. Ich habe mir meinen Kaffee und mein Butterbrot verdient. Der Seelenesser hätte beinahe wirklich meine Seele gegessen, er kannte ihre genaue Form – er ... es wußte Dinge, die ich längst vergessen hatte. Es war hart, und der Lohn sollte entsprechend hoch sein. Es ist nicht dein Alter, Liebes. Wen kümmert es, wie alt

die trojanische Helena war? Du bleibst immer im richtigen Alter – kann ein Mann sich mehr wünschen? Ich bin auch nicht eifersüchtig auf deine Position; ich möchte sie nicht haben, nicht mit Schokoladenüberzug. Ich bin erst recht nicht eifersüchtig auf die Männer in deinem Leben – die Glückspilze! Nicht mal jetzt, so lange ich auf dem Weg ins Badezimmer nicht über sie stolpere.«

»Es gibt in meinem Leben jetzt keine anderen Männer, mein lieber Mann.«

»Ich hatte auch keinen Grund, es zu glauben. Aber es gibt immer eine nächste Woche, und auch du kannst nicht in die Zukunft blicken, meine Teuerste.«

»Vielleicht kann ich nicht voraussehen«, gab sie zu. »Aber ich kann es fühlen.«

»Darauf möchte ich keine Wette eingehen. Ich habe den Kinsey-Report gelesen.«

»Was für einen Report?«

»Er zerstörte die Illusionen über eheliche Treue in Amerika. Eine hypothetische Frage: Wenn Jocko diese Stadt besuchte, würdest du immer noch dieses selbe Gefühl haben? Wir würden ihn einladen müssen, hier zu schlafen.«

»Der Doral wird Nevia niemals verlassen.«

»Warum auch? Nevia ist wunderschön. Aber ich sagte ›wenn‹. Wenn er käme, würdest du ihm ›Dach, Tisch und Bett‹ anbieten?«

»Das«, sagte sie entschieden, »läge in deiner Entscheidung.«

»Dann will ich die Frage anders formulieren: Würdest du von mir erwarten, daß ich Jocko demütige, indem ich seine Gastfreundschaft nicht erwidere? Den großherzigen alten Jocko, der uns am Leben ließ, als er berechtigt war, uns zu töten? Dessen Hilfe – Pfeile und viele andere Dinge, darunter eine neue Reiseapotheke – uns am Leben erhielt und uns die Rückgewinnung des Eies erst ermöglichte?«

»Nach nevirianischem Brauch«, beharrte sie, »entscheidet der Ehemann.«

»Wir sind nicht in Nevia, und hier hat eine Frau ihren eigenen Verstand. Du weichst mir aus, Mädchen.«

Sie grinste hinterhältig. »Schließt dein ›Wenn‹ auch Muri und Letva ein? Sie sind seine Lieblingstöchter, er würde nicht ohne sie reisen.«

»Ich gebe auf. Ich wollte bloß zu beweisen suchen, daß ein lebenslustiges Mädchen noch nicht zur Nonne wird, wenn sie über ein Schwert springt.«

»Ich bin mir dessen bewußt, mein Held«, sagte sie gelassen. »Ich kann nur sagen, daß dieses Mädchen nicht die Absicht hat, ihrem Helden jemals Unbehagen zu bereiten – und meine Absichten werden gewöhnlich ausgeführt. Ich bin nicht umsonst ›Ihre Weisheit.««

»Das ist eine faire Antwort. Aber wir sind vom Thema abgekommen. Hier ist mein wahres Problem. Ich bin für nichts gut. Ich bin wertlos.«

»Wieso, mein lieber Freund? Du bist gut für mich.«

»Aber nicht für mich selbst. Helena, Gigolo oder nicht, ich kann nicht eine Art Schoßhund sein. Nicht mal deiner. Sieh mal, du hast eine Aufgabe. Sie beschäftigt dich und ist wichtig. Aber ich? Es gibt nichts für mich zu tun, überhaupt nichts! Nichts Besseres als geschmacklosen Schmuck zu entwerfen. Weißt du, was ich bin? Ein Berufsheld, so sagtest du es mal. Du hast mich rekrutiert. Nun bin ich in den Ruhestand versetzt. Kennst du irgend etwas in allen zwanzig Universen, das nutzloser ist als ein Held im Ruhestand?«

Sie erwähnte ein paar Dinge. Ich sagte: »Du willst ablenken. Es ist mein Ernst, Helena. Das ist der wunde Punkt, mit dem ich nicht leben kann. Liebling, ich bitte dich, deinen ganzen Verstand daranzusetzen – und alle diese verstorbenen Helfer. Behandle es so, wie du ein Problem im Bereich deines Imperiums behandelst. Vergiß, daß ich dein Mann bin. Betrachte meine Gesamtsituation, alles, was du über mich weißt – und sage mir dann, was ich mit meinen Händen, meinem Kopf und meiner Zeit anfangen kann, das zu tun sich lohnt. Für mich als der, der ich bin.«

Sie verhielt sich lange Minuten still, und in ihren Zügen war jene professionelle Ruhe, die sie jedesmal bei ihren Amtshandlungen zur Schau trug. »Du hast recht«, sagte sie zuletzt. »Auf diesem Planeten gibt es nichts, was deinen Fähigkeiten gerecht werden könnte.«

»Was soll ich dann also machen?«

Sie sagte tonlos: »Du mußt fortgehen.«

»Was?«

»Meinst du, mir gefällt diese Antwort, mein lieber Mann? Glaubst du, ich hätte Spaß an den meisten Antworten, die ich geben muß? Aber du hast mich gebeten, das Problem in nüchterner und berufsmäßiger Einschätzung zu beurteilen. Ich gehorchte. Das ist die Antwort. Du mußt diesen Planeten verlassen – und mich.«

»Also werden meine Schuhe doch vor die Tür geworfen?«

»Sei nicht bitter, Oscar. Das ist die nüchterne Antwort auf deine Frage. In meinem Privatleben kann ich ihr ausweichen und wie eine Frau denken. Wenn ich als ›Ihre Weisheit‹ denke, kann ich mich der Logik nicht entziehen. Du mußt mich verlassen. Aber deine Schuhe werden nicht vor die Tür geworfen, nein, nein! Du wirst fortgehen, weil du mußt. Nicht, weil ich es etwa wünschte.« Ihr Gesicht blieb unbewegt, aber die Tränen rannen wieder. »Man kann nicht auf einer Katze reiten, oder eine Schlange das Fliegen lehren, oder aus einem Helden einen Zwergpudel machen. Ich wußte es, aber ich weigerte mich, es zu sehen. Du wirst tun, was du tun mußt. Aber deine Schuhe werden immer neben meinem Bett stehen, ich werde dich nicht fortschicken!« Sie wischte sich die Augen. »Ich kann dich nicht belügen. Ich werde nicht sagen, daß niemals andere Schuhe hier stehen werden ... wenn du lange Zeit fort sein wirst. Ich bin einsam gewesen. Es gibt keine Worte, um besser zu beschreiben, wie einsam dieses Amt ist. Wenn du gehst, werde ich einsamer sein als jemals zuvor. Aber du wirst deine Schuhe hier finden, wenn du zurückkehrst.«

»Wenn ich zurückkehre? Hast du ein zweites Gesicht?«

»Nein, mein Held. Ich habe nur ein Gefühl ... daß du zurückkehren wirst, wenn du am Leben bleibst. Vielleicht viele Male. Aber Helden sterben nicht im Bett. Auch nicht dieser.« Sie seufzte und wischte sich wieder Tränen aus den Augen, aber ihre Stimme blieb fest. »Nun, Oscar, wenn es dir gefällt, sollten wir vielleicht das Licht löschen und ruhen?«

Wir taten es, und sie legte ihren Kopf an meine Schulter und weinte nicht. Aber wir schliefen nicht. Nach einer langen, schmerzlichen Zeit sagte ich: »Helena, hörst du, was ich höre?«

Sie hob ihren Kopf. »Ich höre nichts.«

»Die Stadt. Kannst du sie nicht hören? Menschen. Maschinen. Sogar Gedanken, so dicht, daß du sie fühlst und dein Ohr sie beinahe auffängt.«

»Ja. Ich kenne dieses Geräusch.«

»Helena, gefällt es dir hier?«

»Nein. Es war nie notwendig, daß es mir gefällt.«

»Hör zu! Du sagtest, daß ich gehen würde. Komm mit mir!«

»Oh, Oscar!«

»Was schuldest du ihnen? Ist es nicht genug, daß du ihnen das Ei wiederbeschafft hast. Komm und zieh mit mir die Straße des Ruhmes! Irgendwo muß es Arbeit für mich geben.«

»Für Helden gibt es immer Arbeit.«

»In Ordnung, wir machen ein Geschäft auf, du und ich. Heldentaten verrichten ist kein schlechter Job. Die Mahlzeiten sind unregelmäßig und die Bezahlung unsicher – aber es ist nie langweilig. Wir werden Anzeigen in die Zeitungen setzen:

›Gordon & Gordon, Heldentaten zu vernünftigen Preisen. Keine Aufgabe zu groß oder zu klein. Drachenausrottung mit vertraglicher Garantie, Zufriedenheit garantiert oder Geld zurück. Unverbindliche Kostenanschläge für andere Arbeiten. Nachforschungen, Rückführungen verschleppter Personen, Auffindung des goldenen Vlieses, Beseitigung von Tyrannen und Unterdrückern bei Tag oder Nacht.««

Ich versuchte sie aufzuheitern, aber Helena antwortete in ernster Nüchternheit: »Oscar, bevor ich mich von meinem Amt zurückziehe, sollte ich meinen Nachfolger einarbeiten. Gewiß, niemand kann mir befehlen, etwas zu tun – aber ich habe die Pflicht, meinen Ersatz auszubilden.«

»Wie lange wird das dauern?«

»Nicht lange. Ungefähr dreißig Jahre.«

»Dreißig Jahre!«

»Ich könnte es auf fünfundzwanzig zusammendrängen, denke ich.«

Ich seufzte. »Helena, weißt du, wie alt ich bin?«

»Ja. Noch nicht fünfundzwanzig. Aber du wirst nicht älter werden!«

»Aber jetzt bin ich noch in diesem Alter. Das ist alle Zeit, die es je für mich gegeben hat. Fünfundzwanzig Jahre als Schoßhund, und ich werde weder ein Held noch irgend etwas anderes sein. Ich werde meinen einfältigen Verstand verloren haben.«

Sie dachte darüber nach. »Ja, das ist wahr.«

Sie drehte sich auf die andere Seite, und wir versuchten zu schlafen.

Später merkte ich, daß ihre Schultern zuckten, und ich wußte, daß sie weinte. »Helena, Liebling?«

Sie wandte nicht den Kopf. Alles was ich hörte, war eine tränenerstickte Stimme: »O mein Schatz, mein einziger Freund! Wäre ich nur hundert Jahre jünger!«

Ich ließ die kostbaren, unnützen Steine durch meine Finger gleiten, schob die Schüssel lustlos beiseite. Wäre *ich* nur hundert Jahre *älter* ...

Aber Helena hatte recht. Sie konnte ihren Posten nicht aufgeben, ohne einen ausgebildeten Nachfolger zurückzulassen. Und ich konnte nicht viel länger in diesem gepolsterten Gefängnis bleiben, ohne meinen Kopf gegen die Wände zu schlagen.

Und doch wollten wir beide zusammenbleiben.

Das wirklich Eklige und Schmutzige an der Sache war unser Wissen, daß jeder von uns darüber wegkommen und es vergessen würde. Wenigstens in dem Maße, daß es andere Schuhe und andere Männer geben und sie wieder lachen würde.

Und so würde es auch mir ergehen. Sie hatte das gesehen und mir sanft und behutsam zu verstehen gegeben, daß ich mich nicht schuldig zu fühlen brauchte, wenn ich in einem anderen Land irgendwo einem anderen Mädchen den Hof machte.

Warum fühlte ich mich dann wie ein Lump?

Wie hatte ich es fertiggebracht, mich in eine Lage zu manövrieren, in der mir nur noch die Wahl blieb, entweder die geliebte Frau zu verletzen oder komplett durchzudrehen?

Ich habe irgendwo über einen Mann gelesen, der wegen seines Asthmas auf einem hohen Berg leben mußte, während seine Frau, die wegen einer Herzkrankheit keine Höhenluft vertrug, an der Küste unter ihm wohnte. Manchmal betrachteten sie einander durch Fernrohre.

Am Morgen war nicht von Helenas Amtsaufgabe gesprochen worden. Das unausgesprochene *quid pro quo* war, daß ich im Falle ihrer Rücktrittsabsicht warten und herumhängen würde (dreißig Jahre!), bis sie frei wäre. Ihre Weisheit hatte gefolgert, daß ich das nicht könne, und nicht mehr davon gesprochen. Wir hatten ein luxuriöses Frühstück und waren guter Dinge, jeder mit seinen geheimen Gedanken.

Auch von Kindern wurde nicht gesprochen. Natürlich, ich würde diese Klinik finden und das Nötige tun. Wenn sie ihre elitären Erbanlagen mit meinen gewöhnlichen Genen kreuzen wollte, konnte sie es tun, in zwei Wochen oder in hundert Jahren. Oder sie konnte nachsichtig lächeln und Anweisung geben, das Zeug mit den üblichen Abfällen in die Mülltonne zu werfen. Unter meinen Vorfahren hatte sich nicht mal ein Dorfbürgermeister befunden, und ein Ackergaul ist nichts für die irischen Sweepstakes-Rennen. Wenn Helena aus unseren Genen ein Kind zusammensetzte, würde es aus Sentimentalität geschehen, um eine lebende Erinnerung zu schaffen – einen jüngeren Schoßhund, den sie streicheln konnte, bevor sie ihn frei laufen ließ. Aber nur aus Sentimentalität, nicht viel weniger morbide als die Anhänglichkeit ihrer Tante an ihre toten Ehemänner.

Ich blickte zu meinem Schwert auf, das mir gegenüber an der Wand hing. Ich hatte es seit jener längst vergangenen Party, als Helena sich für die Reisetracht entschieden hatte, nicht mehr angerührt. Ich nahm es herunter, schnallte es um und zog es mit einem Ruck aus der Scheide. Ich fühlte ein Aufbranden von Leben in mir und hatte die unvermittelte Vision einer langen Landstraße und einer Burg auf einem Hügel.

Was schuldet ein Beschützer seiner Dame, wenn die Mission beendet ist?

Hör auf mit den Ausflüchten, Gordon! Was schuldet ein Ehemann seiner Frau? Im Guten wie im Schlechten, in Reichtum und Armut... bis der Tod uns scheidet... *Das* war damals mit unserer unvollkommenen Zeremonie gemeint gewesen, so hatte ich es verstanden, so hatte Helena es verstanden, so verstanden wir es noch jetzt.

Als wir es uns ohne viele Worte gelobt hatten, war die Wahrscheinlichkeit groß gewesen, daß der Tod uns noch am selben Tag scheiden würde. Aber das verkleinerte weder das Gelöbnis noch die Tiefe und den Ernst seiner Bedeutung für mich. Ich war nicht über das Schwert gesprungen, um noch einmal mit

einem Mädchen im Gras zu liegen, bevor ich sterben mußte; das hätte ich ohnedies haben können.

Helena hatte ihr Gelübde auf den Buchstaben genau eingehalten. Warum juckten meine Füße?

Kratzt man an einem Held, kommt der Landstreicher zum Vorschein.

Und ein Held im Ruhestand war ebenso albern wie jene landlosen, davongejagten Könige, von denen es in Europa wimmelte.

Ich lief aus unserer Wohnung, immer noch das Schwert umgehängt und ohne mich um die gaffenden Blicke zu kümmern, ging zu meinen Therapeuten, ließ mir die Adresse geben, ging hin, tat was nötig war, sagte dem Chef der Biotechniker, daß er Ihre Weisheit von meinem Besuch unterrichten solle und fuhr ihm grob über den Mund, als er Fragen stellte.

Wieder draußen, zögerte ich. Ich brauchte die Gesellschaft eines verständnisvollen Menschen, wie ein Alkoholiker in der Trinkerheilanstalt einen braucht, der ihm die Hand hält. Aber ich hatte keine intimen Freunde, nur Hunderte von Bekanntschaften. Für den Gemahl Ihrer Weisheit ist es nicht einfach, Freunde zu haben.

Rufo war der einzige, der in Frage kam. Aber in all den Monaten, die ich auf Medio zugebracht hatte, war ich nie in Rufos Haus gewesen. Medio kennt nicht die barbarische Sitte, andere Leute mit Besuchen zu überfallen, und ich hatte Rufo nur in der Residenz oder auf Parties gesehen. Rufo hatte mich nie zu sich eingeladen. Das war keine Kälte oder Entfremdung; wir sahen ihn häufig, aber bisher war er immer zu uns gekommen.

Ich ging in eine Zubringerzelle, ein künstliches Tor, und suchte in der Liste der erreichbaren Ziele nach seinem Namen, ohne Erfolg. Auch im Verzeichnis der Videophonteilnehmer war er nicht zu finden. Ich rief die Residenz und bekam den Nachrichtenbeamten an die Leitung. Er sagte, daß »Rufo« kein Zuname sei und versuchte mich abzuwimmeln. Ich sagte:

»Moment, Sie überbezahlter Handlanger! Wenn Sie mich aus der Leitung werfen, sind Sie in einer Stunde in Timbuktu für die Rauchsignale zuständig. Passen Sie auf. Dieser Mann ist älter, kahlköpfig, einer seiner Namen ist ›Rufo‹, glaube ich, und er ist ein bekannter vergleichender Kulturologe. Und er ist ein Enkel Ihrer Weisheit. Ich glaube, Sie wissen recht gut, wer er ist, und haben mich aus bürokratischer Arroganz hingehalten. Sie haben fünf Minuten Zeit. Dann spreche ich mit Ihrer Weisheit und frage sie, während Sie Ihre Sachen packen!«

In weniger als fünf Minuten erschien Rufos Gesicht auf der Mattscheibe. »Ha!« sagte er. »Ich fragte mich schon, wer so viel Gewicht hat, daß er meine Abschirmung durchbrechen kann.«

»Rufo, darf ich dich besuchen kommen?«

Er schaute mich mit hochgezogenen Brauen an. »Mäuse in der Küche, Junge? Dein Gesicht erinnert mich an die Zeit, als mein Onkel...«

»Bitte, Rufo!«

»Ja, mein Junge«, sagte er freundlich. »Ich werde die Tanzmädchen nach Hause schicken. Oder soll ich sie dabehalten?«

»Das ist mir gleich. Wie kann ich dich finden?«

Er sagte es mir. Ich drückte seinen Kode, fügte meine Nummer hinzu und war dort, tausend Kilometer hinter dem Horizont. Rufos Heim war ein Herrensitz, mit dem Jockos Gutshof keinen Vergleich aushielt. Ich gewann den Eindruck, daß Rufo den größten Haushalt auf dem Planeten hatte – lauter Frauen. Das war vermutlich ein Irrtum, aber alle weiblichen Bediensteten, Besucherinnen, Kusinen und Töchter versammelten sich zu einem Empfangskomitee, um den Bettgenossen Ihrer Weisheit zu begutachten. Rufo verscheuchte sie und führte mich in sein Arbeitszimmer. Ein Tanzmädchen (anscheinend seine Sekretärin) fummelte mit Papieren und Magnetbändern. Rufo schickte sie mit einem Klaps auf ihr Hinterteil hinaus, gab mir einen bequemen Sessel, ein Glas Cognac, legte Zigaretten in meine Nähe, setzte sich und sagte nichts.

Rauchen ist auf Medio nicht beliebt, was an der Qualität des einheimischen Tabaks liegt. Ich nahm die Packung und zog eine Zigarette heraus. »Chesterfields! Guter Gott!«

»Geschmuggelt«, sagte er. »Aber sie machen keine guten mehr.«

Ich hatte seit Monaten nicht geraucht, und nach dem ersten Zug hustete ich wie ein nebianischer Drache. Laster verlangt ständige Praxis.

Rufo blickte auf mein Schwert. »Was gibt es Neues?«

»Oh, nichts.« Nachdem ich Rufo bei der Arbeit gestört hatte, scheute ich auf einmal davor zurück, ihm meine häuslichen Schwierigkeiten zu offenbaren.

Rufo saß und rauchte und wartete. Ich mußte etwas sagen, und die amerikanische Zigarette erinnerte mich an ein Erlebnis, eins, das zu meiner unstabilen Gemütslage beigetragen hatte. Eine Woche vorher war ich auf einer Party einem Mann begegnet, der ungefähr fünfunddreißig Jahre alt gewesen sein mochte, gewandt und höflich aufgetreten war, dabei aber jene hochmütige Miene zur Schau gestellt hatte, die sagt: »Dein Hosenschlitz ist offen, alter Junge, aber ich bin zu urban, um es zu erwähnen.«

Aber ich hatte mich über die Begegnung gefreut, denn er hatte englisch gesprochen.

Bis dahin hatte ich gedacht, daß Helena, Rufo und ich die einzigen seien, die auf diesem Planeten englisch sprachen. Wir unterhielten uns oft auf Englisch, Helena mir zuliebe, Rufo, weil er sich gern übte. Er sprach Cockney wie ein Londoner Hafenarbeiter, Amerikanisch wie ein Bauchladenverkäufer aus Chicago, Australisch wie ein Känguruh; Rufo kannte alle englischen Mundarten.

Dieser Bursche sprach ein gutes Amerikanisch ohne besondere Dialektfärbung. »Nebbi ist der Name«, sagte er und schüttelte mir die Hand. »Und Sie sind Gordon, ich weiß. Freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Ganz meinerseits«, pflichtete ich ihm bei. »Es ist eine Überraschung und ein Vergnügen, meine Muttersprache zu hören.«

»Berufliches Wissen, mein Lieber. Vergleichender Kulturologe. Sie sind Amerikaner, ich weiß. Ich will versuchen, Sie zu placieren – Südstaaten, nicht dort geboren. Möglicherweise Neuengland, überlagert von abgewandelter mittelwestlicher Mundart, vielleicht Kalifornien. Grundform unter Mittelklasse, gemischt.«

Dieser glatte Bursche war gut. Mutter und ich hatten von 1942 bis 1945 in Boston gelebt, während mein Vater in Europa gewesen war. Ich werde nie diese Winter vergessen; von November bis April trug ich Überschuhe. Vorher hatten wir in Georgia und Florida gewohnt, und während des Koreakriegs und später in La Jolla, Kalifornien. Untere Mittelklasse? Nach unserem ärmlichen Lebensstil mochte das zutreffen, aber Mutter hatte nicht so gedacht.

»Kommt ziemlich hin«, sagte ich. »Ich kenne einen Ihrer Kollegen.«

»Ich weiß, wen Sie meinen, den ›verrückten Wissenschaftler«. Herrlich komische Theorien. Aber sagen Sie mir: Wie sahen die Dinge aus, als Sie Ihre Heimat verließen? Insbesondere, wie kommen die Vereinigten Staaten mit ihrem vortrefflichen Experiment voran?«

»Vortreffliches Experiment?« Ich mußte überlegen; die Prohibition war schon vor meiner Geburt aufgegeben worden. »Ach, das wurde widerrufen.«

»Wirklich? Ich muß unbedingt mal wieder hin, für eine Felduntersuchung. Was habt ihr jetzt? Eine Militärdiktatur? Ich konnte sehen, daß Ihr Land in die Richtung steuerte, aber ich erwartete es nicht so bald.«

»Nein, nein«, sagte ich. »Ich sprach von der Prohibition.«

»Ach, das. Symptomatisch, aber kein grundlegender Zug. Nein, ich meinte die amüsante Idee der Cliquenherrschaft durch Massenmanipulation. ›Demokratie.« Ein interessantes Phänomen,

nicht einzigartig, aber in Ihrem Land erstmalig im Mammutmaßstab versucht. Schon bevor Sie geboren wurden, ohne Zweifel. Ich dachte, Sie meinten, daß selbst der Leichnam dieses Systems vom Gang der Geschichte fortgeschwemmt worden wäre.« Er lächelte. »Dann haben sie also immer noch diesen Wahlrummel und alles das?«

»Wenn sich seit meinem Weggang nichts geändert hat, ja.«

»Wunderbar. Einfach phantastisch. Nun, wir müssen zusammenkommen, ich möchte Sie ausfragen. Ich studiere Ihren Planeten seit langer Zeit – die erstaunlichste Pathologie im erforschten Komplex. Bis später.«

Ich erzählte Rufo davon. »Rufo, ich weiß, daß ich von einem barbarischen Planeten komme. Aber entschuldigt das seine Unverschämtheit? Oder war es keine Unverschämtheit? Ich habe noch nicht richtig begriffen, was hier gute Manieren sind.«

Rufo schüttelte seinen Kopf. »Es wird überall als schlechte Manieren angesehen, wenn sich einer über den Geburtsort, den Stamm oder die Sitten eines anderen in spöttischer Weise äußert. Er tut es auf eigene Gefahr. Wenn du ihn tötest, wird dir nichts passieren.«

»Ich will ihn nicht töten; so wichtig ist mir die Sache nicht.«

»Dann vergiß den Vorfall. Nebbi ist ein Snob. Er weiß einiges, versteht nichts und denkt, die Universen wären besser, wenn er sie entworfen hätte. Du kannst ihn ignorieren.«

»Das werde ich tun. Es war nur ... Sieh mal, Rufo, mein Land hat eine Menge Fehler, das weiß ich gut genug. Aber ich lasse es mir nicht gern von einem Fremden vorhalten.«

»Wer tut das? Ich mag deine Heimat. Ich kenne sie. Aber ich bin kein Fremder, und dies ist nicht spöttisch gemeint: Nebbi hatte recht.«

»Was?«

»Ja. Demokratie kann nicht funktionieren. Er ist eine Theorie, die auf der Annahme basiert, alle Bürger eines Staates seien politisch mündige Menschen. Ein solcher Idealzustand ist

natürlich noch nie erreicht worden. Noch in jeder sogenannten Demokratie haben sich sehr bald militärische oder Wirtschaftliche Machtcliquen herausgebildet, denen es auf die Stabilisierung ihrer Herrschaft ankam. Die aber wäre äußerst gefährdet, wenn sie dumm genug wären, die breite Mehrheit des Volkes zu politisch selbständigen Individuen zu erziehen. Also hält man die Massen in einem Zustand politischer Ignoranz und läßt sie zugleich ein bißchen mitspielen, damit sie glauben, sie könnten bei den Entscheidungen mitwirken. Aber in Wirklichkeit wird dem Wählervolk keine echte Alternative geboten. Mal gewinnt die eine Partei, mal die andere, und so kommen die paar rivalisierenden Machtcliquen abwechselnd zum Absahnen an die Reihe. Oder es sind immer dieselben Leute, die die Fäden in der Hand behalten und sich die politischen Repräsentanten durch Wahlhilfe und so weiter hörig machen.

Aber eine demokratische Regierungsform kann trotzdem in Ordnung sein, nämlich dann, wenn sie nicht funktioniert. In diesem Fall läßt sie allen Strömungen Raum und bietet dem einzelnen ein Höchstmaß an Bewegungsfreiheit bei einem Minimum an Kontrolle. Auf diese Weise bleibt das System für wirkliche Veränderungen offen.«

Rufo blickte wieder auf mein Schwert. »Alter Freund, du bist nicht gekommen, um dich über Nebbi zu beklagen oder meine politischen Monologe anzuhören.«

»Nein.« Ich warf einen Blick auf die scharfe Klinge an meiner Seite. »Ich habe das mitgebracht, um dich zu rasieren. Rufo.«

»Häh?«

»Ich habe dir versprochen, daß ich deinen Leichnam rasieren würde. Ich schulde es dir für die gekonnte Arbeit, die du an mir geleistet hast. Hier bin ich also, um den Barbier zu rasieren.«

Er sagte langsam: »Aber noch bin ich kein Leichnam.« Er rührte sich nicht, aber seine Augen schätzten die Distanz zwischen uns ab. Rufo verließ sich nicht auf unsere Waffenbrüderschaft oder auf meine Ritterlichkeit; er hatte zu lange gelebt.

»Oh, das läßt sich arrangieren«, sagte ich munter. »Es sei denn, ich bekomme aufrichtige Antworten von dir.«

Er entspannte sich ein wenig. »Ich werde es versuchen, Oscar.«

»Mehr als das, bitte. Du bist meine letzte Hoffnung, Rufo. Dieses Gespräch muß unter uns bleiben.«

»Mein Wort darauf.«

»Und offene Antworten; ich brauche sie. Ich suche deinen Rat über meine Ehe.«

Er schaute mißmutig drein. »Und ich wollte heute ausgehen. Oscar, lieber würde ich den Erstgeborenen einer Frau kritisieren, oder sogar ihren Geschmack in Hüten. Viel sicherer, einem Haifisch das Beißen zu lehren. Was, wenn ich mich weigere?«

»Dann wirst du rasiert!«

»Du würdest es tatsächlich tun, du Scharfrichter!« Er runzelte die Brauen. »Offene Antworten ... Du willst sie gar nicht, du willst eine Schulter zum Ausweinen.«

»Das vielleicht auch. Aber ich brauche wirklich aufrichtige Antworten, nicht die Lügen, die du im Schlaf hersagen kannst.«

»Also verliere ich in beiden Fällen. Einem Mann die Wahrheit über seine Ehe zu sagen, ist Selbstmord. Ich glaube, ich werde einfach stillsitzen und sehen, ob du das Herz hast, mich kaltblütig abzustechen.«

»Oh, Rufo, ich werde dir mein Schwert geben, damit du es wegschließen kannst, wenn du willst. Du weißt, daß ich niemals gegen dich ziehen würde.«

»Ich weiß nichts dergleichen«, sagte er. »Es gibt immer ein erstesmal. Halunken sind berechenbar, aber du bist ein Mann von Ehre, und das ängstigt mich. Können wir die Sache nicht über ein Videophon besprechen?«

»Hör auf mit dem Unsinn, Rufo. Ich habe sonst niemanden, an den ich mich wenden könnte. Ich weiß, daß ein Eheberater die Dinge klar aussprechen muß. Um des Blutes willen, das wir gemeinsam verloren haben, bitte ich dich um deinen Rat. Und um

die Offenheit, natürlich! Du sollst dir keine Beschränkungen auferlegen.«

»Natürlich«, sagst du? Als ich das letztmal Offenheit riskierte, warst du ganz dafür, mir die Zunge herauszuschneiden.« Er blickte mich mißvergnügt an. »Aber ich war immer ein Dummkopf, wenn es um Freundschaft ging. Höre, ich will dir einen Vorschlag machen. Du redest, ich werde zuhören ... und solltest du so lange reden, daß meine müden alten Nieren sich beschweren und ich gezwungen bin, deine willkommene Gesellschaft für einen Moment zu verlassen ... nun, dann wirst du mich mißverstehen und beleidigt fortgehen, und wir werden nicht mehr darüber reden. Einverstanden?«

»Okay.«

»Also, dann schieß los.«

Ich erzählte ihm von meinem Dilemma und von meiner Frustration, von unseren Streitereien und so manchen anderen Dingen, die am besten in der Familie bleiben. Ich mußte.

Rufo hörte aufmerksam zu. Nach einer Weile stand er auf und wanderte hin und her und machte ein besorgtes Gesicht. Einmal, als ich von den Männern berichtete, die Helena nach Hause gebracht hatte, unterbrach er mich: »Sie hätte ihre Mädchen nicht hereinrufen sollen. Aber mach dir nichts daraus, Junge. Sie denkt nie daran, daß Männer schüchtern sind, während Frauen bloß Sitten haben. Dieses Zugeständnis könntest du ihr machen.«

Später sagte er: »Kein Grund, auf Jocko eifersüchtig zu sein, Junge. Er schlägt eine Reißzwecke mit dem Schmiedehammer ein.«

»Ich bin nicht eifersüchtig.«

»Das sagte auch Menelaos. Aber laß Raum für das Geben und Nehmen. Jede Ehe braucht ihn.«

Zuletzt berichtete ich ihm von Helenas Voraussage, daß ich gehen würde. »Ich mache ihr keinerlei Vorwürfe, und die Aussprache hat mir geholfen. Ich glaube, ich kann es jetzt ausschwitzen, mich zusammenreißen und ein guter Ehemann sein.

Sie bringt furchtbare Opfer, um ihre Arbeit zu tun, und das mindeste, was ich tun kann, ist, ihr das Leben zu erleichtern. Sie ist so liebevoll und sanft und gut.«

Rufo blieb in einiger Entfernung von mir stehen, den Rücken seinem Schreibtisch zugekehrt. »Findest du das?«

»Ich weiß es.«

»Sie ist eine alte Schnalle.«

Sofort war ich aus meinem Sessel und auf ihm. Ich zog nicht. Ich dachte nicht daran und hätte es ohnehin nicht getan. Ich wollte ihn nur in die Hände kriegen und für die Beleidigung meiner geliebten Frau bestrafen.

Er sprang über seinen Schreibtisch wie ein Gummiball, und bis ich durch den Raum gerannt war, stand Rufo hinter dem Möbel, eine Hand in einer Schublade.

»So ein unartiger Junge«, sagte er. »Oscar, ich möchte dich nicht rasieren, also zwinge mich nicht dazu.«

»Komm 'raus und schlage dich wie ein Mann!«

»Niemals, alter Freund. Ein Schritt näher, und du bist Hundefutter. Alle deine feinen Versprechungen, deine Bitten. ›Sprich dich klar aus‹, sagtest du. ›Rede offen‹, sagtest du. Setz dich in den Sessel da.«

»Offen sprechen ist nicht gleichbedeutend mit beleidigenden Anwürfen!«

»Wer soll das beurteilen? Kann ich meine Bemerkungen zur Genehmigung einreichen, bevor ich sie mache? Du solltest dein gebrochenes Versprechen nicht noch durch kindliche Unlogik ergänzen. Und willst du mich zwingen, einen neuen Teppich zu kaufen? Ich behalte niemals einen, auf dem ich einen Freund getötet habe; die Flecken machen mich schwermütig. Setz dich in den Sessel da.«

Ich setzte mich.

»Nun«, sagte Rufo, ohne hinter dem Schreibtisch hervorzukommen, »wirst du zuhören, während ich rede. Oder vielleicht

ziehst du es vor, aufzustehen und hinauszugehen. In welchem Fall ich so erfreut sein könnte, dein häßliches Gesicht nicht mehr sehen zu müssen, daß ich es damit gut sein ließe. Oder ich könnte so verärgert über die Unterbrechung sein, daß du auf der Schwelle tot zusammenbrechen würdest, denn in mir hat sich allerhand angestaut, das nur zu gern herausmöchte.

Ich sagte«, fuhr er fort, »daß meine Großmutter eine alte Schnalle ist. Ich sage das so brutal, um deine Spannung zu entladen; jetzt wirst du wahrscheinlich nicht mehr allzu beleidigt über viele unangenehme Dinge sein, die ich noch zu sagen habe. Sie ist alt, das weißt du, obwohl es dir die meiste Zeit ohne Zweifel leichtfällt, es zu vergessen. Sie war schon alt, als ich ein Kleinkind war, das auf den Boden machte und bei ihrem Anblick vor Freude krächte. Eine Schnalle ist sie auch, und du weißt es. Ich hätte auch »erfahrene Frau« sagen können, aber ich mußte dich vor den Kopf stoßen; denn du bist dieser Erkenntnis selbst dann noch ausgewichen, als du mir erzähltest, wie gut du es weißt – und wie es dir egal ist. Oma ist eine alte Schnalle, davon gehen wir aus.

Und warum sollte sie etwas anderes sein? Du kannst dir selbst die Antwort darauf geben. Du bist dumm, du bist bloß jung. Gewöhnlich hat sie nur zwei mögliche Vergnügungen, und der anderen kann sie sich nicht hingeben.«

»Welches ist die andere?«

»Durch Bosheit schlechte Entscheidungen zu treffen, das ist das Vergnügen, das sie sich versagen muß. Also laß uns dankbar sein, daß ihr Körper dieses harmlose Sicherheitsventil eingebaut hat, sonst hätten wir alle schwer zu leiden, bevor jemand es fertigbrächte, sie zu töten. Kannst du dir vorstellen, wie unendlich überdrüssig sie der meisten Dinge sein muß? Dein eigener Lebensgenuß ist dir bereits vor Ablauf eines Jahres sauer geworden. Stell dir vor, wie es sein muß, Jahr für Jahr die gleichen ermüdenden Probleme und Fehler anhören zu müssen, mit nichts als der Hoffnung auf einen schlaunen Attentäter. Dann sei dankbar, daß sie immer noch Spaß an einem unschuldigen Vergnügen findet. Ich begrüße eine emotionale Balance, die sie braucht, um ihre

Arbeit zu tun, egal, womit diese Balance hergestellt wird. In diesem Sinne ist es nicht respektlos gemeint, wenn ich sie eine alte Schnalle nenne.

Auch hat sie nicht aufgehört zu sein, was sie ist, indem sie mit dir an einem sonnigen Tag auf einem Hügel einen albernen Vers aufsagte. Du glaubst, sie habe seither davon Urlaub genommen und halte sich nur an dich. Möglicherweise hat sie es, wenn du sie richtig zitiert hast und ich die Worte richtig lese; sie sagt immer die Wahrheit.

Aber niemals die ganze Wahrheit – wer kann das schon? –, und sie ist eine unerreichte Meisterin in der Kunst zu lügen, indem sie die Wahrheit sagt. Ich bin sicher, daß deinem Gedächtnis hier und da ein paar unschuldig klingende Worte entgangen sind, die ihr einen Ausweg öffneten und deine Gefühle schonten.

Wenn dies so ist, warum sollte sie mehr tun als deine Gefühle schonen? Sie hat dich gern, das ist klar – aber muß sie gleich fanatisch damit sein? Ihre ganze Ausbildung und auch ihre persönliche Neigung sind darauf ausgerichtet, jeden Fanatismus unter allen Umständen zu meiden und praktische Antworten zu finden. Selbst wenn sie die Schuhe bisher noch nicht durcheinandergebracht hat – die Zeit wird kommen, wo sie es möchte. Das kann in einer Woche sein, in einem Jahr oder erst in zwanzig Jahren. Sie kann Wege finden, dich nicht mit Worten anzulügen – und ihr Gewissen wird es nicht verletzen, weil sie keins hat. Nur Weisheit, völlig pragmatisch.«

Rufo räusperte sich nachdenklich. »Ich schätze meine Großmutter und liebe sie, soweit meine karge Natur es erlaubt, und das liegt daran, daß sie mir einen Schatten ihrer eigenen Persönlichkeit vererbt hat und ich sie verstehen kann. Wenn ihr der Dolch oder die Kugel oder das Gift des Attentäters lange genug erspart bleibt, wird sie als ›die Große‹ in die Geschichte eingehen. Aber du hast von ihren ›furchtbaren Opfern‹ gesprochen. Lächerlich! Es gefällt ihr, ›Ihre Weisheit‹ zu sein, die Achse, um die sich alle Welten drehen. Auch glaube ich nicht, daß sie dieses Amt für dich oder für fünfzig Bessere aufgeben würde. Auch darin

liegt kein Widerspruch zu dem, was sie dir gesagt hat: sie sagte ›wenn‹ ... wobei sie wußte, daß in fünfundzwanzig oder dreißig Jahren viel passieren kann, darunter mit ziemlicher Gewißheit, daß du nicht so lange bleiben wirst. Ein Schwindel.

Aber das ist noch der geringste Schwindel, den sie dir untergejubelt hat. Von dem Augenblick an, als sie dich das erstemal sah, hat sie dich immer wieder hereingelegt. Sie zwang dich, die Katze im Sack zu kaufen, verdrehte dir den Kopf, um dich besser lenken zu können, kühlte dich ab, als du mißtrauisch zu werden anfingst, trieb dich wie einen Ochsen zurück auf den Weg und deinem geplanten Schicksal entgegen – und brachte dich dahin, daß es dir gefiel. Mit Methoden ist sie nie zimperlich, und sie würde die Jungfrau Maria übers Ohr hauen und im gleichen Atemzug einen Pakt mit dem Alten in der Hölle schließen, wenn es ihren Zwecken dienlich wäre. Gewiß, du bekamst deinen Lohn, und nicht zu knapp; kleinlich ist sie keinesfalls. Aber es ist an der Zeit, daß du erfährst, wie du gegängelt worden bist. Damit kritisiere ich sie nicht; ich applaudiere ihrer taktischen Klugheit, und überdies hatte ich mitgeholfen – bis auf einen Moment, wo ich Mitleid mit dem Opfer hatte. Aber zu der Zeit hatte sie dich schon so fest an der Kandare, daß du nicht hören wolltest. Ich verlor für einen Augenblick meine Nerven, weil ich mir ausmalte, wie du mit in einen elenden Tod gingst.

Nun, ich mag sie. Ich respektiere sie. Ich bewundere sie. Ich liebe sie sogar ein bißchen. Ihre ganze Persönlichkeit, nicht nur ihre hübschen Aspekte, sondern auch alle die Unreinheiten, die ihren Stahl so hart machen, wie er sein muß. Wie ist es mit dir? Wie sind deine Gefühle jetzt – nachdem du weißt, was sie ist und wie sie dich hereingelegt hat?«

Ich saß immer noch. Das gefüllte Glas stand unberührt neben mir. Ich nahm es und stand auf. »Trinken wir auf die großartigste alte Schnalle in zwanzig Universen!«

Rufo sprang wieder über seinen Schreibtisch, ergriff sein Glas. »Sag das laut und oft! Und zu ihr, sie wird sich darüber freuen!«

Wir stürzten den Cognac hinunter und schlugen unsere Gläser zusammen, daß sie zersprangen. Rufo holte frische, schenkte ein, warf sich in einen Sessel und sagte: »Nun ans ernsthafte Trinken. Habe ich dir schon mal von der Zeit erzählt, wo mein ...«

»Du hast. Rufo, ich möchte mehr über diesen Schwindel wissen.«

»Was?«

»Nun, zum Beispiel, als wir das erstemal flogen. Damals machte ich mir keine Gedanken. Aber da Helena dies kann, hätten wir uns eine Menge ersparen können – Igli, die Gehörnten, den Sumpf, die mit Jocko verschwendete Zeit...«

»Verschwendet, sagst du?«

»Für ihren Zweck war die Zeit verschwendet. Und dann die Ratten und die Wildschweine und die Drachen! Wir hätten direkt von diesem ersten Tor zum zweiten fliegen können. Habe ich recht?«

Er schüttelte seinen Kopf. »Eben nicht.«

»Das sehe ich nicht ein.«

»Angenommen, sie hätte uns so weit fliegen können, eine Frage, die ich nie persönlich zu klären hoffe, aber lassen wir sie mal beiseite. Sie hätte uns also zu dem Tor geflogen, das sie vorzog. Was hättest du dann gemacht? Wenn du beinahe direkt von Nizza nach Karth-Hokesh katapultiert worden wärest? Hättest du angegriffen und gekämpft wie ein Wolf – wie du es getan hast? Oder hättest du gesagt: ›Meine Dame, Sie haben einen Fehler gemacht. Zeigen Sie mir den Weg aus diesem Gruselkabinett – ich kann nichts Erheiterndes daran finden.«

Aber hättest du gewonnen? Hättest du die Entschlossenheit und Kampfbereitschaft gezeigt, die nötig war?«

»Ich verstehe. Diese ersten Runden waren nur Manöver mit scharfer Munition für meine Ausbildung. War es überhaupt scharfe Munition? War dieser ganze erste Teil am Ende Schwindel? Vielleicht mit Hypnose? Weiß Gott, sie ist Expertin auf dem

Gebiet. Keine echte Gefahr, bis wir den schwarzen Turm erreichten?«

Rufo schüttelte heftig seinen Kopf. »Nein, nein! Oscar, jede von diesen Stationen hätte uns das Leben kosten können. Ich habe nie im Leben wilder gekämpft und mehr Angst gehabt. Nichts davon war vermeidbar. Ich kenne nicht alle ihre Gründe, ich bin nicht Ihre Weisheit. Aber sie würde nie ihr eigenes Leben riskieren, wenn keine Notwendigkeit bestünde. Wäre es nötig, würde sie zehn Millionen tapfere Männer opfern und das als billigeren Preis ansehen. Sie weiß, was sie wert ist. Aber sie kämpfte an unserer Seite, und mit allem, was sie hatte.«

»Ich verstehe trotzdem noch nicht alles.«

»Das wirst du nie. Und ich auch nicht, was das angeht. Wäre es möglich gewesen, hätte sie dich allein hineingeschickt. Und dann diese letzte, größte Gefahr, dieses Ding mit dem Namen ›Seelenesser‹, weil es vor dir so viele tapfere Männer tötete ... Hättest du verloren, wären sie und ich sofort umgekehrt und hätten versucht, uns den Rückweg freizukämpfen. Und wenn wir – eine unwahrscheinliche Annahme – entkommen wären, hätte sie keine Tränen um dich vergossen. Oder nicht viele. Und dann hätte sie weitere zwanzig oder dreißig Jahre gearbeitet, um einen anderen Kämpfer zu finden, sich hörig zu machen und auszubilden. Und sie hätte an seiner Seite ebenso mutig gekämpft. Sie hat Mut. Sie wußte, wie gering unsere Erfolgsaussichten waren; du wußtest es nicht. Hat sie eine Sekunde gezögert?«

»Nein.«

»Aber du warst der Schlüssel, der zuerst gefunden und dann passend zurechtgefeilt werden mußte. Du mußtest aus dir selber handeln, niemals als eine Art ferngelenkte Puppe, sonst hättest du nie gewinnen können. Eine andere als sie hätte einen solchen Mann nicht formen und so präparieren können, daß er im entscheidenden Augenblick richtig handelte. Sag mir, warum hast du Fechten gelernt? Es ist in Amerika ganz unüblich.«

»Was?« Ich mußte nachdenken. »Als wir nach Florida zogen, ging ich zu den Pfadfindern. Unser Gruppenleiter war ein Franzose, Lehrer an einer Schule. Er brachte einige von uns Jungen auf den Geschmack. Fechten gefiel mir, es war eine Sache, für die ich ein Talent hatte. Dann im College ...«

»Hast du dich schon mal gefragt, warum dieser Einwanderer diesen Job in dieser Stadt bekam? Und sich freiwillig für die Pfadfinderarbeit meldete? Oder warum dein College eine Fechtmannschaft hatte, während die meisten so etwas überhaupt nicht kennen? Ich kann dir sagen, wenn du anderswo hingegangen wärst, hätte es dort auch Fechtkurse gegeben. Bist du nicht mehr im Kampf gewesen als die meisten anderen ›Ausbilder‹?«

»Zum Teufel, ja!«

»Das hätte auch leicht ins Auge gehen können, mein Lieber – und sie hätte sich einem anderen Kandidaten zugewendet, der bereits vorbereitet wurde. Mein Junge, ich weiß nicht, wie du ausgewählt und von einem Dreikäsehoch zu dem Helden gemacht wurdest, der potentiell in dir steckte. Das war nicht mein Job. Meiner war einfacher – und ein bißchen gefährlicher. Dein Diener und dein rückwärtiges Augenpaar. Sieh dich um. Feine Umgebung für einen Diener, was?«

»Das ist wahr. Ich hatte beinahe vergessen, daß du unser vermeintlicher Diener warst.«

»›Vermeintlicher‹ zum Henker! Ich war es! Dreimal ging ich als ihr Diener nach Nevia, um für die Rolle zu üben. Jocko weiß heute noch nichts von den wirklichen Verhältnissen. Wenn ich ihn besuchte, wäre ich vermutlich willkommen. Aber nur in der Küche.«

»Aber warum? Dieser Teil kommt mir albern vor.«

»War er es? Als wir dich umgarnten, war dein Selbstbewußtsein in schlechtem Zustand; es mußte aufgebaut werden. Dazu wurde einer gebraucht, der dein und ihr Gepäck trug, dich ›Chef‹ nannte, den Tisch deckte und das Essen servierte.« Er setzte eine verdrießliche Miene auf. »Ich glaube immer noch, daß sie deine

ersten beiden Pfeile verhext hat. Eines Tages werde ich dich zur Revanche auffordern – wenn sie nicht in der Nähe ist.«

»Du vergißt, daß ich geübt habe.«

»Na, lassen wir das. Wir haben das Ei, das ist die entscheidende Sache. Und hier ist diese Flasche, und das ist auch wichtig.« Er schenkte von neuem ein. »Ist das jetzt alles, oder darf's noch was sein, Chef?«

»Das ist alles, du verdammter alter Halunke. Du hast die Dinge für mich zurechtgerückt. Oder mich wieder 'reingelegt.«

»Das war kein Betrug, Oscar, bei dem Blut, das wir vergossen haben. Ich habe die Wahrheit gesagt, so gut ich sie kenne, obwohl es mir nicht leicht wurde und dir vielleicht weh getan hat. Ich wollte dir nicht weh tun, du bist mein Freund. Diese steinige Straße mit dir gegangen zu sein, werde ich den Rest meines Lebens wie einen Schatz in der Erinnerung bewahren.«

»Mmm ... ja. Ich auch. Alles.«

»Warum machst du dann so ein Gesicht?«

»Rufo, ich verstehe sie jetzt, soweit ein gewöhnlicher Mensch das kann. Ich respektiere sie und liebe sie mehr denn je. Aber ich kann nicht jemandes Spielzeug sein. Nicht mal das ihre.«

»Ich bin froh, daß ich das nicht zu sagen brauche. Ja, sie hat recht. Sie hat immer recht, verdammt soll sie sein. Du mußt fortgehen; das liegt in euer beider Interesse. Die Trennung wird sie nicht allzu sehr schmerzen, aber das Bleiben würde dich mit der Zeit ruinieren.«

»Ja, es ist besser, ich gehe zu ihr – und werfe meine Schuhe vor die Tür.« Ich fühlte mich besser, wie wenn ich dem Chirurg gesagt hätte: Machen Sie nur; amputieren Sie.

»Tue das nicht!«

»Was?«

»Warum solltest du? Es gibt keine Notwendigkeit für irgend etwas Endgültiges. Wenn eine Ehe lange halten soll – und deine könnte vielleicht sogar sehr lange halten –, dann sollten auch die

Ferien lang sein. Ohne festen Termin, mein Junge, und ohne Versprechungen. Geh und sieh zu, was es anderswo in deinem Beruf zu tun gibt, und mache dir keine Sorgen. Komm in vier oder in vierzig Jahren zurück, und du wirst willkommen sein. Helden sitzen immer oben an der Tafel, es ist ihr Vorrecht. Und sie kommen und gehen, wann es ihnen gefällt, und auch das ist ihr Vorrecht. In einem kleineren Maßstab bist du so etwas wie sie.«

»Ein großes Kompliment.«

»Ich sagte, in einem kleineren Maßstab. Hm, Oscar, ein Teil deines Problems ist eine innere Notwendigkeit, deine Heimat wiederzusehen. Deine Perspektive wiederzugewinnen und herauszufinden, wer du bist. Alle Reisenden fühlen das, ich fühle es von Zeit zu Zeit selber.«

»Ich hatte nicht gemerkt, daß ich Heimweh habe, aber vielleicht ist es so.«

»Möglich, daß sie es bemerkt hat. Was mich angeht, ich gebe jeder meiner Frauen Urlaub von mir, wann immer ihr Gesicht zu vertraut aussieht – denn meins muß ihr dann schon bis zum Überdruß vertraut sein, bei meinem Aussehen. Warum nicht, Junge? Zur Erde zurückzukehren, ist nicht dasselbe wie Sterben. Ich werde bald hinreisen, darum arbeite ich diesen Papierkrieg auf. Vielleicht sind wir gleichzeitig dort ... und kommen für ein Gläschen oder zehn zusammen, erzählen uns Geschichten und lachen. Und kneifen die Kellnerin und sehen, was sie sagt. Warum nicht?«

Ich verließ Medio nicht in jener Woche, aber bald darauf. Helena und ich verbrachten eine wunderbare Nacht, bevor ich ging, und sie weinte, als sie mich küßte und »Au revoir!« sagte (nicht »Lebwohl«). Aber ich wußte, daß ihre Tränen trocknen würden, sobald ich außer Sicht käme; sie wußte, daß ich es wußte, aber trotz allem weinte auch ich.

Pan American ist ein lahmer Postkutschenbetrieb, verglichen mit den kommerziellen Toren. Ich wurde in drei raschen Wechseln und ohne Hokusfokus durchgeschleust. Ein Mädchen sagte: »Bitte, nehmen Sie Ihre Plätze ein« – und schon war es geschehen.

Ich kam auf der Erde heraus wie ein erfolgreicher Geschäftsmann, in einem maßgeschneiderten englischen Anzug, Paß und Papiere in der Brusttasche, das Schwert in einem eleganten schmalen Koffer, und mit einigen Schecks über sehr viel Geld, denn ich fand, daß es mir nichts ausmachte, die einem Helden angemessene Entlohnung anzunehmen. Ich traf in der Nähe von Zürich ein; die Adresse weiß ich nicht, dafür sorgt der Transportdienst.

Innerhalb weniger Tage wurden die Schecks zu Nummernkontos bei drei Schweizer Banken, denn ich hatte nicht die Absicht, Onkel Sam mit 91 Prozent an meinem Honorar zu beteiligen. In einer Welt mit anderem Kalender verliert man leicht das Gefühl für den irdischen Zeitablauf; ich hatte noch eine Woche Zeit, den nach meiner Entlassung aus der Armee gewährten kostenlosen Rücktransport wahrzunehmen, und es erschien mir ratsam, das zu tun – weniger auffällig. Also fuhr ich nach Frankfurt, meldete mich beim zuständigen Transportoffizier und wurde drei Tage darauf mit einem alten viermotorigen Transporter über Prestwick und Gander nach New York geflogen.

Die Straßen sahen schmutziger aus, die Gebäude nicht so groß – und die Schlagzeilen der Zeitungen waren schlimmer denn je. Ich hörte auf, Zeitungen zu lesen, und blieb nicht lange in New York;

ich hatte Kalifornien als meine »Heimat« betrachtet. Ich rief meine Mutter an. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich so lange nicht geschrieben hatte, und ich versprach, sie in Alaska zu besuchen, so bald es mir möglich wäre.

Kalifornien sah besser aus als New York. Aber es war nicht Nevia. Nicht mal Medio. Es war übervoller, als ich es in Erinnerung hatte. Alles was man zugunsten der kalifornischen Städte sagen kann, ist, daß sie nicht ganz so häßlich wie die meisten anderen Städte sind. Ich besuchte Onkel und Tante, weil sie gut zu mir gewesen waren, und ich dachte daran, etwas von meinem in der Schweiz liegenden Geld zu benützen, um ihn von den Unterhaltszahlungen an seine erste Frau freizukaufen. Aber die war gestorben, und die beiden sprachen von der Anschaffung eines neuen Wagens.

So blieb ich still. Ich war von zu viel Geld beinahe ruiniert worden, und das hatte mich klüger gemacht.

Der Campus schien geschrumpft zu sein, und die Studenten sahen alle so erstaunlich jung aus. Das beruhte auf Gegenseitigkeit, nehme ich an. Ich kam gerade aus der Cafeteria gegenüber vom Verwaltungstrakt, als zwei Kerle in bedruckten Collegesweatern hereinkamen und mich zur Seite stießen. Der zweite sagte: »Aufpassen, Väterchen!«

Ich ließ ihn leben.

Am gleichen Abend hörte ich von Joan, dem Mädchen, das ich vor der Militärdienstzeit gekannt und die mir später noch verschiedentlich geschrieben hatte. Ich hatte mir vorgenommen, sie und ihren Mann zu besuchen, nur mußte ich zuvor ihren neuen Namen herausbringen. Aber sie begegnete meiner Tante beim Einkaufen und rief mich an. Ihre Stimme klang freudig erregt.

Ich mußte noch am selben Abend zum Essen kommen.

Joan sah hübsch wie immer aus, legte mir ohne Umschweife die Arme um den Hals und gab mir einen herzhaften Willkommen-daheim-Kuß, schwesterlich, aber gut. Dann mußte

ich die Kinder sehen, eins fünf Monate, das andere gerade mit den ersten Wackelschritten beschäftigt.

Ihr Mann war in Los Angeles.

Ich hätte nach meinem Hut greifen sollen. Aber es war alles in Ordnung, denk dir nichts dabei, Jim hat angerufen und weiß Bescheid, natürlich darfst du mich zum Abendessen ausführen, er hat dich früher mal bei einem Rugbyspiel gesehen, und vielleicht hast du Lust, morgen abend mit ihm zu kegeln. Leider konnte ich keinen Babysitter kriegen, aber meine Schwester und mein Schwager kommen nachher noch auf einen Drink vorbei, du erinnerst dich bestimmt noch an sie, ach, da halten sie schon vor der Tür, und ich habe die Kinder noch nicht im Bett.

Ihre Schwester und ihr Schwager blieben für einen Cocktail; Joan und ihre Schwester brachten die Kinder zu Bett, während der Schwager mit mir im Wohnzimmer saß und fragte, wie die Dinge in Europa stünden, er habe von Joan gehört, daß ich gerade von dort gekommen sei. Und dann erzählte er mir, wie die Dinge in Europa standen und was daran zu tun wäre. »Wissen Sie, Mr. Gordon«, sagte er und klopfte mit dem Zeigefinger auf mein Knie, »ein Mann im Immobiliengeschäft muß ein ziemlich guter Kenner der menschlichen Natur sein, das geht gar nicht anders, und obwohl ich nicht wie Sie selber in Europa gewesen bin, ich hatte keine Zeit, denn jemand muß zu Hause bleiben und Steuern bezahlen und ein Auge auf die Dinge haben, während ihr glücklichen jungen Burschen die Welt seht, aber die menschliche Natur ist überall die gleiche, und wenn wir bloß eine kleine Atombombe auf Minsk oder Pinsk oder einen von diesen anderen Orten abwerfen würden, dann würde ihnen recht schnell ein Licht aufgehen und wir könnten mit all diesem politischen Hin und Her aufhören, das nur die Steuern hochtreibt und es dem Geschäftsmann schwer macht. Finden Sie nicht auch?«

Ich sagte, das sei ein Gesichtspunkt. Sie gingen, und er meinte, er werde mich morgen anrufen und mir ein paar ausgewählte Baugrundstücke zeigen, ausgezeichnete Gelegenheiten, die für fast ein Butterbrot zu haben seien und ganz bestimmt im Preis

gewaltig steigen würden, weil bald die neue Raketenfabrik in der Nähe errichtet werden solle. »Es war interessant, über Ihre Erfahrungen zu hören, Mr. Gordon, wirklich nett. Gelegentlich muß ich Ihnen mal eine Geschichte erzählen, die mir in Tijuana passiert ist, aber nicht, wenn die Frau dabei ist, ha, ha!«

Joan sagte zu mir: »Ich kann nicht verstehen, warum sie ihn geheiratet hat. Schenk mir noch einen Doppelten ein, ich kann ihn gebrauchen.«

Wir tranken beide einen Doppelten, und dann noch einen, und aßen um elf zu Abend. Joan wurde tränenreich, als ich darauf bestand, um drei Uhr zu gehen. Sie sagte mir, ich sei ein Feigling, und ich stimmte ihr zu; sie sagte mir, alles hätte so anders sein können, wenn ich damals nicht zur Armee gegangen wäre, und ich stimmte ihr wieder zu; dann sagte sie mir, ich solle den Hinterausgang benützen und kein Licht machen, und sie wünsche mich niemals wiederzusehen, und Jim werde am Siebzehnten nach Sausalito reisen.

Am folgenden Tag nahm ich eine Maschine nach Los Angeles.

Ich mache Joan keinen Vorwurf. Ich mag Joan. Ich respektiere sie und werde ihr immer dankbar sein. Sie ist ein feiner Mensch. Ihr Haus war sauber, ihre Kinder waren gesund und sauber und gut gepflegt. Sie ist großzügig und zuvorkommend und gutmütig.

Ebenso wenig fühle ich mich schuldig. Wenn ein Mann Achtung für die Gefühle eines Mädchens hat, gibt es eine Sache, die er nicht ausschlagen kann: eine Wiedersehensfeier, wenn sie eine will. Noch will ich vorgeben, daß ich es nicht auch gewollt hätte.

Über die ganze Strecke nach Los Angeles war ich außer Fassung. Nicht wegen ihres Mannes, er war nicht verletzt. Auch nicht wegen Joanie, die war nicht so leicht von den Füßen zu reißen und litt wohl kaum unter Reuegefühlen. Joanie ist ein braves Kind und hat einen guten Ausgleich zwischen ihrer Natur und einer unmöglichen Gesellschaft gefunden.

Trotzdem war ich außer Fassung.

Ein Mann sollte nicht die weiblichsten Qualitäten einer Frau kritisieren. Ich muß erklären, daß Joanie genauso süß und großzügig war wie die jüngere Joanie, die ich früher gekannt hatte. Der Fehler lag bei mir; ich hatte mich verändert.

Meine Beschwerden richten sich gegen die ganze Kultur, wobei kein Individuum mehr als ein kleines Stückchen Schuld trifft. Lassen Sie mich den weitgereisten Kulturologen und Lebemann Dr. Rufo zitieren:

»Oscar, wenn du nach Hause kommst, erwarte nicht zuviel von deinen weiblichen Landsleuten. Du wirst mit Sicherheit enttäuscht sein, und die armen Mädchen trifft keine Schuld daran. Die amerikanischen Frauen, nachdem sie aus ihren Sexualinstinkten hinaus konditioniert worden sind, kompensieren diesen Mangel durch zwanghaftes Interesse an Ritualen über der toten Hülle des ›Sex‹, und jede ist überzeugt, daß sie ›intuitiv‹ das richtige Ritual für die Beschwörung des Leichnams weiß. Sie glaubt zu wissen, und niemand kann sie eines Besseren belehren ... schon gar nicht ein Mann, der das Pech hat, mit ihnen im Bett zu sein. Also gib dir keine Mühe. Du wirst sie entweder wütend machen oder ihr Temperament zerstören, denn damit greifst du die heiligste der Kühe an: den Mythos, daß die Frauen alles über Sexualität wissen.

Die typische amerikanische Frau ist überzeugt, daß sie Talent als Modeschöpferin, als Innendekorateurin, als Feinschmeckerköchin und – vor allem – als Kurtisane habe. Gewöhnlich irrt sie sich dabei in vier Punkten. Aber versuche nicht, es ihr zu sagen.«

Er hatte hinzugefügt: »Anders wäre die Sache, wenn du ein Mädchen nicht über zwölf Jahre einfangen und von ihrer Umwelt – besonders aber von ihrer Mutter – trennen könntest. Aber mißverstehe mich nicht; es gleicht sich aus. Der amerikanische Mann ist überzeugt, daß er ein großartiger Soldat, ein großer Staatsmann und ein unwiderstehlicher Liebhaber sei. Zahllose Beispiele haben bewiesen, daß seine Selbsttäuschung nicht geringer ist als die ihre. Oder schlimmer. Kulturhistorisch gesprochen, es gibt überzeugende Indizien dafür, daß der ameri-

kanische Mann die Sexualität in deinem Land ermordet hat, und nicht die Frau.«

»Was kann ich daran ändern?«

»Geh nach Europa, wenn du kannst. Die europäischen Frauen sind beinahe ebenso unwissend, aber nicht annähernd so eingebildet, und oft lassen sie sich belehren.«

Als die Maschine landete, schlug ich mir das Thema aus dem Sinn; ich hatte vor, eine Zeitlang als Anachoret zu leben.

Ich hatte beschlossen, der Spießer zu sein, der ich von Natur aus bin, mit geregelter Arbeit und einem Ziel im Leben. Ich hätte von meinen schweizerischen Bankkonten als Playboy leben können. Aber ich war ein Playboy gewesen, es war nicht mein Stil. Ich hatte die größte Bierreise der Geschichte hinter mir – eine, an die ich keinen Augenblick glauben würde, wenn ich nicht so viel Beute gemacht hätte.

Mein erster Besuch galt dem California Institute of Technology. Ich konnte mir jetzt die beste Ausbildung leisten, und die war hier zu bekommen. Aber der Dekan, zu dessen Aufgaben die Zulassung neuer Studenten gehörte, ermutigte mich nicht. »Mr. Gordon, Sie wissen, daß wir mehr Bewerber abweisen als aufnehmen? Auch könnte ich Ihnen keinen Kredit für diese Überschreibung einräumen. Kein Vorwurf gegen Ihre frühere Ausbildungsstätte – und wir geben ehemaligen Armeeingehörigern gern eine Chance –, aber dieses Institut stellt höhere Ansprüche als die Mehrzahl der Colleges. Und noch etwas, Sie werden finden, daß Pasadena ein teures Pflaster ist.«

Ich sagte, ich würde gern ein Semester wiederholen, falls man dies für nötig halten sollte, und dann zeigte ich ihm den Kontoauszug einer meiner Bankguthaben und bot ihm einen Scheck für eine Jahresgebühr an. Den wollte er nicht nehmen, doch wurde er darauf sichtlich zugänglicher. Ich verließ ihn mit dem Eindruck, daß ein Studienplatz für E. C. »Oscar« Gordon gefunden werden könne.

Ich fuhr in die Stadt und leitete den bürokratischen Prozeß ein, der mich amtlich aus »Evelyn Cyril« zu »Oscar« machen sollte. Dann machte ich mich auf die Suche nach Arbeit.

Ich fand eine draußen im Tal, als technischer Zeichner in einer Abteilung einer Tochtergesellschaft eines Konzerns, der Autoreifen, Lebensmittelverarbeitungsmaschinen und andere Dinge machte – Raketen, in diesem Fall. Dieser Arbeitsplatz gehörte zum Gordon-Rehabilitierungsprogramm. Ein paar Monate über dem Zeichenbrett würden Erlerntes und bereits Halbvergessenenes wieder mobilisieren. Abends wollte ich lernen und Anfechtungen aus dem Weg gehen. Ich fand ein möbliertes Appartement in Sawtelle und kaufte einen gebrauchten Ford.

Nun fühlte ich mich endlich entspannt. Der »Held« war begraben. Alles was davon noch übrigblieb, war das Schwert, das über dem Fernseher hing. Aber ich nahm es oft in die Hand und balancierte es ... Ich beschloß, einen Fechtclub zu finden und Mitglied zu werden. Auch hatte ich im Tal einen Schießplatz für Bogenschützen gesehen. Es konnte nicht schaden, wenn ich mich ein wenig in Form hielt.

Inzwischen wollte ich die Beute in der Schweiz vergessen. Eines Tages, wenn ich mich selbständig machte, sollte sie mein Kapital sein. Das war es, was ich jetzt anvisierte: Boß. Selbständiger Architekt. Ein Lohnsklave ist immer noch ein Sklave. Aber ich hatte von Ihrer Weisheit gelernt, daß es mit Geld allein nicht unbedingt getan ist, schon gar nicht in diesem Beruf. Ich mußte eine Ausbildung haben.

So kam ich zur Ruhe. Meine Namensänderung wurde genehmigt, und Caltech ließ mich wissen, daß ich zum nächsten Sommersemester mit einem Studienplatz rechnen könne ...

Die Tage verbrachte ich am Zeichenbrett, die Abende vergrub ich mich in Büchern, die Wochenenden vergingen mit Bogenschießen und Fechten.

Aber ständig hatte ich diesen Traum ...

Das erstemal hatte ich ihn, gleich nachdem ich diesen Job als Zeichenknecht angenommen hatte, und nun hatte ich ihn fast jede Nacht.

Ich wandere diese lange, lange Straße entlang, und ich komme um eine Biegung, und da ist eine Burg voraus. Sie ist schön, Wimpel flattern auf den Türmen, und ein gewundener Anstieg führt zur Zugbrücke. Aber ich weiß, ich weiß einfach, daß in ihren Verliesen eine Prinzessin gefangen ist.

Dieser Teil ist immer derselbe. Einzelheiten variieren. Einmal vertrat mir ein freundlicher kleiner Steuerbeamter den Weg und erklärte mir, daß hier der Wegezoll zu entrichten sei –10 Prozent mehr, als was immer ich habe.

Ein anderesmal ist es ein Polizist, und er lehnt sich an mein Pferd (manchmal hat es vier Beine, manchmal acht) und schreibt einen Strafzettel wegen Behinderung des Verkehrs, fehlenden Führerscheins, Mißachtung eines Halteschildes und grober Unbotmäßigkeit. Er will wissen, ob ich eine behördliche Genehmigung zum Tragen dieser Lanze habe, und sagt mir, daß für jeden getöteten Drachen laut Jagdgesetz eine Gebühr von tausendfünfhundert Dollar zu entrichten sei.

Gelegentlich komme ich um diese Biegung, und eine solide metallene Woge vierspurigen Autobahnverkehrs braust auf mich zu. Das ist die schlimmste Variante.

Ich fing an, dies zu schreiben, nachdem die Träume begonnen hatten. Ich konnte nicht gut zu einem Psychoanalytiker gehen und sagen: »Hören Sie, Doktor, ich bin Held von Beruf, und meine Frau ist Kaiserin in einem anderen Universum ...« Noch weniger verlangte es mich nach seiner Couch. Warum sollte ich dort liegen

und ihm erzählen, wie meine Eltern mich als Kind mißhandelten (sie taten es nicht) und wie ich alles über die kleinen Mädchen herausbrachte (das ist meine Sache)?

Ich beschloß, mich einer Schreibmaschine zu offenbaren.

Das erleichterte mich, bedeutete jedoch nicht das Ende meiner Träume. Aber ich erfand ein neues Wort: »akulturiert«. Es bezeichnet, was einem Mitglied einer Kultur passiert, wenn es in eine andere versetzt wird, in die es nicht paßt. Zum Beispiel diese Indianer, die man in den Städten Arizonas herumstehen sieht, untätig, in Schaufenster blickend oder einfach herumlungern. Akulturation.

Ich nahm einen Bus ins Stadtzentrum, um einen Hals-, Nasen-, Ohrenarzt zu konsultieren. Helena hatte mir versprochen, daß ihre Therapie und die der Experten von Medio mich gegen die gewöhnlichen Erkältungskrankheiten immun gemacht habe – und das hat sie; wenn alle Leute schnupfen und husten, ich stecke mich nicht an. Aber selbst Therapeuten, die Langlebigkeit verabfolgen, können menschliches Gewebe nicht gegen Giftgas schützen. Der Smog von Los Angeles schaffte mich. Brennende Augen, Nase verstopft – zweimal die Woche fuhr ich zu diesem Spezialisten, um meiner Nase Schreckliches antun zu lassen. Ich pflegte meinen Wagen ein Stück außerhalb zu parken und mit dem Bus ins Zentrum zu fahren, weil Parken dort unmöglich war.

Im Bus hörte ich zwei Damen miteinander sprechen: »... so sehr ich sie verachte, du kannst keine Cocktailparty geben, ohne die Sylvesters einzuladen.«

Es klang wie eine fremde Sprache. Dann spielte ich sie zurück und verstand die Worte.

Aber warum mußte sie die Sylvesters einladen?

Wenn sie sie verachtete, warum ignoriert sie diese Leute nicht? Oder warum schlug sie ihnen nicht mit ihrem Gesangbuch auf die Köpfe?

In Gottes Namen, warum eine Cocktailparty geben? Leute, die einander nicht sonderlich mögen, stehen herum (nie genug Stühle),

reden über Dinge, die sie nicht interessieren, trinken Cocktails, die sie nicht wollen (warum eine Zeit festsetzen, um einen hinter die Binde zu gießen?), und werden angeheitert, so daß sie nicht merken, daß ihnen das Ganze keinen Spaß macht. Warum?

Ich erkannte, daß Akkulturation eingesetzt hatte. Ich paßte nicht dazu.

Von da an mied ich Busse und kassierte fünf Strafmandate und einen verbeulten Kotflügel. Auch hörte ich zu büffeln auf. Bücher schienen mir auf einmal keinen Sinn mehr zu haben, ein ungeheures Bla-bla-bla. Es war nicht die Methode, wie ich im lieben alten Medio gelernt hatte.

Aber ich hielt an meinem Job als technischer Zeichner fest. Ich hatte ein Talent für diese Arbeit und war bald mit komplizierten Aufträgen betraut worden.

Eines Tages rief mich der Abteilungsleiter zu sich. »Hier, Gordon, diese Montage, die Sie da gemacht haben ...«

Ich war stolz auf die Arbeit. Ich hatte mich an etwas erinnert, das ich auf Medio gesehen hatte. Ich hatte die Konstruktion in diese Zeichnung aufgenommen, die beweglichen Teile verringert und einen plumpen Entwurf so verbessert, daß es mir ein gutes Gefühl gab. Es war eine komplizierte Sache, und ich hatte eine zusätzliche Ansicht gezeichnet. »Nun?«

Er gab mir die Zeichnung zurück. »Machen Sie die noch mal. Machen Sie sie richtig.«

Ich erklärte ihm die Verbesserung und daß ich die Zeichnung gemacht hatte, um zu zeigen ...

Er schnitt mir das Wort ab. »Wir wollen keine bessere Methode, wir wollen unsere Methode.«

»Das ist Ihr Vorrecht«, sagte ich und kündigte, indem ich hinausging.

Meine Wohnung wirkte um diese Zeit an einem Arbeitstag fremd. Ich setzte mich hin und fing an, »Statische Probleme beim freien Vorbau von Brückenelementen« zu studieren – und schob das Buch weg. Dann stand ich auf und schaute mein Schwert an.

»Dum vivimus, vivamus!« Pfeifend schnallte ich es um, zog die blitzende Klinge und spürte dieses erregende Prickeln meinen Arm hinauflaufen.

Ich steckte das Schwert in die Scheide zurück, suchte ein paar Sachen zusammen, hauptsächlich Bargeld und Reiseschecks, ging hinaus. Ich hatte kein bestimmtes Ziel, wollte nur hinaus, fort!

Ich war ungefähr zwanzig Minuten gegangen, als ein Streifenwagen anhielt und mich zur Wache brachte.

Warum ich dieses Ding trüge? Ich erklärte, daß Ehrenmänner Schwerter trügen.

Wenn ich ihnen sagen könnte, bei welcher Filmgesellschaft ich sei, ein Telefonanruf würde die Sache klären. Oder war es das Fernsehen? Die Polizei habe Verständnis und sei zur Zusammenarbeit geneigt, schätze es aber, benachrichtigt zu werden.

Ob ich eine Lizenz für das Mitführen verborgener Waffen hätte? Ich sagte, es sei keine verborgene Waffe. Sie sagten mir, es sei eine – durch diese Scheide. Ich erwähnte die Verfassung; man klärte mich auf, daß der betreffende Verfassungsartikel keineswegs besage, jeder könne mit einer Plempe wie dieser durch die Stadt laufen. Ein Polyp wisperte dem Sergeant zu: »Hier steht es, Sarge. In den Durchführungsbestimmungen. Die Klinge ist länger als ...« Ich glaube, es waren drei Zoll. Es gab Ärger, als sie mir das Schwert wegzunehmen versuchten. Schließlich wurde ich eingesperrt, mit Schwert und allem.

Zwei Stunden später erwirkte mein Anwalt, daß die Sache als »Ungebührliches Verhalten« mit einer Ordnungsstrafe abgetan wurde, und nachdem man mir eine Vorladung zur Untersuchung meines Geisteszustands angekündigt hatte, ließ man mich frei.

Ich bedankte mich bei meinem Anwalt, zahlte ihn und nahm ein Taxi zum Flughafen und eine Maschine nach San Francisco. Vorher kaufte ich einen großen Tragbeutel mit einem Schulterriemen, groß genug, um das Schwert darin unterzubringen.

Am Abend ging ich in San Francisco zu einer zwanglosen Party. Ich traf diesen Burschen in einer Bar und bezahlte ihm einen Drink,

und er spendierte mir einen, und ich lud ihn zum Abendessen ein, und anschließend kauften wir eine Gallon Wein und gingen zu dieser Party. Ich hatte ihm erklärt, daß es keinen Sinn habe, auf ein College zu gehen und eine Methode zu lernen, wenn es bereits eine bessere gebe. Charlie sagte, er stimme mir völlig zu, und seine Freunde würden das gern hören und mit mir diskutieren. Also gingen wir hin.

Charlies Freunde wollten meine Theorien nicht hören, aber der Wein war willkommen, und ich setzte mich zu ihnen auf den Boden und hörte mir ein paar Protestsongs an. Die Männer trugen Bärte und kämmt ihr Haar nicht. Die Bärte halfen, so war leichter zu sehen, welche unter ihnen Mädchen waren. Ein Bartträger stand auf und rezitierte ein Gedicht. Der alte Jocko konnte es betrunken besser, aber ich sagte es nicht.

Es war nicht wie eine Party auf Nevia oder gar Medio, bis auf einen Umstand: Ich bekam einen Antrag. Ich wäre wahrscheinlich darauf eingegangen, wenn dieses Mädchen keine Sandalen getragen hätte; ihre Füße waren vom Staub eines langen Tages schwarz. Ich dachte an Zhai-i-van und ihren weichen, gepflegten Pelz und sagte ihr danke nein, ich stünde unter einem Gelübde.

Der Mann, der das Gedicht vorgetragen hatte, kam herüber und baute sich vor mir auf. »Mann, in welcher Gangsterschlacht hast du dir die Narbe geholt?«

Ich sagte ihm, daß es in Südostasien gewesen sei. Er blickte mich voll Verachtung an. »Söldner!«

»Nun, nicht immer«, erwiderte ich. »Manchmal schlage ich mich auch umsonst. Wie zum Beispiel jetzt.«

Ich warf ihn gegen eine Wand, hängte meinen Sack über die Schulter und ging. Ein Taxi brachte mich zum Flughafen – und dann Seattle und Anchorage, Alaska. Dort mußte ich einen Tag warten, dann kam ich am Luftwaffenstützpunkt Elmendorf an, nüchtern, unrasiert und das Schwert als Anglerausrüstung deklariert.

Mutter war glücklich, mich wiederzusehen, und auch die Kinder schienen sich zu freuen – ich hatte in Anchorage

Geschenke für sie eingekauft –, und mein Stiefvater und ich spannen unser Garn.

Eine wichtige Sache unternahm ich während meines Aufenthaltes in Alaska; ich flog zum Kap Barrow. Dort fand ich etwas von dem, was ich suchte; nicht viele Leute, keinen Schweiß, keinen Druck. Man blickt über das Eis hinaus und weiß, daß in der Richtung nur der Nordpol ist. Die Siedlung Barrow ist nur ein Eskimodorf und eine Radaranlage und meteorologische Station mit wenigen Weißen. Eskimos sind genauso nett, wie sie beschrieben worden sind. Ihre Babys schreien nie, die Erwachsenen scheinen nie grob oder ungeduldig zu sein – nur die zwischen den Hütten angebundenen Hunde sind schlecht gelaunt.

Aber auch die Eskimos sind heutzutage »zivilisiert«; die alten Bräuche sterben aus. Man kann in Barrow Fertiggerichte kaufen, und eine Verkehrsmaschine fliegt täglich in einem Himmel, durch den morgen schon Raketen ihre unheilvolle Bahn ziehen mögen.

Aber sie paddeln noch immer auf Seehundjagd hinaus ins Treibeis, und das Dorf ist reich, wenn sie einen Wal fangen, und leidet Hunger, wenn es ihnen nicht gelingt. Sie zählen die Zeit nicht und scheinen sich über nichts Sorgen zu machen. Fragt man einen Mann, wie alt er sei, antwortet er: »Oh, ich habe ein ziemliches Alter.« Das ist die Art des alten Rufo.

Sie ließen mich mit ihnen tanzen. Man muß Handschuhe tragen (in ihrer Weise sind sie so formell wie der Doral), und man stampft mit ihnen im Kreis herum und singt zum Rhythmus der Trommeln – und ich mußte auf einmal weinen. Ich weiß nicht, warum. Es war ein Tanz über einen kleinen alten Mann, der keine Frau hat, und nun sieht er einen Seehund ...

Ich verabschiedete mich, kehrte zurück nach Anchorage und flog weiter nach Kopenhagen. Aus zehntausend Metern Höhe sieht der Nordpol wie die schneebedeckte Prärie aus, bis auf schwarze Linien, die Wasser sind. Ich hatte nie erwartet, den Nordpol zu sehen.

Von Kopenhagen ging ich nach Stockholm. Marjatta war nicht bei ihren Eltern, denn sie hatte inzwischen geheiratet, aber ihre Wohnung war nur einen Block entfernt. Sie kochte mir dieses schwedische Gericht, und ihr Mann ist ein guter Kerl. Von Stockholm gab ich telefonisch eine Kleinanzeige für die Pariser Ausgabe der New York Herald Tribune durch, dann fuhr ich mit dem Zug nach Paris.

Ich ließ die Anzeige täglich wiederholen und saß gegenüber vom »Deux Magots« und stapelte Kaffeetassen und versuchte, mir keine Sorgen zu machen. Ich betrachtete die Mädchen und überlegte, was ich tun könne.

Wenn man sich vierzig Jahre oder so niederlassen sollte, wäre Nevia nicht ein hübscher Ort? Gewiß, es gibt dort Drachen. Aber es gibt keine Fliegen, keine Stechmücken und keinen Smog. Keine Parkprobleme und keine Autobahnverteiler, die wie Diagramme für Unterleibschirurgie aussehen. Nirgendwo eine Verkehrsampel.

Muri würde sich freuen, mich zu sehen. Ich könnte sie heiraten, und vielleicht auch noch ihre kleine Schwester, wie war doch gleich ihr Name? Warum nicht? Die Heiratsbräuche sind nicht überall die gleichen wie in Massachusetts, Gott sei es gedankt. Helena wäre erfreut; es würde ihr gefallen, mit Jocko verwandt zu sein.

Aber zuerst – oder jedenfalls bald – wollte ich Helena besuchen und den Stapel fremder Schuhe beiseitestoßen. Aber ich würde nicht bleiben; es würde »auf ein anderesmal« sein, und ich wußte, daß dies auch in Helenas Sinn wäre.

»Auf ein anderesmal«, weil es anderswo andere Jungfrauen gab, die gerettet werden mußten. Irgendwo. Und ein Mann muß in seinem Beruf arbeiten, wie weise Frauen wohl wissen.

»Ich kann vom Reisen nicht lassen; ich will das Leben bis auf den Bodensatz austrinken.« Ein langer Weg, ein Pfad, ein »königlicher Landstreicher«, ohne Gewißheit, wann und was es zu essen geben wird oder wo man schlafen wird, und mit wem. Aber irgendwo ist die trojanische Helena und alle ihre vielen Schwestern, und es gibt immer noch ehrenvolle Arbeit zu tun.

In einem Monat kann man viele Kaffeetassen leertrinken, und ich begann zu schwitzen und zu wüten, statt zu träumen. Warum, zum Teufel, ließ Rufo sich nicht blicken? War er zurückgekehrt? Oder ist er tot?

Oder war er »nie geboren«? Bin ich ein psychopathischer Fall, und was ist es in diesem Fall, das ich mit mir herumtrage, wohin ich auch gehe? Ein Schwert? Ich habe Angst, nachzusehen, also tue ich es – und nun habe ich Angst, andere zu fragen. Ich kannte mal einen alten Sergeanten, einen Berufssoldaten, der überzeugt war, daß ihm alle Diamantenminen Südafrikas gehörten; er verbrachte seine Abende mit der Buchführung für sie. Bin ich genauso ein glücklicher Irrer? Sind diese Francs in meiner Tasche der Rest meiner monatlichen Versehrtenrente ?

Bekommt man jemals zwei Chancen? Ist die Tür in der Wand immer fort, wenn man hinsieht?

Ich werde Rufo noch zwei weitere Wochen geben ...

Ich habe von Rufo gehört! Ein Zeitungsausschnitt mit meiner Anzeige wurde ihm zugeschickt, aber er hatte Schwierigkeiten. Am Telefon wollte er nicht viel sagen, doch soviel ich heraushörte, hatte er sich in Deutschland mit einem unersättlichen Fräulein eingelassen und konnte nur mit Not über die Grenze entkommen. Aber er wird heute abend hier sein. Er ist einer Veränderung der Planeten und Universen nicht abgeneigt und sagt, er habe einen interessanten Vorschlag zu machen. Ein wenig riskant, vielleicht, aber nicht langweilig. Ich glaube ihm. Rufo bringt es fertig, einem die Zigaretten zu stehlen, und ganz gewiß das Mädchen, aber in seiner Nähe ist es nie langweilig – und er würde sich eher in Stücke hauen lassen als einen im Stich zu lassen.

Und so werden wir morgen wieder auf der Straße des Ruhmes sein, mit Steinen und allem!

Haben Sie Drachen zu töten?

ENDE